LD 3936

Dr. von Rad
Augsburg
Maximiliansplatz D 36

Albrecht v. Rad.

Ao 1813. d. 19. Jan.

Geſchichtchen
für
meine Söhne.

Von

A. v. Kotzebue.

Erſtes Bändchen.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1812.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Vorwort.

Die Sammlung, von der ich hier das erſte Bändchen dem Publikum übergebe, gehört unter diejenigen meiner Schriften, die ich mit dem reinſten Vergnügen abgefaſſt habe, weil ich überzeugt bin, daß ſie vor allen das meiſte Gute ſtiften wird. Ja, ich ſchmeichle mir mit der Hoffnung,

ſie werde in manchen Erziehungs-Inſtituten als Leſebuch eingeführt werden.

Zwar mangelt es nicht an Erzählungen für Knaben, und die Verfaſſer derſelben haben es herzlich gut gemeint; doch kenne ich nur wenige, die im Stande wären, die Einbildungskraft ihrer jungen Leſer zu feſſeln, und ohne dieſen Zauber darf man ſich keine Wirkung verſprechen. Viele ſind zu trocken, mit Moral überladen, die doch nur der Knabe ſelbſt aus den Begebenheiten ableiten ſollte. Die Lehre: meide dieſen oder jenen Fehler! wird ihm ſelten vorſchweben, wol aber das Bild

des Jünglings, der dieſen oder jenen Fehler beging und dafür büßte.

Bouilly's Contes à ma fille haben mich zuerſt auf den Gedanken gebracht, ein ſolches Werkchen zu ſchreiben. Alle die Vorwürfe, welche deutſche Recenſenten, zum Theil mit großem Rechte, ſeinem Buche gemacht haben, (obſchon es in der Töchter-Schule von Ecouen eingeführt worden) habe ich zu vermeiden geſucht und würde ſie ohnehin vermieden haben. Bouilly ſchrieb für Franzoſen und in Paris, wo er den Hebel der Eitelkeit oft in Bewegung ſetzen mußte. Der

Deutſche verlangt reine Sittlichkeit, und ich habe dieſes erſte aller Bedürfniſſe bei einem ſolchen Buche nie aus den Augen verloren. Nicht für Knaben allein, mehr noch für Jünglinge habe ich geſchrieben, und ſo widme ich denn dieſe Sammlung

Allen meinen geliebten Söhnen!

ſelbſt dir, mein Wilhelm, der du ſchon in Italien und an der Donau brav gefochten, — ſelbſt Euch, mein Otto und Moritz, die ihr bereits die Welt umſegelt und Eurem Vaterlande rühmlich gedient habt. So lange Leidenſchaften des

Jünglings Bruſt beherrſchen und Irrthü=
mer in ſeinen Geiſt ſich einſchleichen, ſo
lange wird das Leſen eines Buches, wel=
ches Sittlichkeit und Lebensweisheit im
anmuthigen Gewande darſtellt, ihm nicht
unnütz ſeyn.

Vor Allen aber widme ich dieſe Ge=
ſchichtchen Euch, mein guter, rechtlicher
August, mein munterer Paul! Ihr
ſeyd in dem Alter, wo ſie den meiſten,
und hoffentlich den dauerndſten Eindruck
auf Euch machen werden. Bald vielleicht
wird auch Karl ſie verſtehn, und ſollte
ich nicht erleben, daß Fritz und Georg

ſich an ihnen ergetzen, ſo werden doch einſt auch ſie, wie Ihr Alle, ſich ihres Vaters gern dabei erinnern und ſeine Aſche ſegnen.

Inhalt.

Seite

Der Tauſendkünſtler. 1

Die Pomeranzenſchalen und die Melonenſchalen. Eine moraliſche Erzählung. . . 71

Der alte Oberrock und die alte Perrücke. Ein Seitenſtück zu dem vorigen. . . . 114

Belohnte Theilnahme. 182

Was geht es mich an? 263

Der Großſprecher. 283

Der Lügner. 317

Die Reiſe nach Köln. 355

Die wüſte Inſel. 395

Die Gefahren der Einbildungskraft. . . 446

Oswald und Guſtchen. 493

Der Tauſendkünſtler.

Vor vielen Jahren lebte an den Küſten der Oſtſee ein harter Fürſt, vor dem die Unterthanen zitterten, und dem ſeine eigenen Kinder nur ſchüchtern unter die Augen traten. In dieſes Fürſten Dienſten ſtand der Baron Fels, ein redlicher und eben ſo geſchickter Mann, dem ſeine Eltern bloß ein kleines, verſchuldetes Landgut hinterlieſſen. Allein er hatte ſich ein Vermögen erworben, auf das kein Gläubiger Beſchlag legen kann, nämlich Kenntniſſe und Talente. Durch beyde war es ihm gelungen, ſich in der Hauptſtadt auszuzeichnen, und im diplomatiſchen Fache ſich nach und nach unentbehrlich zu machen. An manchen fremden Höfen hatte er manches Jahr als Geſandter ſeines Fürſten

verlebt, und die ſchwierigſten Geſchäfte zu deſſen Zufriedenheit beendigt, bisweilen minder durch Gewandtheit im Negociiren, als durch ſeinen perſönlichen Character, der überall, wohin er kam, Achtung und Wohlwollen einflößte. In Rußland, wo er am längſten geweſen, hatte er ſich auch vermählt, und war Vater von zwey Söhnen geworden, Eugen und Woldemar. Gern hätte die häusliche Mutter den geliebten Kindern ſelbſt die erſte Nahrung gereicht, allein ihre damalige Kränklichkeit verſtattete es nicht; man mußte eine Amme wählen. An Lieflands Küſten liegen ein paar Inſeln, Dagö und Oeſel genannt, die berühmt ſind wegen der wackern Ammen, welche ſie liefern. Auch der Baroninn Fels war es zu Ohren gekommen, daß die reinlichen, gutmüthigen Inſulanerinnen die beſten Ammen wären, und ſogleich hatte die zärtliche Mutter ſich bemüht, der erſten Kindheit ihrer Söhne ſolche Ernährerinnen und Pflegerinnen zu verſchaffen. Es war ihr gelungen, und Eine derſelben hatte ſich ſo mit ganzer Seele

an ihre Pflegbefohlnen gehängt, daß ſogar die, bei dieſen Inſulanerinnen ſonſt ſehr rege, Vaterlandsliebe der Liebe zu den Kindern wich. Als der Geſandte zurückberufen wurde, war es ihr unmöglich, von den Kleinen ſich zu trennen, und ſie zog mit in die Heimath derſelben.

Hier wurde der Baron nicht nach Verdienſt empfangen, denn die letzte Unterhandlung war ihm mißlungen, und dieſes einzige, ohne ſein Verſchulden mißglückte, Geſchäft verlöſchte plötzlich die Erinnerung an ſeine langen treuen Dienſte. Er bekam einen trocknen Abſchied, eine magere Penſion.

Der redliche Mann, in ſeinem bisherigen Stande zu großem Aufwande genöthigt, hatte nichts erſparen können; es blieb ihm alſo keine andere Zuflucht, als ſein kleines Landgut an der Oſtſee, wo er ſich nun mit dem Ackerbau beſchäftigte und der Erziehung ſeiner Kinder ſich widmete. Nichts konnte verſchiedener und abſtechender ſeyn, als die Charactere der beyden Knaben. Eugen war träge und unbeholfen,

Woldemar lebhaft und geſchmeidig. Jener konnte ſich ganze Tage von Einem Sofa auf den andern wälzen; dieſer hüpfte und ſprang unaufhörlich im Graſe, im Sande, im Schnee, auch wol in allen Pfützen herum. Jener wollte nichts lernen, wenigſtens nichts Ueberflüſſiges, und dieſer Alles, es mochte auch noch ſo unbedeutend ſcheinen. Nur das väterliche Anſehen konnte Jenen in die Lehrſtunden ziehen, um mit träger Faſſungskraft ſich diejenigen Kenntniſſe anzueignen, die der Vater für unentbehrlich hielt. Aber nie forſchte er weiter, als der Lehrer ging, nie that er eine Frage an dieſen um Erläuterung oder Berichtigung, ſondern war froh, wenn er das Vorgetragene, ſo gut es gehen wollte, in ſein Gedächtniß gepfropft hatte. Woldemar hingegen konnte nie genung hören. Er verfolgte den Vater mit Fragen, auch nach geendigter Stunde, bald in den Garten, bald auf das Feld hinaus, und lernte auf ſolchen Spaziergängen oft am meiſten. Der Baron durfte nur ein Wort über irgend eine

Kunſt oder Wiſſenſchaft fallen laſſen, ſo war des Sohnes feurige Wißbegier geweckt, und er ruhte nicht eher, bis er deutliche Begriffe davon hatte.

So, zum Beyſpiel, erwähnte ſein Vater eines Tages zufällig der Kunſt, Briefe in Ziffern zu ſchreiben, und alſobald quälte ihn Woldemar ſo lange, bis er den Knaben das Dechiffriren lehrte. Monate lang beſchäftigte den muntern Buben dieſe geheimnißvolle Schrift, und der Vater mußte ihm nach und nach die ſchwerſten Aufgaben vorlegen, die ihm Hunger und Schlaf raubten, bis er ſie gelöst hatte.

„Wozu wird dir das nutzen?“ fragte Eugen lachend. „Das weiß ich nicht,“ antwortete Woldemar, „das gilt mir auch gleich „viel, wenn ichs nur kann.“

So lernte er unter andern auch von ſeiner Amme die eſthniſche Sprache ſehr geläufig, und Eugen wollte ſich krank darüber lachen. „Wie magſt du doch die Zeit ſo verderben?“ fragte er wieder. „Eine Sprache, die nur in einem

„Winkel des Erdbodens geredet wird, wohin „du in deinem Leben nicht kommen wirſt.“

„Wer kann das wiſſen?“ meinte Woldemar, und fuhr fort, mit ſeiner Amme nichts als eſthniſch zu ſprechen.

Der Baron hatte einen Kammerdiener, den er, in beſſern Zeiten, als ſeinen Begleiter auf allen Reiſen, ein wenig in der Wundarzney-kunſt hatte unterrichten laſſen. Jetzt war dieſer Menſch auf dem Lande das Orakel und die Zuflucht der Bauern in allen ihren leiblichen Nöthen, und immer begleitete ihn Woldemar als Handlanger, und lernte von ihm Aderlaſſen, eine Wunde verbinden, auch allenfalls ein zerbrochenes Bein ſchienen.

„Sehr gut,“ ſagte Eugen ſpöttiſch: „wenn „bey dem Regimente, das hier in der Nähe im „Quartiere ſteht, der alte Chirurgus ſtirbt, ſo „kannſt du um ſeine Stelle dich bewerben.“

„Das mag ich nicht,“ verſetzte Woldemar, aber es iſt doch gut, wenn man im „Nothfalle ſich und Andern zu helfen weiß.“

Oft, wenn der Förſter in den Wald ging, hüpfte der muntere Knabe hinter ihm her, ſammelte Kräuter und Schwämme, wußte jene zu nennen und anzuwenden, dieſe wohl zu unterſcheiden; beurtheilte das Alter der Bäume, ihre Höhe, ihren Standort nach Beſchaffenheit der Rinde. Mit dem Fiſcher wagte er ſich hinaus in die See, ſelbſt bey ſtürmiſchem Wetter, und konnte bald ein Boot ſo ſicher ſteuern, daß er die höchſten Wellen nicht ſcheute. Der Kutſcher war nicht geſchickter, als Woldemar im Einfahren junger Hengſte, und Eugen pflegte ſpöttelnd zu ſagen: „wenn ich einmal Herr von „dieſem Gute ſeyn werde, ſo will ich dich zu „meinem Leibkutſcher machen."

Aber Woldemar kehrte ſich an keine Spöttereyen. Wenn der Winter ihn zu Hauſe zu bleiben zwang, und in freien Stunden für ſeine Lernbegier ſich gar nichts zeigen wollte, ſo ſchlich er der Mutter überall nach, die eine treffliche Wirthin und Köchin war, lernte ihr alle ihre kleinen Kunſtſtücke ab, und wurde dafür

von dem Bruder mit dem Titel Topfgucker beehrt. Ja, er ſetzte ſich in den Abendſtunden wol gar hinter das Spinnrad einer Magd, verdarb und zerriß anfangs Manches, brachte es endlich aber ſo weit, daß er den feinſten Faden in der ganzen Gegend ſpinnen konnte.

Ein Landſtädtchen lag nur eine halbe Stunde von dem Gute entfernt. Ein Kammermädchen ſeiner Mutter hatte dort einen ehrlichen Glaſer geheirathet, und, da ſie der Familie, in der ſie groß gezogen worden, immer ſehr zugethan blieb, ſo lud ſie die jungen Herren oft zu ſich ein, bewirthete ſie mit Kuchen und Meth. Eine ſolche Gelegenheit, etwas Neues zu lernen, konnte Woldemar unmöglich entſchlüpfen laſſen. Sein Vater mußte ihm einen Diamant kaufen, mit dem er in Kurzem die Glasſcheiben trefflich zerſchnitt, und er freute ſich jedesmal, wenn auf dem Gute eine Fenſterſcheibe zerbrochen wurde, weil er dann ſeine Kunſt üben und zeigen konnte.

So erwarb er ſich den Namen des kleinen

Tauſendkünſtlers, unter dem das ganze Dorf ihn kannte, und durch den Eugen ihn vergebens zu necken glaubte. Gingen alle Neckereyen an dem muntern, gutmüthigen Knaben verloren, ſo ſprach er auch wohl im Ernſt mit weiſer Miene: „Mein Gott, Bruder! das „ſchickt ſich nicht für unſern Stand. Wir ſind „Edelleute. Für ſolche Bedürfniſſe hat man ja „Domeſtiken und Handwerker, die ihr Brot da„mit verdienen müſſen. Wann wirſt du jemals „in die Lage kommen, etwas dergleichen anzu„wenden, ohne dich lächerlich dadurch zu „machen?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Woldemar, „und deswegen lerne ich es auch nicht. „Aber der Vater hat oft geſagt: man müſſe „keine Kenntniß verſchmähen, ſie ſcheine noch „ſo gering; es fände ſich doch wol ein Augen„blick im menſchlichen Leben, wo man ſich oder „Andern damit nützen könne."

„Auch durch Spinnen oder durch Eſthniſch „reden?" fragte Eugen ſpöttiſch.

„Warum nicht?“ erwiederte Woldemar. „Und kurz, es macht mir Vergnügen, Alles „zu lernen, wozu ich die Zeit dem Unterrichte „des Vaters nicht entwenden darf. Ich meine, „das ſey wol eben ſo gut, als von Einem „Sofa zum andern taumeln.“

Eugen hatte nunmehr ſein zwanzigſtes, Woldemar ſein achtzehntes Jahr erreicht, als ihr Vater ſtarb, und ſeine Familie, wo nicht in Dürftigkeit, doch in ſehr beſchränkten Glücksumſtänden hinterließ. Die kleine Penſion, deren er genoſſen, wurde nun eingezogen, und die Einkünfte des Gutes reichten nicht hin, um der Mutter mit zwey Söhnen ein anſtändiges Auskommen zu verſchaffen. Es wurde beſchloſſen, daß Eugen der Landwirthſchaft vorſtehn, für Woldemar hingegen ein anderes Unterkommen geſucht werden ſollte. Auf Verwendung eines Oheims, der bey Hofe etwas galt, nahm ihn der Fürſt zum Pagen auf. Er war noch nie in die große Welt gekommen, das machte ihn anfangs ſchüchtern, und dieſe Blö-

digkeit, welche zu überwinden ihn faſt ein ganzes Jahr koſtete, galt Vielen für Dummheit; darum blieb er unbemerkt.

Es war eine trübe Zeit am Hofe, in der er ſeinen Dienſt antrat. Das Alter hatte den Fürſten immer härter und argwöhniſcher gemacht. Er traute Niemanden mehr, auch nicht einmal ſeinen Kindern. Nur der ſtolze Graf Hohenberg hatte ſich ſeiner ſo ganz bemächtigt, daß ohne dieſen Günſtling nichts geſchah, durch ihn Alles. Jedermann empörte der Uebermuth, den er ſelbſt gegen die fürſtliche Familie bewies. Am meiſten litt der Erbprinz, ein junger, liebenswürdiger Mann, dem alle Herzen anhingen. Aber eben darum haßte ihn der Vater, denn er ſah in ihm nur einen, vom Volke erſeufzten, Nachfolger, der vielleicht gar auf ſeinen Tod mit Verlangen warte. Des Prinzen kindliches Betragen konnte ihn nicht entwaffnen, er hielt es für Heucheley. Der Günſtling ſchürte den väterlichen Argwohn, legte die unbedeutendſten Handlungen des Prinzen gehäſſig aus, und

bürdete oft ihm Dinge auf, an die er nicht gedacht hatte, über die er ſich nicht einmal rechtfertigen konnte, weil er die Verleumdungen ſelten erfuhr. Nur das wußte er, daß er von Spionen umgeben war, und keinen unbemerkten Schritt thun konnte.

Die Einliſpelungen des Grafen erſtickten nach und nach jede väterliche Regung in des Fürſten Bruſt, und ſchon ging er, ſeit einiger Zeit, mit dem Gedanken ſchwanger, den Prinzen ganz vom Hofe zu entfernen, um ihn, vielleicht gar im Kerker, der Liebe des Volks zu entrücken.

Woldemar wußte natürlich von dem Allem nichts; aber auch er liebte den jungen Fürſten, von dem er ſo viel Gutes ſah und hörte, ja ſeine Neigung für ihn ſtieg bis zu einer Art von Schwärmerey, da der Prinz bey mehrern Gelegenheiten recht freundlich gegen ihn war.

Um dieſe Zeit begab es ſich, daß er eines Morgens in einem Luſtwäldchen ſpazieren ging, welches an die Hauptſtadt grenzte. Plötzlich hörte er das Raſſeln eines Wagens hinter ſich

und vernahm ein Gekreiſch. Er wandte ſich und ſiehe, da rannten zwei muthige, vor einem halben Wagen geſpannte, Hengſte in vollem Galopp auf ihn zu. Der Kutſcher war vom Bocke gefallen, ein Bedienter keuchte hinterher. Ein junges, ſchönes Mädchen im Morgenkleide ſaß in dem Wagen leichenblaß und ſchrie um Hülfe. Die Pferde hatten ſich in die Stränge verwickelt, das machte ſie immer wilder. Sie ſchnaubten und ſchlugen die Funken aus den Kieſeln, und hatten ſich bereits dem Graben rechter Hand ſo ſehr genähert, daß man jeden Augenblick den Sturz des Wagens erwarten mußte.

Da ſtellte ſich Woldemar muthig in den Weg, fiel den Roſſen in die Zügel, in die Mähnen, ließ ſich eine Strecke weit ſchleifen, brachte ſie aber glücklich zum Stehen, denn ſeines Vaters Kutſcher hatte ihm gelehrt, wie man bey ſolchen Gelegenheiten raſch zugreifen und nur die Beſonnenheit nicht verlieren müſſe.

Der Wagen ſtand. Das ſchöne blaſſe Mädchen konnte nicht reden, mußte zuvor durch ei-

nen Thränenſtrom ihre Bruſt erleichtern. Woldemar ſagte kein Wort, und, während die Hengſte, durch ſeine Fauſt gebändigt, ſtampften und ſchnaubten, hing er mit ſtarrem Blick an der Engelsgeſtalt, die auf einmal, er wußte nicht wie ihm geſchah — in ſein Herz einzog. Er würde gern den ganzen Tag die Pferde gehalten haben, wenn das liebliche Mädchen nur immer ſtumm fortgeweint hätte; allein ſie erholte ſich und dankte ihm mit unausſprechlicher Freundlichkeit. Er ſtotterte einige unvernehmliche Worte. Jetzt keuchte auch der Bediente athemlos herbei und meldete, der Kutſcher ſei von dem Falle ſo betäubt, daß er unmöglich die gnädige Gräfin nach Hauſe fahren könne.

Emilie von Hohenberg — ſie war die einzige Tochter des Günſtlings — wollte ausſteigen, und den ziemlich weiten Weg zu Fuße machen, obgleich ſie, erſt kürzlich von einer Krankheit geneſen, zu einem ſolchen Spaziergange noch keine Kräfte hatte. Da faßte Woldemar ſich ein Herz und bat um Erlaub-

niß, ihr als Kutſcher zu dienen; er ſtehe mit ſeinem Leben dafür, daß er ſie glücklich heimbringen werde.

Die Zuverſicht, mit welcher der kräftige Jüngling ſprach, und der Beweis, den er ſo eben von ſeiner Stärke abgelegt, gaben der jungen Gräfinn den Muth, ſich ihm anzuvertrauen. Er ließ die Pferde von dem Bedienten halten, bis er ſich auf den Bock geſchwungen und die Zügel gefaßt; dann wandte er behende den Wagen, fuhr gleichſam im Triumph mit der ſchönen Emilie davon, und lenkte in der Stadt ſo geſchickt um jede Ecke, und wich ſo geſchickt jedem Karren aus, als ob er von Jugend auf zum Kutſcher erzogen worden wäre. Auf allen Straßen ſtanden die Leute ſtill, als ſie einen fürſtlichen Pagen auf dem Bocke erblickten, von allen Seiten hörte man Töne der Verwunderung; aber ihn irrte nichts, und er hielt nicht eher, bis er mit einem Prr! vor dem Pallaſte des Grafen die wilden Roſſe gleichſam bannte. Der Schweizer ſtürzte heraus.

Woldemar ſprang vom Bocke und ließ ihn die Pferde halten, um der jungen Gräfin aus dem Wagen zu helfen. Kaum hatte ſie, auf ſeinen Arm geſtützt, den Boden berührt und wollte ihm noch einmal danken, da war er verſchwunden. Ihr Auge ſuchte ihn vergebens unter dem Volke, das ſich gaffend um den Wagen geſammelt hatte. Er ging fröhlich heim, bei ſich ſelber murmelnd: „es war doch gut, daß ich „bei unſerm Kutſcher Thomas das Fahren „ein wenig lernte.“

Auf Emilien, die jetzt im ſechszehnten Jahre wie eine Roſenknospe blühte, hatten des Jünglings Erſcheinung, ſein Muth, ſeine Stärke, ſeine Beſcheidenheit, tiefen Eindruck gemacht. Sie konnte kaum erwarten, daß ihr Vater nach Hauſe kam, um mit der feurigſten Beredſamkeit ihm Woldemars Heldenthat zu ſchildern. Der kalte Höfling, der nur ſich ſelbſt, und nicht einmal ſeine ſchöne einzige Tochter liebte, hörte ohne Bewegung, in welcher Gefahr ſie geſchwebt, lobte jedoch kühl des

Pagen Benehmen und meinte, er müſſe dafür belohnt werden.

„Nicht wahr, lieber Vater, eine Lieute„nantsſtelle bei der Garde?“ ſagte Emilie bittend.

„Warum nicht gar!“ antwortete der finſtere Graf; „der junge Menſch iſt kaum ein „Jahr am Hofe, aus einer Familie, die kei„neswegs in Gnaden ſteht, und obendrein ein „armer Teufel. Ich werde ihm 25 Louisd'or „zuſtellen laſſen, das iſt für einen Pagen eine „ungeheure Summe, und er wird den Dienſt, „den er das Glück gehabt, der Tochter des Gra„fen Hohenberg zu erweiſen, reich vergol„ten glauben.“

Emiliens zartes Gemüth empörte ſich gegen eine ſolche Belohnung, aber ſie durfte nicht widerſprechen, und mit Mühe erhielt ſie nur ſo viel, daß ihrem Retter das Geld nicht durch den Haushofmeiſter gebracht werden ſollte, ſondern daß ſie ſelbſt es ihm einhändigen dürfte.

Sie hoffte das mit einer Art zu thun, die des Jünglings Zartgefühl ſchonen würde.

Dem zu Folge empfing Woldemar am andern Morgen eine Einladung, im Pallaſte des Grafen zu erſcheinen. Mit klopfendem Herzen ging er hin und wurde in Emiliens Zimmer geführt. Sie ſelbſt war noch nicht gegenwärtig, ihr Vater hatte ſie rufen laſſen. Er blieb faſt eine Viertelſtunde allein, doch Langeweile konnte ihn nicht beſchleichen. Ein altes Sprichwort behauptet: nenne mir deine Freunde und ich will dir ſagen, was an dir iſt. Eben ſo wahr möchte es heißen; laß mich deine lebloſen Umgebungen ſehen, und ich will dich daraus erkennen. Beſonders gilt das von Frauenzimmern. Wenn ihre Stühle voller Kleidungsſtücke vom geſtrigen Tage liegen, ausgeriſſene Haarwickel auf dem Fußboden ſich herumtreiben, in jedem Winkel ein ausgetretener Schuh ſich zeigt u. ſ. w., ſo iſt wenigſtens zu wetten, daß der Bewohnerin mancher Liebreiz, wo nicht des Körpers, doch der Seele mangelt.

Bey Emilien war es anders. Eine ſittſame Reinlichkeit, eine beſcheidne Eleganz ſchmückten ihre Wohnung. Eine Harfe ſtand in der Ecke, ein Stickrahmen unter dem Fenſter. Auf dem Rahmen lag ein halb zerriſſener Brief, auf deſſen Eine Hälfte Seide gewickelt worden; die Andere, die Woldemar flüchtig zu durchlaufen ſeinen Augen nicht wehren konnte, enthielten eine Dankſagung für Wohlthaten, einer armen Familie erzeigt. Auch einige Bücher auf dem Tiſche reizten ſeine Neubegier. Er fand Bouilly's Contes à ma fille, Schillers Wallenſtein und Garve's Ueberſetzung von Cicero's Buch von den Pflichten. In dem letzten lag ein grünes Bändchen als Zeichen, und Woldemar machte ſich zum erſten Male in ſeinem Leben eines Diebſtahls ſchuldig, indem er mit zitternder Hand dieſes Bändchen herauszog und es in ſeinem Buſen verbarg.

Kaum hatte er den Raub in Sicherheit gebracht, als Emilie hereintrat, noch unendlich ſchöner als geſtern, wo Angſt und Schre-

cken ihr die Farbe raubten. Heute hingegen waren ihre Wangen mit Roſen übergoſſen; eine holde Verwirrung gab ihr neuen Liebreiz, denn ſie wußte nicht, wie ſie es einleiten ſollte, das Geſchenk ihres Vaters ihm annehmlich zu machen. Er theilte dieſe Verwirrung; denn er dachte an das grüne, geſtohlne Bändchen, von dem er, als er die Augen niederſchlug, zu ſeinem großen Schrecken, noch einen halben Zoll aus der Weſte hervorragen ſah. Emilie fühlte, daß es an ihr ſey, die peinliche Pauſe zu unterbrechen.

„Ich habe Sie zu mir bitten laſſen,“ hub ſie mit ſüßer, doch unſicherer, Stimme an, „um Ihnen nochmals für meine Rettung zu „danken.“

Woldemar bückte ſich und ſchwieg. Es liefen ihm eine Menge Redensarten durch den Kopf, die er hätte ſagen können, allein er wußte nicht, welche die rechte ſey, und ſagte alſo lieber nichts. Emilie fuhr ſtockend fort: „Was mich betrifft, ſo fühle ich wohl, daß

„ein ſolcher Dienſt nur dadurch vergolten wer=
„den kann, daß man ſich ſeiner zeitlebens mit
„warmer Dankbarkeit erinnert, und das werde
„ich, gewiß das werde ich!“

Eine zweyte ſtumme Verbeugung war die Antwort, bey der es Woldemar jedoch wagte, die Augen aufzuſchlagen, in die ſeine ganze Seele ſich gelagert hatte.

„Aber mein Vater,“ ſo ſprach Emilie weiter, und man ſpürte deutlich, daß eine gewiſſe Beklemmung ihre Zunge hemmte, „mein
„Vater hat geglaubt, ſeinen Dank noch auf
„eine andere Weiſe ausdrücken zu müſſen. In
„Ihrem Stande, in Ihrem Alter, ſo meint
„mein Vater, ſehne man ſich oft nach Ver=
„gnügungen, die nur Wohlhabenheit gewähren
„kann. Der Fürſt bezahle ſeine Diener etwas
„karg. Meinem Vater iſt der Gedanke pein=
„lich, daß der Retter ſeiner Tochter an irgend
„etwas Mangel leide könnte; darum bittet er,
„ihm zu vergönnen, daß er, für die große

„Freude, die Sie ihm gemacht, zu Ihren klei-
„nen Freuden etwas beytragen dürfe.“

Mit ſichtbarer Anſtrengung hatte ſie dieſe Rede vollendet, allein das Schwerſte war noch übrig, die Gabe ſelbſt ihm einzuhändigen. Sie zog bey den letzten Worten einen, von dunkelbrauner Seide und Silberfaden zierlich geſtrickten Beutel hervor, doch ihre Hand zuckte, nicht um die Welt hätte ſie den Beutel ihm reichen können. Sobald Woldemar ihn erblickte, und ihre Abſicht errieth, überzog eine Glut ſeine Wangen, ſeine Stirn, und ein edler Unwille ſprühte aus ſeinem Auge. „Um
„Gotteswillen!“ ſtammelte er, „laſſen Sie
„mich nicht ſo tief fühlen, wie wenig ich für
„Sie gethan habe. Bin ich denn nicht ſchon
„reich belohnt durch den herzerhebenden Ge-
„danken, das liebenswürdigſte Weſen in der
„ganzen Natur aus einer Gefahr befreyt zu
„haben? Und vergilt mir denn nicht ſchon die-
„ſer Augenblick, in dem ich Sie ſehen, zu Ih-
„nen ſprechen darf? — Wohlan, gnädige Grä-

„ſinn, wenn Sie Ihre Güte vollenden wollen, „ſo gewähren Sie mir Verzeihung für ein küh„nes Bekenntniß —“

Er hielt inne und Emilie erſchrak. Ein kühnes Bekenntniß? Was konnt' er damit meinen?

„Während der wenigen Minuten,“ fuhr Woldemar ſchüchtern fort, „die ich allein in „Ihrem Zimmer verweilte, hab' ich einen Raub „an Ihnen begangen. Verwandeln Sie dieſen „Raub in ein Geſchenk und Sie entlaſſen einen „Glücklichen.“

Kaum wagte Emilie ein fragendes Auge auf ihn zu richten. Er zog das grüne Bändchen hervor und deutete auf das Buch. Emilie erholte ſich und lächelte. „Meine alte „Gouvernante hat das Band da hinein gelegt,“ ſagte ſie, „doch wenn eine ſolche Kleinigkeit „Werth für Sie haben könnte, ſo würden „Sie den Beutel nicht verſchmähen, den ich „ſelber ſtrickte.“ Sie ſah bey dieſen Worten in ihre flache Hand, auf der der Beutel ruhte.

Haſtig ſtreckte Woldemar die ſeinige aus, ließ das Band fallen und ergriff den Beutel. „Sie machen mich plötzlich reich,“ ſagte er mit dem innigſten Gefühl; „doch ſoll „ich mit der Hoffnung mir ſchmeicheln dürfen, „Ihre Achtung zu gewinnen, ſo erlauben Sie „mir, von dieſem köſtlichen Geſchenk Alles zu „trennen, was ihm fremd iſt, und in meinen „Augen, meinem Herzen deſſen Werth verrin„gern könnte. Gewähren Sie mir den hohen „Genuß, wenigſtens Einmal in meinem Leben „an Ihrer Wohlthätigkeit Theil nehmen zu „dürfen. Ich muß meine ganze Kühnheit be„kennen: auch jenen zerriſſenen Brief auf Ih„rem Stickrahmen habe ich geleſen. Erlauben „Sie mir, die arme Familie, die Sie Ihres „Mitleids werth fanden, in Ihrem Namen „noch einmal zu beſchenken.“ Bey dieſen Worten ſchüttelte er die Goldſtücke auf den Brief, drückte dann den Beutel an ſein Herz und ſein Auge wurde feucht.

Auch in Emiliens ſchönem Auge ſchwamm

eine Thräne. Woldemar ſah es. Er konnte nicht mehr ſprechen; ſie auch nicht. Er verbeugte ſich und wollte gehen. Sie reichte ihm die Hand zum Kuß, er drückte ſie heftig an ſeine Lippen und ſtürzte hinaus.

Ein neues Leben war in ihm erwacht. Der Beutel wurde für ihn zum Talisman, der vor allem Böſen ihn bewahrte, und mit allen ſeinen Maſchen, gleichſam als mit tauſend Augen, beſtändig in ſein Herz ſchaute. Edle Liebe ſchützt am ſicherſten eines Jünglings Reinheit. Woldemars vormaliger, oft kecker Muthwille verwandelte ſich in ſanfte Munterkeit. Daß er liebte, wußte er ſelbſt nicht recht, er wußte nur, daß ihm wohl war, wenn er Emilien ſah.

Das geſchah jetzt öfter, denn als ſie ihr ſechszehntes Jahr erreicht hatte, wurde ſie zum erſten Male bei Hofe präſentirt. Der Page ſtand hinter der Fürſtinn, als die Oberhofmeiſterinn ihr die reich geſchmückte junge Gräfinn vorſtellte, die, mit Diamanten bedeckt, doch

minder reizend ſchien, als in dem leichten Morgenkleide, in dem ſie ihm ſtets vor Augen ſchwebte. Sie wurde zur Tafel gezogen und ſaß der Fürſtinn gegenüber. Woldemar hätte ſie ſo gern bedient, allein er durfte nicht von dem Seſſel der Fürſtinn weichen, die doch an dieſem Abend Manches zweymal fordern mußte, weil ihr Page in Emiliens Anſchauung ſich oft vergaß.

Auch die ſchöne junge Gräfinn hatte ihn, gleich beim Eintritt in den Saal, bemerkt, und freundlich gegrüßt, worüber ihr Vater am andern Morgen ihr bittere Vorwürfe machte. Einen Pagen grüßen! ein Mädchen dieſes Alters und Ranges, das zum erſten Male bei Hofe erſchien! hat man je dergleichen geſehen!

„Aber lieber Vater, ich bin ihm doch für„wahr großen Dank ſchuldig? wie könnt' ich „Stolz gegen ihn äußern?“

„Ich denke,“ ſagte der hochmüthige Günſtling, „für den kleinen Dienſt, den er dir er„wieſen, iſt er reich bezahlt worden. Ich be-

„gehre ja auch nicht von dir, daß du ihn mit „Stolz behandeln ſollſt, ich will, daß du ihn „gar nicht bemerkeſt; ich will, daß du dir die „Kunſt zu eigen macheſt, Leute zu überſe„hen, mit welchen ſich zu unterhalten läſtig „oder unſchicklich ſeyn würde.“

Aber Emilie lernte dieſe Hofkunſt nicht, nur beobachtete ſie ſich genauer in ihres Vaters Gegenwart, wußte jedoch immer einen Augenblick zu ſtehlen, in dem ſie ihren Pagen, wenigſtens durch einen Wink, freundlich grüßte, und es wurde ihr um ſo leichter, den bequemſten Augenblick zu wählen, da ſie ſicher ſeyn konnte, Woldemars Augen ſtets auf ſie geheftet zu finden. Er erwiederte ſolche Winke jedesmal durch eine ehrerbietige, halb verſtohlne Verbeugung, und dieſe ſtillen Unterhaltungen währten wohl ein ganzes Jahr. Nie wurde ein lautes Wörtchen zwiſchen ihnen gewechſelt.

Nun trug ſich eine Begebenheit zu, welche, dem Pagen nicht unrühmlich, ihn auf vierundzwanzig Stunden zum Geſpräch des ganzen Ho-

ſes machte. Es waren nemlich, einige Meilen von der Hauptſtadt, acht faſt verhungerte Menſchen in einem Boote gelandet, und bettelnd in ein Dorf gekommen, wo Niemand ihre Sprache verſtand. Der Gerichtshalter des Dorſes ſchickte die Fremdlinge in die Reſidenz, wo gleich am Thore Tauſend neugierige Pflaſtertreter ſie umringten und bis zu der Hanptwache begleiteten. Doch unter den Tauſenden war auch nicht Einer, der ihre kauderwelſche Mundart jemals vernommen hatte. Der wachhabende Offizier meldete den Vorfall dem Fürſten, der die Leute in einen großen Saal kommen ließ, ihre fremde Tracht, ihr gelbes Haar betrachtete, ſie unter ſich ſprechen hörte, und wünſchte, daß doch irgend Jemand an ſeinem Hofe ſie verſtehen möchte. In dieſem Augenblicke trat Woldemar herein, und kaum hatte er einige Worte aus dem Munde der Fremdlinge vernommen, ſo redete er ſie auf Eſthniſch an. Die armen Leute waren entzückt, ihre Mutterſprache zu hören; ſie drängten ſich zu ihm,

ſie umfaßten, nach ihrer Landesſitte, ſeine Knie und erzählten, daß ſie von der Inſel Oeſel auf Fiſcherei ausgegangen, durch einen Sturm in die hohe See verſchlagen, eine ganze Woche herumgetrieben worden, und in immerwährender Gefahr geſchwebt, durch Hunger oder in den Wellen umzukommen.

Woldemar wurde nun ihr Dollmetſcher und ſtellte ihre ausgeſtandene Noth dem Fürſten ſo beweglich vor, daß dieſer auf der Stelle befahl, ſie einige Tage gut zu bewirthen, und dann, mit hinlänglichem Reiſegelde verſehen, ſie in ihr Vaterland zurück zu ſenden. Er bemerkte bey dieſer Gelegenheit zum erſten Male ſeinen Pagen, der ihm erklären mußte, wie er zu der Kenntniß der eſthniſchen Sprache gelangt. Der Erbprinz klopfte ihn freundlich auf die Schulter, und ſagte: bravo, mein lieber Fels!

Woldemar empfand eine herzliche Freude über dieſen Zufall, ohne zu ahnen, welche wichtige Folgen er noch nach ſich ziehen würde.

Er beſuchte die Inſulaner täglich, ſo lange ſie in der Hauptſtadt ihre Kräfte zu der weiten Fußreiſe ſammelten; er ſorgte dafür, daß ihnen Alles gereicht wurde, was der Fürſt befohlen, und unterrichtete ſie, welchen Weg ſie zu nehmen hätten; ja, er ließ auch ſeine alte Amme nach der Stadt kommen, damit ſie einmal unter ihren Landsleuten ſich letzen und dieſe hinwiederum in der Fremde einer Bekanntinn ſich erfreuen möchten. Dafür ſegneten ſie am Abend vor ihrer Abreiſe den wackern jungen Herrn, und er riß ſich gerührt von ihnen los.

Es war ſchon dunkel, als er langſam und über das Abenteuer nachſinnend, nach dem Schloſſe zurückkehrte. Da begegnete ihm ein verſchleiertes Frauenzimmer, das ihn ſchüchtern fragte: ob er der Baron Fels ſey? — Er ſtutzte und bejahte es. „So folgen Sie mir geſchwind „zu meiner Gebieterin, die etwas ſehr Wichti„ges mit Ihnen zu ſprechen hat.“

„Wer iſt deine Gebieterin?“

„Die junge Gräfinn Hohenberg.“

Erſchrocken verſtummte Woldemar bey dieſen Worten und folgte dem Mädchen ſchweigend. Aber was in ſeiner Seele vorging, war ein ſeltſames Gemiſch von freudig-ängſtlicher Erwartung und einer Art von Unzufriedenheit mit dem Schritte, den Emilie, ſein hohes Ideal der Sittſamkeit, ſich erlaubte. Das Mädchen führte ihn in eine enge Straße, an welche die hintere Seite des gräflichen Pallaſtes ſtieß, ſchloß ein Pförtchen auf und zog ihn eine dunkle Wendeltreppe hinauf bis an eine Thür, vor welcher ein düſtres Lämpchen brannte. Hier klopfte ſie dreimal leiſe, und die Thür that ſich auf; Emilie ſelbſt hatte ſie geöffnet. Sie war ſo bleich als damals, da die wilden Roſſe mit ihr durchgingen. Sie winkte den Pagen zu ſich herein; dem Mädchen befahl ſie, vor der Thür zu wachen.

Der Jüngling, den die ganze Begebenheit ein Traum dünkte, gewann kaum ſo viel Faſſung, ſie zu begrüßen.

„Sie werden erſtaunen, Herr von Fels,“

hub ſie leiſe an, „daß ich um dieſe Zeit und „auf eine ſo ungewöhnliche Weiſe Sie zu mir „eingeladen; der Schritt, den ich thue, iſt „bloß eine Folge des Vertrauens, welches Sie „mir eingeflößt haben. Ich thue ihn, weil ich „kein anderes Mittel weiß, um unſern vor„trefflichen Erbprinzen zu retten. Mein Vater „war dieſen Nachmittag bei mir. Ich mußte „ihm, wie ich oft zu thun pflege, auf der „Harfe vorſpielen. Während dieſer Unterhal„tung wurde ihm ein Offizier gemeldet, der „mit Depeſchen als Courier aus unſerer Fe„ſtung Krammburg kam. Er ließ ihn in mein „Kabinet rufen, las dort einen Brief, und „unterhielt ſich dann lange, bald flüſternd, bald „ziemlich laut, mit dem Ueberbringer. Ich „phantaſirte indeſſen im Nebenzimmer auf mei„ner Harfe; auf mich gab man nicht acht, ſo „wenig als ich anfangs auf das Geſpräch. „Doch als ich einige Mal den Namen des „Prinzen nennen hörte, wurde ich aufmerkſam, „und ob es mir gleich unmöglich war, den Zu-

„ſammenhang des Geſprächs zu faſſen, ſo ver=
„nahm ich doch genug, um zu errathen, daß
„dieſem liebenswürdigen Fürſten eine große
„Gefahr drohe. Als mein Vater den Offizier
„beurlaubte, ſagte er ihm noch einmal: mor=
„gen früh Punct fünf Uhr. Er blieb
„noch eine Weile bei mir, ließ mich ſpielen,
„war aber ſehr zerſtreut, und verließ mich end=
„lich mit düſterer Stirn. Als er fort war,
„fand ich in meinem Kabinette den Brief, den
„er nachläſſig auf mein Fortepiano geworfen,
„vermuthlich weil er wußte, daß Niemand ihn
„leſen können, denn er iſt in Ziffern geſchrie=
„ben. Ich hielt das Unglückspapier zitternd in
„meiner Hand, und mich quälte der heftige
„Wunſch, es unſerm wackern Prinzen in die
„Hände zu ſpielen — aber wie? — welchem
„meiner Leute ſollte ich mich vertrauen? und
„welcher würde, ohne Aufſehen, bis zu ihm
„gedrungen ſeyn? — „Plötzlich fielen Sie mir
„ein. Baron Fels, dachte ich, kann zu je=
„der Stunde ſich ihm nahen; er iſt ein zuver=

„läſſiger junger Mann, und wird weder den „Prinzen, noch mich, verrathen. Jetzt wiſſen „Sie Alles. Hier iſt der Brief. Eilen Sie „nach Hofe und täuſchen Sie mein herzliches „Vertrauen nicht.“

Sie ſprach die letzten Worte ſüß bittend, und reichte ihm das Papier. Er ſtürzte zu ihren Füßen, er betheuerte, noch nie habe er dieſen Muth, dieſen Stolz empfunden; er drückte zum zweitenmale ihre ſchöne Hand an ſeine Lippen, er fühlte einen leiſen Druck und faſt betäubt verließ er ſie.

Es wurde ihm nicht ſchwer, den Prinzen ſogleich aufzufinden, der um dieſe Zeit in ſeiner Bibliothek zu leſen pflegte. Er erzählte haſtig, was ihm ſo eben begegnet, lieferte den Brief in des Prinzen Hände, und ſchwur zugleich mit jugendlichem Feuer, ihn nicht zu verlaſſen, im Nothfall ſein Blut für ihn zu verſpritzen. Der Prinz drückte ihm ſchweigend die Hand, warf einen Blick auf den Brief und ging einige Male auf und nieder. Dann hub er

an. „Ich habe längſt etwas dergleichen erwar„tet. Die unſelige Spannung zwiſchen mir „und meinem Vater, die von eigennützigen „Ohrenbläſern täglich höher getrieben wurde, „mußte endlich eine für mich traurige Cataſtro„phe herbei führen. Ein Unglück ſteht mir be„vor, aber welches? Der Brief iſt in Ziffern „geſchrieben, ich kann ihn nicht leſen, und un„ter den wenigen Vertrauten, die ich beſitze, „iſt keiner, der die Kunſt zu dechiffriren ver„ſteht; ich weiß alſo nicht einmal, worauf ich „mich vorzubereiten habe.“

„Wenn Ew. Durchlaucht mir erlauben „wollten,“ ſagte Woldemar haſtig, „ich „verſtehe zu dechiffriren.“

„Iſts möglich!“ rief der Prinz, „geſchwind „ſetzen Sie ſich!“

Woldemar ſetzte ſich und brachte in Kurzem Folgendes heraus: der Brief war von dem Commandanten von Krammburg geſchrieben. Er meldete darin dem Grafen, daß er, ſeinen Befehlen gemäß, die Zimmer für den Prinzen

ſo eingerichtet habe, daß durchaus Niemand zu ihm gelangen könne, und nun erwarte er den hohen Gefangenen, für den er mit ſeinem Kopfe hafte.

Ein Laut des Unwillens entfuhr dem Prinzen, doch erlaubte er ſich keine Klage, kein böſes Wort gegen ſeinen Vater. Düſter ſchweigend ging er auf und nieder. „Mein Prinz,“ hub endlich Woldemar an, „Sie haben keine „Zeit zu verlieren. Morgen früh Punct fünf „Uhr! das waren des Grafen letzte Worte zu „dem Offizier, der die Depeſche brachte. So „eben hat die Schloßuhr neun geſchlagen. Uns „bleiben vier bis fünf Stunden, um ihre Flucht „vorzubereiten. Fliehen Sie, um Gotteswil„len! Sie wagen ſonſt Ihre Freyheit auf viele „Jahre, vielleicht gar Ihr Leben!“

Der Prinz blieb vor ihm ſtehen und ſah ihn eine Weile nachdenkend an. „Sie haben „Recht,“ ſagte er, „hier wäre mein kindlicher „Gehorſam zu weit getrieben; meine Flucht er-

„ſpart meinem Vater eine Uebereilung — aber „die Zeit iſt zu kurz — ach, zu kurz!“

„Nicht doch, mein Prinz!“ rief Woldemar, „nennen Sie mir nur einige Perſonen, „auf die Sie ſich verlaſſen können.“

„Ich habe Niemanden, als meinen Kam„merdiener, meinen Stallmeiſter, und — (fügte „er mit Rührung hinzu) und Sie, lieber Fels!“

Woldemar ergriff ſeine Hand und drückte ſie mit beiden Händen an ſeine Bruſt. „Wenn „die Männer, die Sie mir genannt haben, „Ihnen ſo treu ergeben ſind, als ich, ſo ſind „Sie gerettet. Spåteſtens um zwey Uhr nach „Mitternacht halten Sie ſich bereit.“

Mit dieſen Worten eilte er hinaus, ſuchte den Stallmeiſter, ſuchte den Kammerdiener, fand beyde willig, jede Gefahr mit ihrem guten Herrn zu theilen, berieth ſich mit beiden über die Mittel zur Flucht, traf alle nöthigen Veranſtaltungen, und ſagte oft bei ſich ſelber: es war doch gut, daß ich dechiffriren gelernt. Noch vor zwei Uhr holte er den

Prinzen ab, der, in einen Soldatenmantel verhüllt, unbemerkt aus dem Schloſſe ſchlich. Am Thore gab Woldemar vor, er müſſe, auf Befehl des Fürſten, den Leibarzt holen, der in einem Garten in der Vorſtadt wohnte. Draußen fand der Prinz den Stallmeiſter und den Kammerdiener, beide zu Pferde, und auch für ihn und Woldemar ſtanden zwey muntere Roſſe bereit. Sie ſchwangen ſich darauf und ſprengten fort, der nächſten Grenze zu.

Als nun um fünf Uhr morgens die Wache den Prinzen aufheben wollte, er vermißt wurde, und Lärm im Schloſſe entſtand, hatten die Flüchtlinge ſchon einen ziemlichen Vorſprung gewonnen. Aber nun ließ der tobende Fürſt alle ſeine Huſaren aufſitzen und ſandte ſie Truppweiſe auf alle Straßen, mit dem gemeſſenen Befehl, den entwichenen Sohn ihm lebendig oder todt zu liefern. Der Prinz und ſeine Begleiter hatten ihre Pferde ſo angeſtrengt, daß ſie nach einigen Stunden ermüdeten und kaum mehr von der Stelle wollten.

„Haben wir nur erſt den Wald erreicht,“ ſagte der Stallmeiſter, „ſo lenken wir ab von „der Straße und ſuchen im Gebüſch ein entle„genes Plätzchen, wo wir uns und die Pferde „in Sicherheit erquicken, auch wohl den Ein„bruch der Nacht abwarten können.“ Aber bis zu dieſem Walde war noch eine ſtarke Meile, und die Pferde, die außer ihren Reitern, noch wohlbepackte Mantelſäcke trugen, ſchleppten ſich Schritt vor Schritt, oft ſtrauchelnd vorwärts.

Sie befanden ſich jetzt auf einer weiten Ebene, als ſie plötzlich in der Ferne hinter ſich Staubwolken aufſteigen ſahen. Ihnen ahnete nichts Gutes. Vergebens warfen ſie die Blicke ringsumher, um einen Schlupfwinkel zu erſpähen. Der Staub wälzte ſich immer näher — es war ein Detaſchement von zehn Huſaren — man ſah bald ihre Säbel blinken.

„Freunde,“ ſagte der Prinz, „wir kön„nen hier nicht ausweichen; aber bey Gott! „ich werde nicht lebendig in ihre Hände fallen. „Das Schickſal, welches mir bevorſtünde, wäre

„härter als der Tod. Rettet Euch, wenn Ihr „könnt! laßt mich hier allein, nur mich ſuchen „ſie, und wenn ſie mich erblicken, ſo werden „ſie Euch nicht weiter verfolgen.“ Mit dieſen „Worten wandte er ſein Pferd, und zog ſeine Piſtolen aus den Halftern. Keiner wollte ihn verlaſſen, Alle wandten ihre Roſſe gegen den Feind, Alle zogen ihre Piſtolen und bereiteten ſich zu einer blutigen Gegenwehr.

Das Detaſchement ſprengte heran. Als der Offizier an deſſen Spitze den Prinzen in dieſer Verfaſſung ſah, gebot er Halt! näherte ſich ehrerbietig, machte ihm ſeine Ordre bekannt, und bat ihn flehentlich, da er übermannt ſey, nicht unnützerweiſe ſein Leben in Gefahr zu ſetzen. Der Prinz achtete ſeine Bitten nicht, ſondern befahl ihm ſtolz, zurück zu weichen, und ihn ungehindert ſeine Straße ziehen zu laſſen. „Erinnern Sie ſich,“ rief er ihm zu, „daß ich einſt Ihr Fürſt ſeyn werde.“

„Dann werde ich Ihnen dienen,“ antwortete der Offizier, „eben ſo treu, als ich

„jetzt Ihrem Vater diene. Zum letzten Male, „ergeben Sie ſich!“

Als nun der Prinz beſtimmt erklärte, nur ſeines Leichnams könnte er habhaft werden, da gab der Offizier Befehl zum Angriffe. Der Prinz und ſeine Begleiter lösten ihre Piſtolen, verwundeten aber nur zwei Huſaren. Der Offizier ließ nicht ſchießen, ſondern attakirte ſie mit dem Säbel in der Fauſt, weil er ſie durchaus lebendig fangen wollte. Sie hatten raſch auch die ihrigen gezogen, und wehrten ſich verzweifelt. Aber ſchon war der Stallmeiſter im Kopfe, der Prinz im Arme verwundet, und die Gefangenſchaft im nächſten Augenblicke ſchien unvermeidlich — ſiehe, da zogen eben die acht Eſthländer ihres Weges daher. Kaum erblickte ſie Woldemar, als er in eſthniſcher Sprache ihnen zurief: Zu Hülfe, meine Freunde! zu Hülfe!

Dieſe Stimme, die von den dankbarn Eſthen ſogleich erkannt wurde, feuerte ſie plötzlich zum Kampfe an. Mit aufgehobenen Knüt-

teln ſtürzten ſie von hinten auf die Huſaren, die ſich eines ſolchen Ueberfalls nicht verſahen, warfen Einige von ihren Pferden, lähmten Andere durch ihre kräftigen Streiche die Arme, während der Prinz und ſeine Gefährten, durch dieſen Beyſtand neu ermuthigt, mit der Stärke der Verzweiflung auf ſie einhieben. In wenigen Minuten war der Kampf entſchieden. Zwei der Huſaren entrannen; die übrigen, zwar Alle nur leicht verwundet, konnten den Kampfplatz nicht verlaſſen, und mußten knirſchend ſehen, wie die Geretteten, von ihrer fremden Leibwache begleitet, langſam dem Walde zuzogen. Es war doch gut, ſagte Woldemar, daß ich Eſthniſch von meiner Amme lernte.

Indeſſen war die Gefahr noch nicht vorüber, und verdoppelte ſich ſogar durch die Wunden des Prinzen und des Stallmeiſters, die ihnen kaum vergönnten, ſich noch auf den Pferden zu halten. Der letztere, ein ehrlicher alter Mann, wollte zurück bleiben, ſich ſelber

ausliefern, um die Flucht ſeines guten Herrn nicht zu verzögern; allein der Prinz beſtand darauf, ſein Schickſal zu theilen. Er erinnerte ſich einer Förſterswittwe, deren Mann vormals bey Hofe als Büchſenſpanner gedient, und nachher, auf ſein Vorwort, zu einer einträglichen Stelle befördert worden, deſſen Kind er auch aus der Taufe gehoben. Der Mann war vor Kurzem geſtorben, das hatte der Prinz zufällig erfahren, allein vermuthlich lebte die Wittwe noch in der Förſterswohnung, die in einem abgelegenen Theile des Waldes befindlich war. Der Prinz hatte ein paar Male dort gejagt, und hoffte den Weg dahin wol noch wieder zu finden, wenn nur die lechzenden Pferde nicht umfielen, oder ſeine und des Stallmeiſters blutende Wunden ſo lange unverbunden bleiben konnten.

Für beides wußte Woldemar Rath. Als ſie den Wald erreicht und von den wackern Eſthen ſich getrennt hatten, bogen ſie ins Dikkicht einige hundert Schritte von der Landſtraße,

und lagerten ſich unter alten Eichen. Der Page öffnete ſeinen Mantelſack und holte ein kleines chirurgiſches Beſteck, weiche Leinwand und Scharpie heraus, während der Kammerdiener dem Prinzen den Ermel aufſchnitt und den verwundeten Arm entblößte, der nun, zum größten Erſtaunen der drey Zeugen, von Woldemar geſchickt verbunden wurde, worauf dieſer auch an dem Stallmeiſter ſeine Kunſt übte.

Freilich hatte er weder Salben noch Pflaſter bei ſich, obſchon er beim Einpacken wohl daran gedacht, daß dergleichen nöthig werden könnte; aber er getraute ſich nicht, in der nahen Hofapotheke ſolche Mittel zu fordern, aus Furcht, Aufſehen zu erregen; dennoch verſprach er dem Prinzen, wenn ſie in der Förſterswohnung einen ſichern Aufenthalt für einige Tage fänden, ihn und ſeinen Begleiter wenigſtens ſo weit herzuſtellen, daß ſie, ohne Gefahr der Verſchlimmerung ihrer Wunden, die Grenze erreichen könnten. Für jetzt empfahl er ihnen Ruhe, und führte unterdeſſen die Pferde an

grasreiche Plätze, wo er ſie abzäumte und weiden ließ.

Der erſchöpfte junge Fürſt entſchlummerte ſanft, und als er gegen Abend neugeſtärkt erwachte, fand er die geſättigten Roſſe bereit, ihn und ſeine Gefährten weiter zu tragen.

Es war ſchon dunkel, als ſie an der öden Förſterswohnung anlangten, in welcher, außer der Wittwe, ihrem Kinde, einer Magd und einem Jägerpurſchen (der zum Glück aber abweſend war) keine menſchliche Seele hauſte. Die arme Frau erkannte ihren gütigen Herrn augenblicklich und nahm ihn weinend auf. Freilich galten ihre Thränen mehr noch dem Verluſte ihres Gatten, deſſen Andenken ſeines Gönners Anblick erneuerte, als dem Unglück des jungen Fürſten; aber eben dieſes Andenken rief auch die Wohlthaten des Prinzen lebhaft in ihr Gedächtniß zurück, und ſie bot alle ihre Kräfte auf — leider reichten dieſe nicht weit — um ſich dankbar zu beweiſen. Aber aus jedem Winkel ihrer Hütte ſchaute die bit-

terſte Armuth hervor, denn ihr verſchwenderi-ſcher Mann hatte ihr nur Schulden hinterlaſſen. Die beſte Stube im Hauſe räumte ſie dem ver-ehrten Gaſte, ihr eignes Bettzeug trug ſie her-bey; aber Einer Beſchwerde konnte ſie nur ſehr unvollkommen abhelfen. Die beiden Fen-ſter nämlich, durch welche dieſe Stube ihr Licht empfing, hatten keine Scheiben und ein rau-her Herbſtwind pfiff herein, deſſen nachtheilige Wirkung für des Prinzen Geſundheit Wolde-mar mit Recht fürchtete. Zwar ſuchte die Wittwe manchen alten Sack hervor, um die Oeffnungen zu verſtopfen, allein der Wind ver-höhnte ihre Bemühungen, und, während ſie an der Einen Seite ihm den Eingang ver-ſperrte, bohrte er ſich an der andern wieder ein Loch und blies ihr ſpottend das Licht aus.

„Ach!“ ſagte ſie entſchuldigend: „mein „ſeliger Mann wollte dieſe Stube wieder recht „fein und gemächlich in Stand ſetzen, hatte „auch ſchon, als er das letzte Mal nach der Stadt ging, ein paar große Glastafeln mitge-

„bracht, die wohl hingereicht hätten, alle dieſe „Scheiben auszubeſſern, aber lieber Gott! da „ſtehn ſie nun auf dem Boden. Er mußte „gleich am andern Morgen ſich zu Bett legen, „und iſt nicht wieder aufgeſtanden.“

„Ihr habt Glastafeln im Hauſe?“ fragte Woldemar haſtig, „o geſchwind gebt ſie her! „ich will Euch die Fenſter repariren.“

„Ey wenn der junge Herr das könnte —“ ſagte die Frau und holte ihre Tafeln, während der Page bereits ſeinen Diamant aus dem Mantelſacke hervor geſucht, und, ehe eine Stunde verging, prangten die Fenſter mit lauter neuen Scheiben, die zwar ſtatt des Kittes vor der Hand nur mit Brotteig verſchmiert wurden, aber doch kein Lüftchen durchließen.

„Sie ſind ein Tauſendkünſtler,“ ſagte der Prinz.

„So nannte man mich ſchon als Knabe,“ erwiederte Woldemar lächelnd, empfahl ihm Ruhe, und ging in den Stall, wo er bey den Pferden ſich eine Streu machte, um gleichfalls

einige Stunden des lang entbehrten Schlafes zu genießen. Schnell und ſanft entſchlummerte er, von dem Gedanken eingewiegt: es war doch gut, daß ich dem ehrlichen Glaſer ein wenig in ſein Handwerk pfuſchte.

Mit der Morgenröthe ſtand er wieder auf, lauſchte an des Prinzen Thür, guckte durch das Schlüſſelloch, ſah, daß er noch ruhig ſchlief und eilte in den Wald, um heilende Kräuter zu ſuchen. Zwar fand er nichts weiter als das Wollkraut (Verbascum) und die ſogenannte Neunmannskraft (Verbascum lichnoides), allein er wußte, daß beide Pflanzen lindernde, erweichende, ſchmerzſtillende Kräfte bergen, und daß dem gepülverten Kraute auch wildes Fleiſch in den Wunden weicht. Zufrieden mit ſeinem Funde eilte er wieder heim, ſegnete den alten Förſter ſeines Vaters, der ihm die Heilkräfte ſo mancher Pflanze kennen gelehrt, und bereitete eine Salbe, mit der er ſeine Verwundeten beim Erwachen überraſchte.

Sie that treffliche Dienſte, und ſchon am andern Morgen hätte der Prinz ohne Gefahr ſeine Reiſe fortſetzen können; doch in dem Rathe, den er deshalb mit ſeinen Gefährten pflog, wurde für beſſer gehalten, noch einige Tage in dieſem Schlupfwinkel zu verweilen, bis die überall herumſtreichenden Verfolger die Flüchtlinge nicht mehr in dieſer Gegend vermuthen würden. Aber wo ſollten ſie Nahrungsmittel herbekommen? — Das Wenige, was die Wittwe im Hauſe hatte, war ſchon am erſten Abend verzehrt worden. Der Prinz gab ihr eine Hand voll Goldſtücke, und bat ſie, in der Nachbarſchaft irgend etwas einzukaufen, wovon ſie einige Tage leben könnten, und zugleich mit Vorſicht Nachrichten einzuziehen, welche Folgen ſeine Flucht veranlaſſt habe.

Sie ging in ein Dorf, anderthalb Meilen von ihrer Wohnung entlegen. Die hungrigen Gäſte erwarteten ihre Zurückkunft mit großem Verlangen. Es war ſchon dunkel, als ſie erſchien, einen Korb mit Eyern am Arme tra=

gend und einen ziemlich wohlbeleibten Ochſen vor ſich her treibend. Sie machte tauſend Entſchuldigungen, daß ſie kein geſchlachtetes Fleiſch gebracht, welches man ſogleich hätte in den Topf ſtecken können, aber ihre Kräfte reichten nicht hin, es zu tragen. Sie hätte freilich einen Burſchen miethen können, allein das war gefährlich; folglich mußte ſie wol, wenn ſie Proviant für mehrere Tage mitbringen wollte, ihre Zuflucht zu einem Ochſen nehmen, der auf eignen Beinen ſich fortbewegte.

Für den erſten Hunger dienten die Eyer. Während dieſe faſt verſchlungen wurden, ſchlachtete ſie den Ochſen, und nun begab ſich Woldemar in die Küche, band eine reinliche Schürze vor, ſchickte ſich an, der Kunſt Ehre zu machen, die er ſeiner Mutter ſo oft abgelauert, und ſagte zu ſich ſelber: wie würde mein Bruder lachen, wenn er mich hier vor dem Herde ſtehen ſähe. Er kochte Suppen, die wenigſtens den hungrigen Gäſten recht ſchmackhaft vorkamen.

Während dem Kochen fiel ihm ein, daß ſie

wol noch öfter in dieſelbe Verlegenheit gerathen könnten, und da der Ochſe in den wenigen Tagen doch unmöglich aufzuzehren war, ſo wandte er flugs ein Viertel deſſelben an, um einige Suppentafeln daraus zu bereiten, die er trocknete und verwahrte.

Die Wittwe hatte die untröſtliche Nachricht mitgebracht, daß die Huſaren auf allen Straßen herumſchwärmten, und daß in allen Dörfern gedruckte Placate angeſchlagen worden, die jeder Obrigkeit, und ſogar jedem Bauer zur Pflicht machten, den flüchtigen Prinzen zu ergreifen, wo er ſich blicken lieſſe. Was war zu thun? — Noch länger hier zu verweilen, ſchien nicht minder gefährlich, als die Flucht auf bekannten Straßen fortzuſetzen; denn wie leicht konnten einige Huſaren auch in dieſe Gegend ſich verirren.

Des Förſters Wittwe erzählte ihnen, daß der Wald, da, wo er von der Landſtraße durchſchnitten werde, ſich bald endige, hingegen ſeitwärts faſt bis an die Grenze ſich erſtrecke.

Wenn ſie dieſen Weg einſchlagen wollten, ſo würden ſie, am äußerſten Ende des Waldes, nur noch ein einziges Dorf zu paſſiren haben, und eine kleine Meile weiter fänden ſie dann den breiten Strom, der die Staaten des Fürſten von dem benachbarten Königreiche trennte.

Augenblicklich beſchloß der Prinz, dieſen faſt ungebahnten Pfad zu wählen. Die Wittwe ſelber zeigte ihm den ſchmalen Holzweg, und lief ſo lange neben den Pferden her, als ihre Kräfte es verſtatteten. An einem Kreuzwege wiederholte ſie nochmals umſtändlich ihren Unterricht, küßte weinend die Hand des Prinzen, empfing eine reiche Vergeltung und verſchwand.

Die Flüchtigen ritten bey Mondenſchein die ganze Nacht hindurch. Als es aber Tag geworden, und ſie nun Alles genauer beobachten konnten, trafen die Kennzeichen nicht mehr zu, welche die wackere Frau ihnen angegeben, und mit Schrecken vergewiſſerten ſie ſich immer mehr und mehr, daß ſie ſich verirrt hatten.

W o l d e m a r verlor die Geiſtesgegenwart

nicht. Er hatte ſich vor allen Dingen die Him-
melsgegend gemerkt, nach welcher ſie ihren Lauf
richten mußten. Das Wetter war freilich ſehr
trübe, die Sonne in einen undurchſichtigen
Schleier verhüllt; allein, der als Knabe em-
pfangenen Lehren eingedenk, unterſuchte Wol-
demar die Rinde der Bäume, die an der
Nordſeite dem Kundigen eine fühlbare Rauh-
heit darbieten. Mit Hülfe dieſer Erfahrung
warf er ſich jetzt zum Geleitsmanne auf, und
als die irrenden Ritter faſt erſchöpft gegen Abend
einige Köhler antrafen, die von der Flucht des
Prinzen noch nichts wußten, fand es ſich, daß
der Page ſie ganz recht geleitet. Zwar waren
ſie während der Nacht ſehr weit vom rechten
Wege abgekommen, und daher jetzt noch im-
mer vier ſtarke Meilen vom Ende des Waldes
entfernt, weshalb ſie die Hoffnung aufgeben
mußten, es noch an dieſem Tage zu erreichen,
denn weder ſie noch ihre Roſſe waren im Stande,
ſich weiter fortzuſchleppen; Menſchen und Pferde
lechzten nach Erquickung.

Die Köhler ſaßen eben um ein einladendes Feuer, hatten einen Keſſel mit Waſſer zum Kochen darüber gehängt, und reinigten einen Haufen Schwämme, die ſie zum Abendbrote geſammelt hatten. Der Prinz, dem dieſe Speiſe auch ſelbſt an der fürſtlichen Tafel als Leckerbiſſen willkommen geweſen, lagerte ſich um ſo begieriger zu den von Ruß geſchwärzten Waldbewohnern, um an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen, und eben ſollten die Schwämme in den Keſſel geworfen werden, als Woldemar, ſie zuvor betrachtend, plötzlich rief: „Um Gottes „willen! daß Niemand davon eſſe! ſie ſind „giftig!"

Alle erſchraken und ſchauderten vor der Gefahr, deren traurige Opfer ſie, ohne des Pagen jugendliche Lernbegier, geworden ſeyn würden. Man trug die Schwämme in einen nahen Sumpf. Aber nun war auch nichts weiter zu eſſen übrig, als einige Stücke ſchwarzes Brot. Die Hungrigen ſahen einander traurig an. Da zog der Page ſeine Suppentafeln aus der Taſche,

warf ſie in den Keſſel, brockte das Brot dazu, und in wenigen Minuten wurde ſämmtlichen Gäſten eine kräftige Suppe aufgetiſcht, die ſie mit hölzernen Löffeln begierig in ſich ſchlürften. Dann lagerten ſich die Flüchtlinge um das Feuer, und ſchlummerten ſanft der Hoffnung entgegen, am andern Tage auf fremdem Boden zu ſchlafen.

Als kaum die Sonne die Wipfel der Bäume erleuchtete, ſaßen ſie ſchon wieder auf, und trabten, von den Köhlern aufs neue unterrichtet, ziemlich wohlgemuth durch den Wald. Dieſer wurde gegen Abend immer lichter, und als die Sonne ſich zum Untergange neigte, gelangten ſie zu den letzten Bäumen, wo ein heftiger Sturmwind ihnen entgegen ſauſte, den ſie im Schutze des Waldes kaum bemerkt hatten. Jetzt, auf einer großen Ebene, wüthete er ſo heftig, daß die müden Pferde kaum gegen ihn anſtreben konnten. Das verrückte den Plan, noch an dieſem Abend die fremde Grenze zu betreten.

Zwar lag das letzte Dorf nun wirklich vor

ihnen; allein von dort aus noch eine Meile im tiefen Sande, gegen den Sturmwind, den Pferden zuzumuthen, würde ein vergebliches Wageſtück geweſen ſeyn. Die Reiter hielten alſo ſtill und beriethen ſich, wo ſie die Nacht zubringen ſollten. Sich hinein in das Dorf zu wagen, ſchien ſehr gefährlich; auch wollten ſie gern auf jede Erquickung verzichten, und noch ein Mal unter freiem Himmel liegen, wenn nur die Pferde Futter fänden. Doch hier gab es keine Weide, ringsherum nur eingezäunte Felder.

In dieſer Noth die Augen hin und her werfend, erblickte Woldemar in einiger Entfernung einen Bauer, der neben ſeinem, mit zwei Ochſen beſpannten, Pfluge ſtand und die Hände rang. Einer der Ochſen war umgefallen; um dieſen ſchien der Bauer ängſtlich bemüht, und dann wieder in Verzweiflung, daß er ihm nicht helfen konnte. Die Fremdlinge gewahrte er nicht, oder nahm in dieſem Augenblicke keine Notiz von ihnen.

Woldemar ſchlich hinter die Hecke, ihm ſo nahe als möglich, und bemerkte ſogleich, daß der Ochſe an einem Uebel litt, welches ohne ſchleunige Hülfe faſt immer tödtlich ward. Er war nämlich aufgeſchwollen, vermuthlich von friſchem Klee, den er in Uebermaß gefreſſen. Alſobald eilte Woldemar zurück, verſprach dem Prinzen, ihm einen treuen Führer zu verſchaffen, holte aus ſeinem Mantelſacke eine chirurgiſche Nadel, die ihm ſtatt eines Trocar dienen ſollte, und war in zwei Sprüngen bei dem Bauer, der ſich eben bitterlich weinend auf ſeinen Pflug geſetzt hatte.

„Euer Ochſe iſt in Gefahr zu ſterben,“ redete er ihn an.

„Ach! er iſt ſchon ſo gut als todt!“ ſchluchzte der Bauer; „das iſt der dritte, den ich auf „dieſe Weiſe verliere; ich bin ein ruinirter „Mann!“

„Wollt Ihr mir freie Hand laſſen,“ fragte der Page, „ſo will ich ihn augenblicklich wieder „herſtellen.“

„Ach, junger Herr! da würde Er mir eine „große Wohlthat erzeigen! aber es iſt verge„bens! dagegen hilft nichts!“

Ohne ſich weiter in Erklärungen einzulaſſen, ſenkte Woldemar ſeine Nadel, zum Schrecken und Erſtaunen des Bauern, tief in die Seite des Ochſen, wie er ſolches in ſeiner Kindheit von dem geſchickten Verwalter auf dem Gute ſeines Vaters oft geſehen hatte. Sogleich fand die verſchloſſene Luft einen Ausweg, der Ochſe, der kaum noch athmen konnte, erholte ſich nach und nach, und ehe eine Viertelſtunde verging, ſtand er munter auf den Beinen.

„Ach, mein lieber junger Herr!“ rief der Bauer, „wie kann ich Ihm das vergelten?“

„Ehrlicher Mann,“ ſagte Woldemar, „das könnt Ihr auf der Stelle. Werdet Ihr „die drei Reiter dort unter den Bäumen ge„wahr? Das ſind meine Gefährten, lauter „wackre Männer, obgleich wir aus gewiſſen „Urſachen uns verbergen müſſen. Wir ſuchen

„ein Nachtlager und Futter für unſere Pferde.
„Beides wollen wir gut bezahlen, wenn Ihr
„es ſo einrichten könnt, daß uns Niemand ge-
„wahr wird, und wir vor Tagesanbruch unge-
„hindert an die Grenze kommen mögen.“

Der Bauer ſtutzte, ſah ihn lange ſchwei-
gend an, und dann eben ſo lange nach der Ge-
gend, wo die Reiter hielten. „Herr!“ ſagte
er endlich, „ich errathe, wer Sie ſind. In
„allen Krügen, vor allen Gerichtsſtuben ſind
„gedruckte Zettel angeſchlagen, die mir keinen
„Zweifel übrig laſſen. Von allen Kanzeln iſt
„es uns eingeſchärft worden, ein wachſames
„Auge auf Sie zu haben, auch demjenigen eine
„große Belohnung verheißen, der Sie einfan-
„gen würde; aber von unſerm Prinzen wird ſo
„viel Gutes geredet, und Sie, junger Herr,
„haben mir eben einen ſo wichtigen Dienſt ge-
„leiſtet, daß ich ein Schurke ſeyn müßte, wenn
„ich Sie verrathen könnte. Seyn Sie ruhig,
„Es wird ſchon dunkel. Wir wollen warten,
„bis die Nacht vollends hereingebrochen, dann

„führe ich Sie in meine Hütte, die liegt ein=
„ſam am Ende des Dorfes, da iſt Niemand
„als meine alte Frau und meine todtkranke
„Schwiegermutter. Den Knecht hab' ich in das
„nächſte Städtchen geſchickt, nach einem Wund=
„arzte, welcher der Kranken zur Ader laſſen ſoll.
„Kommt der auch in der Nacht zurück, ſo will
„ich Sie ſchon verſtecken, daß Niemand Sie
„gewahr werde, und morgen mit dem Frühe=
„ſten mögen Sie in Gottes Namen weiter
„ziehen."

Mit dieſer tröſtlichen Zuſicherung begab ſich Woldemar zu dem Prinzen, der auf ſein Wort es wagte, dem dankbaren Bauer zu fol= gen. Von Niemanden bemerkt, erreichten ſie im Finſtern deſſen Hütte, wo ſeine alte Frau bei einer trüben Oel=Lampe hinter dem Spinn= rade ſaß, und die Gäſte eben ſo grämlich als neugierig empfing. Sie ſtand auf, ſetzte die Arme in die Seite, betrachtete Einen nach dem andern vom Kopfe bis zu den Füßen, und mur= melte allerlei in den Bart, was den ſcheuen

Flüchtlingen verdächtig vorkam. Der Mann, der die ungünſtige Stimmung ſeiner Frau gleichfalls bemerkte, rief ſie in die Kammer, und hatte dort ein ſehr lebhaftes Geſpräch mit ihr, von dem die Gäſte manches erlauſchten, was eben nicht geeignet war, ſie zu beruhigen.

„Wir müſſen gute Miene zum böſen Spiel „machen,“ ſagte Woldemar; „Zeigen wir „Aengſtlichkeit, ſo verrathen wir uns nur noch „mehr.“ Mit dieſen Worten ſetzte er ſich hinter das Spinnrad der Alten und fing luſtig an zu ſpinnen. So übel auch dem Prinzen zu Muthe war, ſo mußte er doch bei dieſem Anblicke lachen. Aber ſein Page ließ ſich nicht irre machen. Das Rädchen ſchnurrte wacker, als die Bäuerin mit erhitztem Geſicht aus der Kammer trat. Ihr Auge begann noch zorniger zu glühen, als ſie den Fremden hinter ihrem Spinnrade erblickte, denn ſie vermeinte, er habe aus Muthwillen die Früchte ihres Fleißes verdorben. Mit einem barſchen was macht der Herr da? ſtürzte ſie auf ihn los. Doch wunderbar

erheiterte ſich ihr Geſicht, als ſie ſah, daß er nicht allein ganz ordentlich ſpann, ſondern ſogar einen weit feinern und gleichern Faden als ſie ſelbſt hervor zu ziehen wußte.

„Ei ei, junger Herr,“ ſagte ſie lächelnd, „Er könnte ja allen unſern Mädchen im Spin„nen Unterricht ertheilen. Nun, nun, ſpinne „Er nur immer darauf los, ſo verſäume ich „doch nichts, während ich eine Bierſuppe für „Euch koche, weil mein Mann doch einmal „darauf beſteht.“

Woldemar verſprach ihr, ſo fleißig zu ſpinnen, daß ſie ihre Freude daran haben ſollte, und da die Alte, ſich gleichſam vergeſſend, ihm immer noch freundlich zuſah, ſo dachte er bei ſich ſelbſt: es war doch gut, daß ich ſpinnen lernte.

Sie würde über dieſem ihr ſo neuen Schauſpiele vor lauter Kopfwiegen die Küche und ihre kranke Mutter vergeſſen haben, hätte nicht ihr Mann die unangenehme Botſchaft gebracht, der Knecht ſey ohne Wundarzt zurückgekommen,

weil der Einzige im ganzen Städtchen ſchon zu andern Kranken berufen geweſen ſei. Da erhub ſich eine wimmernde Stimme aus einem Winkel, vor dem ein großes Laken hing. Die Kranke ſeufzte, daß ſie den Morgen nicht erleben werde, wenn man ihr nicht zur Ader lieſſe, und die Bäuerin, ihre Tochter, heulte dazwiſchen und verwünſchte den Wundarzt, der ihre Hoffnung getäuſcht.

„Liegt es nur am Aderlaſſen,“ rief Woldemar, und ſprang hinter dem Spinnrade hervor, „ſo will ich Euch bald helfen.“

Kaum wollte die Bäuerin ihren Augen trauen, als er behende ſeinen Schnepper hervorzog. Sie meinte, es wäre doch bedenklich, einem ſo jungen Herrn, dem es nicht bei der Wiege geſungen ſey, eine ſolche Operation zu verſtatten. Aber der Mann ſprach mit den Worten: der junge Herr verſteht Alles, ihr und ſeiner Schwiegermutter Muth ein; und als die Kranke vernahm, welche Zauberkunſt er an den geſchwollenen Ochſen bewie-

ſen, ſo ſtreckte ſie ohne weiteres Bedenken ihren entblößten Arm ihm hin. Er ließ ihr zur Ader trotz dem beſten Wundarzte, und als ſie kurz darauf ſich merklich erleichtert fühlte, ſo wurde er von der ganzen kleinen Familie faſt vergöttert. Der böſe Gedanke der Bäuerin, den ausgeſetzten Preis zu verdienen, verſchwand gänzlich. Sie trug Alles auf, was ſie hatte. Sie war nun die freundlichſte, ſorgſamſte Wirthin; ſie entfernte den Knecht, dem nicht zu trauen war, unter irgend einem Vorwande, und lauſchte ſelber oft an der Hausthür, ob auch Alles im Dorfe ruhig ſey.

Alles war ruhig. Nur der Sturm ſauſte mit verdoppelter Wuth, aber die Gäſte achteten ſeiner nicht unter dem friedlichen Dache, erquickten ſich durch Speiſe und Schlaf, beſtiegen mit Tagesanbruch ihre wohlgefütterten Roſſe, drückten der Alten einige Goldſtücke in die Hand, und ſchieden geſegnet.

Doch gerade in dieſem Augenblicke kam der Knecht nach Hauſe. Kaum hatte er die Reiter

erblickt, als er dem Erſten derſelben — es war Woldemar — in den Zügel fiel und aus Leibeskräften ſchrie. Aber ein kräftiger Hieb mit der Peitſche zwang ihn, los zu laſſen; die übrigen ſprengten an ihm vorbei und achteten ſeines Geſchreies wenig, weil es im Sauſen des Sturmes verhallte. Raſch eilten ſie vorwärts, hatten aber noch kein Fünftel des Weges zurück gelegt, als ſie die Sturmglocke hinter ſich hörten. Nun ſpornten ſie die Pferde aus allen Kräften, flogen durch den tiefen Sand, der zu dem Strome geleitete, und befanden ſich bald an deſſen Ufern.

Hier, auf dieſer wenig beſuchten Nebenſtraße, war keine Brücke, nicht einmal eine Fähre für das Vieh, ſondern nur ein Boot zum Ueberſetzen einzelner Wanderer, und der alte Mann, der in einem kleinen Häuschen dicht am Strome wohnte, weigerte ſich durchaus, bei dieſem Sturme die Ueberfahrt zu wagen. Kein Gold bewegte ihn. Woldemar zog die ungeladene Piſtole aus dem Halfter,

und drohte ihn zu erſchießen. Da verſprach er endlich ſeine Dienſte, allein unter dem Vorwande, ſeinen Sohn zu holen, entfernte er ſich, kam nicht wieder, und wurde überall vergebens geſucht.

Jetzt war kein Augenblick mehr zu verlieren, denn ſchon zeigte ſich in der Ferne ein dichter Haufe von Bauern, der, mit Senſen und Heugabeln bewaffnet, mit großem Geſchrei immer näher kam.

„Wir ſind verloren," ſagte der Prinz, kei„ner von uns hat jemals ein Fahrzeug regiert."

„Außer mir," antwortete Woldemar ſchnell: „ſteigen Sie ein, mein Prinz, und „wenn der Stallmeiſter und der Kammerdiener „nur ein wenig zu rudern verſtehen, ſo hafte „ich Ihnen mit meinem Kopfe dafür, daß ich „Sie glücklich hinüber bringe."

Dem Prinzen blieb keine Wahl. Er ſprang in das Boot, ſeine Gefährten ergriffen die Ruder, Woldemar ſteuerte. Der Sturm brauſte, die Wellen gingen hoch, mehr als Einmal

drohten ſie, das kleine Boot zu verſchlingen; aber Woldemar ſtand kaltblütig auf ſeinem Poſten und ſteuerte ſo geſchickt, daß der Prinz ſtaunend ausrief: „Menſch! wo haſt Du das „gelernt?“

„Von meinem ehrlichen Fiſcher,“ ſagte der Page lachend, „es war doch gut, daß „ichs lernte.“

Und ſiehe, ſchon hatten ſie ſich glücklich durch die gefährlichſte Stelle des Stromes hindurch gearbeitet, und die Bauern ſtanden mit offenen Mäulern am Ufer, und begriffen nicht, wie es möglich ſey, daß die vornehmen, zarten Herren mitten im wildeſten Sturme ohne irgend eine Hülfe ſo ſicher dahin tanzten. Als ſie endlich das Boot am jenſeitigen Ufer glücklich landen ſahen, lachten ſie einander aus, und gingen kopfſchüttelnd heim, um den Herrn Gerichtsverwalter das wundervolle Abenteuer zu berichten.

Kaum hatte der gerettete Prinz den ſichern Boden betreten, als er ſeinen Pagen gerührt

in die Arme ſchloß mit dem Ausruf: „lieber „Fels! das werde ich Ihnen nie vergeſſen! „Ohne Sie war ich längſt verloren.“

Die Reiſenden mußten ihren Weg nun zu Fuße fortſetzen, da die Pferde am jenſeitigen Ufer zurückgeblieben waren. Doch in der erſten Stadt, die ſie erreichten, durfte der Prinz nur ſeinen Namen nennen, und wurde mit allen, ſeinem Range gebührenden, Ehrenbezeugungen empfangen. Die Obrigkeit des Orts räumte ihm eine bequeme Wohnung ein, ſorgte für jedes Bedürfniß, und bat ihn, einige Tage zu verweilen, bis der Courier, den man ſogleich nach Hofe geſandt, zurückkommen werde.

Hier ruhten der Prinz und ſeine treuen Gefährten von allen überſtandenen Beſchwerden aus, und hatten bereits ihre Kräfte wieder erlangt, als der Courier mit einer freundlichen Einladung des Königs zurückkam. Doch eben da der Prinz ſich anſchickte, ihr Folge zu leiſten, erſcholl die Nachricht von dem plötzlichen Tode ſeines Vaters, der auf der Jagd mit

dem Pferde geſtürzt, und nach wenigen Stunden an den Folgen dieſes Sturzes geſtorben war.

Sogleich ſchrieb der Prinz einen Dankſagungsbrief an den König, der in ſeinen Staaten ihn ſo gaſtfrei aufgenommen, meldete, welcher Zufall ihn hindere, ihm perſönlich zu danken, und kehrte nun triumphirend unter lautem Volksjubel in das Land zurück, welches er noch vor wenigen Tagen als ein geängſteter Flüchtling durchirrt hatte.

Am Thore ſeiner Hauptſtadt fand er den bleichen Günſtling, der ihm zitternd huldigte, nichts geringers als einen ewigen Kerker erwartete, und nicht wenig erſtaunte, als der Fürſt, ſeiner Tochter gedenkend, ihn gnädig empfing. Emilien verdankte ja der Fürſt die erſte Nachricht von dem Unglücke, welches ihm bevorſtand; Emilie war die Geliebte ſeines Freundes, ſeines Erretters — Gründe genug, des Vaters zu ſchonen, der bloß auf ſeine Güter verwieſen wurde.

An ſeine Stelle, als ein würdiger Günſtling, trat jezt Woldemar, und der ſtolze Graf von Hohenberg, der dem armen Pagen 25 Louisd'or für die Rettung ſeiner Tochter hatte reichen wollen, ſchätzte ſich jetzt überglücklich, deſſen Schwiegervater zu werden.

Viele Jahre lang lebte der Miniſter von Fels, den Segen theilend, den das mild regierte Volk ſeinem Fürſten zujauchzte, und in Emiliens Armen das ſeltene häusliche Glück an einem glänzenden Hofe genießend. Oft, wenn Woldemar ſeinen Bruder Eugen, der ein ehrlicher, ſtumpfer Landjunker geworden war, bei ſich bewirthet hatte, ſagte er zu ſeinen Söhnen: „Kinder! verſäumt keine „Gelegenheit, etwas zu lernen, es „ſcheine ſo gering es wolle. Es kommt „ein Augenblick, in dem jede erworbene Kenntniß reiche Zinſen trägt!"

Die
Pomeranzenſchalen
und die
Melonenſchalen.

Eine moraliſche Erzählung.

Vor einem Poſthauſe in den Pontiniſchen Sümpfen ſtand ein Knabe mit Lumpen bedeckt. Die ſchwarzen Augen ſchimmerten düſter unter den langen Wimpern hervor, und das ſchwarze ſtruppige Haar umflatterte ſein blaſſes Geſicht. Er war aus Velletri gebürtig, Enrico ſein Name, ein Waiſe von wackern, verarmten Eltern, die ihm nichts hinterterlieſſen, als ihre Ehrlichkeit und den guten

Willen zu arbeiten, wenn man ihm nur Arbeit geben wollte. Aber in ſeiner Vaterſtadt, die keinen andern Reichthum beſitzt, als den Stolz, der Geburtsort des Herrn der Welt, des Kaiſer Auguſtus, geweſen zu ſeyn, konnte Niemand den noch ſchwachen Knaben brauchen. Betteln mochte er nicht, und überall, wo er ſeine Dienſte anbot, wurde ihm durch ein mitleidiges Achſelzucken und die trockene Ermahnung geantwortet: Gehe mit Gott! Dieſe Worte prägten ſich nach und nach tief in ſein kindliches Gemüth. Es muß doch wohl ein guter Rath ſeyn, meinte er, den ſo viele gute Menſchen mir ertheilen; und ſo faſſte er endlich den Entſchluß, mit Gott zu gehen. Wohin? das wußte er ſelbſt nicht recht. Nach Neapel hielt er für das Beſte, denn er hatte gehört, daß dort viele tauſend Faullenzer lebten, und ſo dachte er, es würde ja auch wohl ein fleißiger Knabe ſein Brot finden.

An dem Tage, wo er dieſen kühnen Vorſatz wirklich ausführte, war er gerade in einem

Kloſter wohl geſättigt worden, und fühlte ſich ſtark genug, die Wanderſchaft anzutreten. Es ging ihm aber mit ſeinen Kräften, wie es andern Kindern mit ihrem Sparpfennig zu gehen pflegt; ſie halten den Schatz für unerſchöpflich. Erſt wenige Meilen hatte Enrico zurückgelegt, als er ſchon ermattet niederſank.

„Ich bin mit Gott gegangen,“ ſagte er weinend: „warum kann ich denn nicht weiter?“

Es war in der Nähe eines Dorfes. Eine junge Bäurin, die ein Gefäß mit Milch auf ihrem Kopfe trug, hatte ſeinen Stoßſeufzer vernommen, und als er das geſenkte Haupt emporhub, weil er ein kleines Geräuſch in ſeiner Nähe hörte, ſo ſchwebte der Milchtopf vor ſeinen Lippen, und ein paar freundliche Augen begegneten den ſeinigen. Das ſchien dem Knaben ein Wunder, und, ſo hübſch auch das Mädchen war, ſo konnte er ſie doch nicht anſehen, ohne an den Raben des Elias zu denken. Nachdem er ſich ſatt getrunken, und nun ſeinen Dank ſtammeln wollte, ſchwebte das Mädchen,

ohne das abzuwarten, leichtfüßig vorüber. Das nannte Enrico „verſchwinden,“ und war ſehr geneigt, einen verkappten Engel in der gutmüthigen Dirne zu vermuthen.

Geſtärkt an Kräften und Vertrauen ſetzte er ſeinen Weg fort, trällerte, betete und blieb wohlgemuth, bis der Hunger ſich wieder einfand. Da hub er an, erſt leiſe, und als der Hunger heftiger wurde, immer lauter den lieben Gott zu erinnern, daß er mit ihm gehe, und von ihm, als ſeinem Reiſegefährten, Hülfe zu erwarten, berechtigt ſey. Es währte auch nicht lange, ſo begegnete ihm ein Eſeltreiber, der ſein Maulthier mit Kaſtanien beladen hatte. Er glich einem Raben weit mehr, als jenes hübſche Bauermädchen. Enrico ſetzte ſich ohne Bedenken noch einmal an die Stelle des Propheten Elias, und erwartete ſehr zuverſichtlich die Einladung zum Gaſtmahl. Allein der Mann zog vorüber, ohne den kleinen hungrigen Pilger eines Blickes zu würdigen. Enrico ſchlich trübſelig weiter, und

ſtand ſchon im Begriff, gegen ſeinen erhabenen Reiſegefährten zu murren, als er plötzlich gewahr wurde, daß die ganze Straße mit Kaſtanien gleichſam beſäet war.

Sonder Zweifel hatte, dem Eſeltreiber unbewußt, einer der Säcke ein Loch bekommen, und verzettelte nun bei jedem Tritte des Maulthieres einen Theil des ihm anvertrauten Schatzes. Dieſe Auslegung verwarf Enrico mit einer Art von geiſtlichem Stolze, weil ſie ihm zu natürlich war. Wenn ſchon die Milch, die ihm gleichſam in den Mund quoll, ein halbes Wunder genannt werden konnte, ſo war eine Landſtraße mit Kaſtanien gepflaſtert, doch offenbar ein ganzes. Er ſammelte ſeine Taſchen voll, trug einige dürre Reiſer zuſammen, briet und verzehrte einen Theil der Beute, und behielt noch ſo viel übrig, daß in den nächſten paar Tagen der Hunger ihm nichts anhaben konnte.

Wir wollen auch nicht verſchweigen, welche Menſchlichkeit ihn beſchlich, und jeden Zweifel

an dem Wunder unterdrücken half. Wenn nämlich die Sache natürlich zuging, ſo mußte er, nach den Grundſätzen, die ſein redlicher Vater ihm eingepflanzt, dem Eſeltreiber zurufen, den ungetreuen Sack ihm andeuten, das Verlorne wieder aufſammeln helfen, und ruhig abwarten, ob der Eigenthümer ihm zur Vergeltung einige Kaſtanien mittheilen werde. War es aber ein Wunder, ſo konnte er dieſer Pflicht ſich überheben, und da ein Menſch in Noth jeden Vorwand gern ergreift, um die Mittel zu beſchönigen, die auf fremde Koſten ſeiner Noth ein Ende machen können, ſo verſcheuchte er jeden Zweifel an dem Wunder, durch welches, ihm zu Liebe, ſein mächtiger Reiſegefährte den Sack an einer unrechten Stelle geöffnet hatte, und ſagte ſehr laut, indem er munter vorwärts ſchritt: Ich gehe mit Gott.

Noch zuverſichtlicher wiederholte er dieſe Worte, als er gar am andern Tage ein ganzes Neſt voll Kibitz-Eier fand, da ihn ein ſchöner Schmetterling einige Schritte vom Wege lockte.

Was ſchien gewiſſer, als daß ein Engel die Geſtalt eines Schmetterlings angenommen, um ihn zu dem Neſte zu führen? — Selige, kindliche Täuſchung! warum iſt nicht jedem Herzen die Kraft oder Ohnmacht verliehen, ſich dir zu öffnen? Der Glaube an Wunder erzeugt in der That ein Wunder, indem er ein Vertrauen erweckt, welches allen Stürmen des Lebens trotzt, und oft am ſicherſten das Schifflein, zum Erſtaunen der Zuſchauer, in den Hafen geleitet.

Mit dieſem Vertrauen hatte Enrico nun das letzte Poſthaus in den Pontiniſchen Sümpfen erreicht. Der Kaſtanienvorrath ging zu Ende. Der Weg nach Terracina war noch weit. Der Poſthalter und ſeine ganze Familie wankten wie Geſpenſter umher, denn ſie ſchleppten ſich mit jenem Fieber, welches von der böſen Sumpfluft erzeugt wird. Durch Krankheit und Mangel waren ſie grämlich und hartherzig geworden. Kaum fand Enrico ein Obdach gegen die giftigen Nebel.

In einem Winkel des Stalles lag er, und beſprach ſich leiſe mit ſeinem erhabenen Reiſegefährten, ihn freundlich erinnernd, daß ein neues Wunder eben nicht überflüſſig ſeyn werde. Da vernahm er plötzlich das raſche Rollen eines Reiſewagens, ſchlich aus ſeinem Winkel hervor, und erblickte eine niedliche Kaleſche mit ſechs Poſtpferden beſpannt, die vor dem Poſthauſe hielt.

Ein ſchlanker Jüngling verließ den Wagen, und hob ein allerliebſtes kleines Mädchen heraus, das ungefähr in gleichem Alter mit Enrico zu ſeyn ſchien. Während die Pferde gewechſelt wurden, ſetzten ſich beide auf eine Bank, ſtellten ein Körbchen mit ſüßen Pomeranzen zwiſchen ſich, ſchälten ſie, ſchnitten ſie in Scheiben, beſtreuten ſie reichlich mit Zucker, und erquickten ſich an ihrem Safte.

Dem armen Enrico lief der Mund voll Waſſer. Er theilte ſeine ganze Aufmerkſamkeit zwiſchen den Orangen und dem hübſchen

Mädchen. Glücklicherweiſe konnte er beide Gegenſtände unter einem Geſichtspunkte vereinigen; denn die niedlichen Finger des Mädchens ſchälten die Pomeranzen und ſchoben ſie auch in den Mund. Auf dieſem ſchönen Munde verweilten ſeine Blicke am liebſten und längſten, und es regte ſich zum erſten Male in ihm eine unſchuldige Lüſternheit, die weniger der Frucht, als den Lippen galt, welche den Saft von jener ſo zierlich in ſich ſogen.

Unwillkührlich hatte er dem ſchmauſenden Paare ſich ſo nahe geſchoben, daß er die Härchen zählen konnte, welche der ſäuſelnde Wind von des Mädchens Locken ſpielend ablöſete. Mit der Dreiſtigkeit der Unſchuld, die bisweilen der Einfalt gleicht, ſtand er da; die ſchwarzen Augen waren weit geöffnet, und die zum Lächeln verzogenen Lippen zeigten die weißen Zähne. Da gewahrte ihn der Jüngling und und grinzte ihn an, und ſagte zu dem Mädchen (es war ſeine Schweſter): „Sieh einmal den dummen Jungen!“

Das Mädchen ſtrich die Locken ein wenig aus dem Geſicht und warf einen Blick auf den Knaben, der ſeine bleiche Wange röthete, wie ein Sonnenſtrahl den Apfel.

„Ein armer Junge ſcheint er zu ſeyn," liſpelte das Mädchen: „dumm ſieht er eben nicht aus."

Enrico verlor kein Wort.

„Höre du!" rief der Jüngling mit dem Uebermuth des Reichen, indem der Orangeſaft ihm aus dem Munde durch die Finger lief: „ſage mir, biſt du dumm?"

Enrico ſchwieg. Die Schweſter ſah den Bruder unwillig an. „Wie kannſt du ſo hart ſeyn?" murmelte ſie.

„Hart? als ob der Bube gleich uns fühlte und dächte? Was uns beleidigen würde, iſt dem Pöbel ein Scherz; und wenn ich ihm vollends ein Paar Pfennige biete, ſo wird er gern verſichern, daß er der dümmſte Eſel auf Gottes Erdboden iſt. Nicht wahr? Du! wirſt du reden?"

Enrico ſchwieg.

Der junge Herr zog eine kleine Münze aus der Taſche. „Willſt du Geld verdienen? Ich fordere nichts von dir, als ein Bekenntniß deiner Dummheit.“

Enrico ſchwieg, aber ſein Mund hatte ſich verſchloſſen, und ſein Auge ſtarrte finſter nach dem Unverſchämten, der die Armuth verſpottete.

„Nun, wenn du kein Geld brauchſt,“ hub der Reiſende wieder an: „ſo biſt du klüger und reicher, als ich.“ Mit dieſen Worten ſchob er ſeine Münze wieder in die Taſche, und griff in das Körbchen nach einer Pomeranze. Dem Mädchen ſchien die Luſt zu eſſen vergangen. Sie blickte einige Mal verſtohlen nach Enrico; Mitleid und Unmuth beſchatteten ihre lieblichen Züge. Der Bruder ſtreckte gemächlich die langen Füße von ſich, ſchälte die Frucht und warf die Schalen, ein Stück nach dem andern, dem Knaben ins Geſicht. „Mein Gott!

Bruder!“ ſagte die Kleine, mit Augen, in welchen ein ſchöner Zorn glühte.

„Warum geht er nicht aus dem Wege?“ antwortete das kalte Menſchengeſicht, und fuhr fort, ſein übermüthiges Spiel zu treiben.

Enrico ſammelte ſchweigend die Schalen und ſteckte ſie in ein Säckchen von Leinewand, das an einem Bindfaden über ſeine Schulter hing. Als der junge Herr das ſah, lachte er laut auf. „Was willſt du mit den Schalen machen?“ fragte er ſpöttiſch. Enrico dachte an ſeinen redlichen Vater, und das gab ihm den Muth zu ſprechen.

„Mein Vater,“ ſtammelte er, „hatte mich gelehrt, man müſſe nichts verachten, denn es ſey nichts ſo klein und ſchlecht, daß es nicht zu Etwas nützen könne.“

„Hörſt du?“ ſagte das Mädchen: „er iſt nicht dumm!“

Mit widrigem Gelächter bemerkte der Bruder ſehr witzig: wer Schalen ſammele, werde nie bis zum Kern gelangen, und er wolle dem

Buben rathen, ein Philoſoph zu werden; das wären Leute, die an Schalen nagen. Dieſer Spott ging verloren, denn Enrico verſtand ihn nicht, und hörte auch nicht einmal, was der Zierbengel ſprach; ſeine ganze Seele war in ſeinen Augen, und ſeine Augen hingen an dem Mädchen, das mit freundlichem Mitleid ihn betrachtete, und endlich dem Gefühl ſogar Worte lieh: „Du biſt wol ſehr arm?" fragte ſie faſt ſchüchtern, als fürchte ſie, durch dieſe Frage wehe zu thun.

Enrico ſchwieg, aber es drängten ſich zwei Thränen aus ſeinen Augen.

„Biſt du hier zu Hauſe?" — Er ſchüttelte den Kopf.

„Kommſt du weit her?" — Von Velletri.

„Ganz allein?" — O nein! mit Gott.

„Siehſt du," ſagte ſpöttelnd der Bruder zu der Schweſter: „wir haben von Velletri aus bewaffnete Begleitung mitnehmen müſſen; deren hat er freilich nicht bedurft, er iſt mit

Gott gegangen." — — Ja, mit Gott! wiederholte der Knabe andächtig. — „Und biſt nicht beraubt worden?" witzelte der junge Herr. Nein, erwiederte Enrico ganz ehrlich, ohne den Spott zu fühlen. — — „Ich glaube dir aufs Wort," rief jener mit wieherndem Gelächter. Aber die Kleine hüpfte zu dem Wagen, holte ihren Arbeitsbeutel, zog einen Piaſter heraus, und reichte ihn dem Knaben, der ſeine Hand nur langſam darnach ausſtreckte, und ſich ſehr hütete, die Finger ſeiner Wohlthäterinn zu berühren, denn ſie war ja doch offenbar ein Engel. Er dankte auch nur durch einen Blick gen Himmel, und meinte, ſie werde den wohl verſtehen.

„Man ſieht es, Annunziata," rief der Bruder mürriſch, „daß du eben aus dem Kloſter kommſt. So viel Geld an Bettelbuben zu verſchwenden, haben die Nonnen dich gelehrt."

„Ich habe nicht gebettelt," unterbrach Enrico ihn ſchnell.

„Nein, das haſt du nicht," ſagte das Mädchen: „freiwillig gab ich dir, was dein Vertrauen auf Gott verdient."

Ein Peitſchenknall des Poſtillons machte dieſer Scene ein Ende. Das holde Kind, in den Wagen ſteigend, ſchaute noch einmal zurück, und verdoppelte den Werth ſeines Geſchenkes durch einen freundlichen Gruß. Ihr Bruder warf die letzten Pomeranzenſchalen dem Knaben vor die Füße, ſprang ihr nach, ſchrie Fahr zu! und fort rollte der Wagen.

So lange Enrico ihn ſehen konnte, ſtand er wie eingewurzelt, und als er nur noch in der Ferne den Staub gewahrte, ſchien ihm dieſer eine Wolke, in der ſein Engel ſchwebte. Annunziata wurde ihm der Name einer Heiligen. Jeder ihrer Züge hatte ſich tief in ſein Herz, jedes ihrer Worte in ſein Gedächtniß gegraben, und nichts war ihm verdrießlicher, als daß er die Geſtalt des hämiſchen Bruders nicht davon trennen konnte. Gern hätte er den Piaſter als eine Reliquie

verwahrt, allein die Noth zwang ihn, das große Silberſtück zu verwechſeln. Der kleinen Münze bekam er ſo viel, daß er meinte, in Neapel noch manche Woche davon zu zehren. In dieſer Ueberzeugung that er ſich gütlich, und kam, nicht blos geſtärkt, ſondern auch vertrauensvoller als jemals, nach Terracina. Der Weg dahin ſchien ihm ſo kurz, denn das holde Bild ſeines Engels ſchwebte vor ihm her. Es war ihm immer, als müſſe er die Arme ausbreiten, um es zu erhaſchen, und ſo verdoppelte er, ihm ſelber unbewußt, die Schritte.

In Terracina ruhte er gemächlich, denn ſein Schatz erlaubte es ja, und das Ufer des mittelländiſchen Meers, an dem er zum erſten Male ſtand, feſſelte ihn durch ſeine bunten Muſcheln. Erſt nach drei Tagen machte er die Bemerkung, daß die Quelle bald verrinnen werde, die er für unerſchöpflich hielt. Faſt erſchrak er, als der kleine Ueberreſt von Münze in ſeiner Taſche nicht mehr volltönend klappern wollte; allein der Troſt: ich gehe mit Gott,

und ſein Engel iſt vor mir her geflogen! rich-
tete ihn wieder auf.

So wanderte er munter am Seegeſtade
hin, und erreichte Molo di Gaeta, als
eben der letzte Heller für kleine gedörrte Fi-
ſche aufgegangen war. Nun ſah er ſich wieder
mit andächtigen Blicken nach ſeinen Reiſege-
fährten um; doch der ließ ihn einen ganzen
Tag hungrig am Markte ſtehen, und eine ganze
Nacht hungrig und ſchlaflos auf einer Kirchen-
treppe liegen.

Mit ſteifen Gliedern erhob er ſich am an-
dern Morgen, und griff in ſein Säckchen von
Leinwand, um zu ſuchen, ob nicht eine Brod-
rinde ſich noch irgendwo verſteckt habe. Die
fand er nicht, wohl aber die Pomeranzenſcha-
len. Auch gut, es iſt doch alles zu gebrau-
chen, wer's nur zu gebrauchen verſteht. Er
erinnerte ſich, daß ſeine Mutter bisweilen aus
ſolchen Schalen ein wohlriechendes Oel gepreßt,
und eben da er ſich erinnerte, öffnete ein Di-
ſtillateur ſeine Bude.

Sogleich trat Enrico dreiſt hinzu, denn er war ja kein Bettler, ſondern bot ſein wohlerworbenes Eigenthum dem Fremden zum Verkauf an. Der Diſtillateur, er hieß Villani, war ein kleiner, runder Mann, mit einem rothen, wohlgenährten Antlitz, aus dem ein paar luſtige Augen blitzten.

„Was ſoll ich damit thun?“ fragte er lachend.

„Ei, ich meine, der Herr iſt ſo ein Mann, der wohlriechende Sachen verkauft.“

„Freilich.“

„Nun ſo kann er ja das Oel aus dieſen Schalen preſſen.“

„Das gäbe ja kaum einige Tropfen.“

„Einige Tropfen ſind auch nicht zu verachten.“

„Sehr wohl, aber die Hand voll iſt ja kaum einen Bajocco werth?“

„Ein Bajocco iſt auch nicht zu verachten, beſonders wenn man keinen hat, ſo wie ich, und doch hungert, ſo wie ich.“

Des Knaben Naivität gefiel dem Manne wohl. Er brauchte gerade einen Lehrburſchen, und, nachdem er erfahren, daß Enrico von ehrlichen, frommen Eltern ſey, auch ſonſt aus deſſen Antworten ein frommes ehrliches Gemüth erkannte, ſo that er ihm den Vorſchlag, ſeine Kunſt zu lernen.

Mit großen Freuden nahm Enrico das Anerbieten an, ſprang ſogleich in die Bude, warf ſein Säckchen ab, war in der erſten Minute wie zu Hauſe, und griff alles flink an.

Der runde Villani hatte ſeine Freude an dem muntern Burſchen, aber Signora Villani, ſeine karge, gelbe Gattin, ſtimmte keineswegs ihm bei. Sie führte das Regiment mit eiſernem Zepter. Ihre ſpitzige Naſe roch Alles ſchon in großer Ferne, und wo ſie ihre Zunge ausſtreckte, da blieben die guten Namen kleben, wie die Ameiſen an der Zunge eines Ameiſenbären. Man pflegte ihr Schuld zu geben, ſie liebte nichts auf der Welt, allein das war Verläumdung, denn ſie

liebte das Geld über alle Maßen, und wußte einen Bajocco ſo lange umzukehren, bis ein Piaſter daraus wurde. Da ihr Mann im Gegentheil Vergnügen daran fand, die Piaſter in Bajocchi zu verwandeln, ſo gab dieſe Verſchiedenheit des Geſchmacks bisweilen Veranlaſſung zu traulichen Geſprächen, die alle Nachbarn herbei zogen, und gewöhnlich mit Liebkoſungen endeten, welche die Farben des Regenbogens auf mehrere Wochen dem Vollmondsgeſicht des Gatten oder den karg überzogenen Knochen der Gattin aufdrückten. Denn wenn ihr ſanftes Joch bisweilen unleidlich wurde, ſo empörten ſich die Unterthanen, griffen zu den Waffen, und beſchränkten für einige Zeit die deſpotiſche Regierungsform.

Solche bedenkliche Empörungen ereigneten ſich aber ſelten; und als Enrico das Haus betrat, war die Herrſchaft der Signora Villani ſchon ſeit Jahr und Tag unerſchütterlich. Sein Erſcheinen erregte einen furchtbarn Sturm. Die Nothwendigkeit, einen Lehrbur-

ſchen anzunehmen, hatte ſie zwar ſchon öfter eingeſtanden, aber es ſollte ein honnettes Nachbarskind ſeyn, das von ſeinen Eltern mit Kleidung und Wäſche gehörig ausgeſtattet würde, und, im väterlichen Hauſe wohl genährt, nicht gleich über alle ihre Töpfe herſtürzte. Am liebſten hätte ſie von Vaucanſon ſich einen Automaten verfertigen laſſen, den man, nach verrichteter Arbeit, in einen Winkel ſtellen, und allenfalls noch für Geld zeigen könnte. Statt deſſen erſchien nun eine Art von Bettelbuben, der blos durch ſeine Verdauungskraft mit der berühmten Vaucanſon'ſchen Ente einige Aehnlichkeit hatte, und nichts weiter mitbrachte, als — eine Hand voll Pomeranzenſchalen. Der ſollte nun gekleidet und gefüttert, die Blöße bedeckt, der Hunger geſtillt werden; eine Zumuthung, welche den Geduldsfaden der Signora Villani augenblicklich zerriß. Eine heftige Debatte entſtand, während welcher der arme Enrico hinter einem getrockneten La-

vendelhauſen ſaß, und die Entſcheidung ſeines Schickſals mit klopfendem Herzen erwartete.

Der gutmüthige Diſtillateur behauptete, der liebe Gott ſelber habe ihm den Burſchen zugewieſen, und blieb ſtandhaft bei dieſer Behauptung, trotz der zärtlichſten Gegenverſicherungen ſeiner Frau, daß der liebe Gott weder von dem Burſchen noch von ihm ſelber die mindeſte Notiz nehme. Die Waffen mußten endlich entſcheiden, und da bekanntlich nichts leichter den Frieden bewirkt, als eine verlorne Schlacht, ſo wurde auch Signora Villani plötzlich anderer Meinung, nachdem die runden Fäuſte ihres Gatten einen Waffenſtillſtand herbei geführt hatten. Da aber ein erzwungener Friede ſo ſchlecht als möglich gehalten wird, ſo durfte Enrico natürlich keine goldenen Tage erwarten. Fleiß und Treue, von ſeinem Herrn freundlich erkannt, vermochten der Gebieterinn kein Wohlgefallen zu entlocken. Was er leiſtete, blieb Schuldigkeit; was ſie dagegen gab, Gnade. Wenn

er nicht ſo lange hungern konnte, als ein Raubvogel, oder wenn ſeine Kleider nicht ſo lange hielten, als die der Kinder Iſrael in der Wüſte, ſo mußte er an jedem Sonntage eine Predigt über die Genügſamkeit, und als Zugabe, die Liſte aller Wohlthaten hören, die er ſeit dem Eintritt in das Haus empfangen, wobei er jedesmal Gelegenheit hatte, das treue Gedächtniß ſeiner Wohlthäterinn zu bewundern, denn nie fehlte auch nur eine Stecknadel in dieſer Liſte.

Mit ſchweigender Ergebung trug Enrico Alles, und verzieh in ſeinem Herzen Alles. Nur Eines konnte er ihr nicht verzeihen; ſie hieß nämlich auch Annunziata, und das ſchien ihm eine Verſpottung aller Heiligen. Vier Jahre hatte er bereits in dieſer beklemmten Lage geſchmachtet, als ſein guter Herr plötzlich ſtarb. Enrico beweinte deſſen Tod mit heißen Thränen, und warf einen düſtern Blick in ſeine Zukunft; denn was konnte er anders erwarten, als daß die karge Wittwe, die ih-

res Mannes Gewerbe nicht einmal forſetzen wollte, ihn plötzlich erſuchen werde, ihr Haus zu verlaſſen? — Aber zu ſeinem nicht gerin- gen Erſtaunen ſchien der Tod des Signor Villani das Gemüth der Signora gänzlich verwandelt zu haben. Sie ſuchte eine Freund- lichkeit hervor, die ihr ſo wohl anſtand, als ein vom Trödel gekauftes Kleid. Sie ſchloß die Bude zu, und ſprach doch nicht ein Wort von Trennung, vielmehr ſorgte ſie jetzt, müt- terlich, wie es ihm vorkam, für alle ſeine Bedürfniſſe, und bewirthete ihn ſogar mit Le- ckerbiſſen.

Dieſe Verwandlung war blos die Folge einer ganz einfachen Bemerkung, die ſeit ei- niger Zeit ſich ihr aufgedrungen hatte: daß nämlich Enrico, der Bettelbube, ein ſchö- ner, ſtattlicher Jüngling geworden, und daß ſie kaum vierzig Jahre zählte. Sie ſchien ſo- gar nicht abgeneigt, von dieſer Zahl noch ein ganzes Viertel zu vergeſſen, oder vielmehr ihm abzutreten; wodurch eine gewiſſe Gleich-

heit des Alters entſprang, welche zu ſüßen Gefühlen berechtigte. Sie verſäumte nichts, um dieſe Gefühle auch in Enrico zu erwecken. Sie ſchenkte ihm das Bräutigamskleid des Verſtorbenen, urd ließ die Veranlaſſung nicht entſchlüpfen, die zärtlichen Empfindungen eines Brautpaares zu ſchildern.

Dann mußte er im verſchloſſenen Kämmerlein ihr die Piaſter zählen helfen, mit welchen ihre löbliche Sparſamkeit manchen Sack gefüllt hatte. Mit beſonderer Wehmuth erkannte Enrico unter dieſen Säcken auch den, den er mit ins Haus gebracht, der aber nun, nicht von Pomeranzenſchalen, ſondern von eitel Silber ſtrotzte.

Die junge Wittwe errinnerte ihn mit zarter Schonung an das, was er geweſen, als dieſer Sack um ſeine Schultern hing, was er nun ſey, und vor allen Dingen, was er werden könne. Allein der Unempfindliche erklärte freimüthig, daß es für ihn nur Eine Annunziata auf der Welt gebe, und daß er

eher dieſen ausgeleerten Sack wieder auf den Rücken nehmen und wandern, als das werden wolle, wozu die Güte der Frau Prinzipalin ihn beſtimmte.

Da ſchüttelte plötzlich ein Sturm die tauben Blüthen ab, die ein warmer Herbſt hervorgelockt hatte. Die grünen Augen ſchoſſen flammende Blitze, und die bebende Zunge, ſonſt eine treue Sklavinn ihres Zorns, verſagte ihr zum erſten Male den Dienſt. Mit einem hämiſchen Lächeln ergriff ſie den kleinen, zuvor ſorgfältig noch einmal umgewendeten, Sack, füllte ihn mit kleinen, unreifen Pomeranzen, die ſeit geraumer Zeit in einem beſtaubten Winkel lagen, und reichte ihn dem erſchrockenen Enrico mit den Worten:

„Da, junger Herr! Jetzt packe er ſich fort, und preiſe er meine Wohlthätigkeit. Pomeranzenſchalen hat er mitgebracht, ich gebe ihm dafür ganze Pomeranzen; er kann ſich Biſchof davon machen, wo es ihm beliebt, und auf meine Geſundheit trinken.“

Während dieſer Rede erholte ſich Enrico von der erſten Beſtürzung, nahm den Sack, dankte für alles Gute, das er im Hauſe genoſſen und nicht genoſſen, und verließ das Haus eben ſo arm als er gekommen war. „Ich gehe mit Gott," ſagte er ſehr gelaſſen: „Gott, der mich von Velletri durch die Pontiniſchen Sümpfe geführt, der meinen Weg mit Kaſtanien beſtreut und einen Engel vor mir her geſendet hat, wird auch ferner helfen."

Mit dieſem Ruhe gebenden Vertrauen betrat er das nächſte Haus, in dem ein ehrlicher alter Drechsler wohnte, bei dem er manchen Sonntag zugebracht und zum Zeitvertreib in deſſen Kunſt gepfuſcht hatte. Der alte Mann hatte ihn lieb gewonnen, und betrübte ſich über ſein Schickſal, um ſo mehr, da er nicht helfen konnte, denn er war ſelber arm.

„Bin ich denn ſo ganz arm?" meinte Enrico: „habe ich denn nicht dieſen Sack

mit unreifen Pomeranzen? Es iſt nichts ſo klein, daß man es nicht nutzen könnte.“

Der Alte lächelte mitleidig, und ſchüttelte den Kopf. Aber Enrico wußte, daß die Pomeranzen ſchon Jahre lang bei ſeinem Herrn gelegen und vergeſſen worden, und daß in ſolchen Fällen dieſe Frucht ſo hart zu werden pflegt, daß ſie ohne Mühe ſich drechſeln läßt. Er wußte ferner, daß man hier und da in Italien Roſenkränze daraus verfertigt. Seine Frau Prinzipalinn beſaß ſelbſt einen ſolchen, den ihre knöchernen Finger mit großem Wohlgefallen abbeteten. Flugs ſetzte er ſich an die Drechſelbank, drechſelte munter ſeine Pomeranzen zu ſchönen, glatten Kügelchen, reihte ſie auf eine Schnur, brachte ſolche Roſenkränze wol ein Dutzend zu Stande, und ſtellte ſich damit auf eine Kirchentreppe, den frommen Seelen ſein Kunſtwerk feil bietend.

Viele gingen vorüber und achteten deſſen nicht, denn es waren Männer. Als aber die Weiber und Mädchen zur Meſſe trippelten,

und der ſchöne Jüngling mit bittender Geberde ſeine Roſenkränze ihnen darbot, da wurde er in wenigen Stunden ſie alle los, und Jede gab ungeweigert, was er forderte.

Mit einem kleinen Schatz in der Taſche, kehrte er zu dem ehrlichen Drechsler zurück, der ihm gern in Feierſtunden den Gebrauch ſeines Handwerkzeuges überließ. Enrico kaufte nun einen ganzen Scheffel unreifer Pomeranzen, und konnte kaum ſo viel Roſenkränze machen, als deren verlangt wurden. Denn die launenhafte Mode miſchte ſich ins Spiel. Jedermann wollte von dem hübſchen Jüngling kaufen, und ein Gebet ſchien kräftiger, wenn ſeine Pomeranzenkügelchen dabei durch die Finger rollten. Lange konnte dieſe Nahrungsquelle freilich nicht ſprudeln, denn die Stadt iſt klein, und alle hübſche Weiber und Mädchen waren bald mit Enrico's Roſenkränzen verſorgt. Aber ein Kapitälchen erwarb ſein Handel ihm doch, und mit einer Art von Stolz, mehr noch mit freudiger Rüh-

rung, daß Gott ſein Vertrauen nicht zu Schanden werden laſſen, hielt er ſeinem Freunde, dem Drechsler, einen wohlgefüllten Beutel vor die Augen, ſprechend:

„Sieh da! all das Geld haben einige weggeworfene Pomeranzenſchalen mir eingetragen. Aber wie wende ich es nun am vortheilhafteſten an?"

„Ihr ſeyd ein guter Kaufmann," meinte der Alte: „beginnt einen Handel mit irgend einer Waare!"

„Ja, wenn ich etwas gelernt hätte! ich verſtehe mich auf keine Waare."

„Doch wohl auf unſre edeln Südfrüchte? die habt Ihr ja bei meinem verſtorbenen Nachbar hinlänglich würdigen und kennen lernen."

„Recht," ſagte Enrico: „ich will es mit Gott verſuchen. Es kann doch nichts dabei verloren gehen, als dieſer Beutel voll Piaſter; und geſchieht das, ſo nehme ich mein leeres Säckchen, und wandere nach Neapel."

Aber es geſchah nicht. Er pachtete einen

Orangen-Garten um geringen Preis. Es war derſelbe, von dem die Sage geht, er ſey Cicero's Eigenthum geweſen. Von der vormaligen Herrlichkeit hatte er nichts mehr aufzuweiſen, als ein verfallenes Bad und eine köſtliche Ausſicht auf das Meer. Hingegen trugen viele hundert ſtarke geſunde Bäume ſchöne reichliche Früchte. Der ſparſame Enrico legte einen Piaſter zum andern. Nach einigen Jahren konnte er ſchon drei Garten miethen, und wieder nach einigen Jahren faſt alle Garten im Stadtbezirk. Nur Signora Villani wollte ihm den ihrigen durchaus nicht verpachten, obgleich er aus dankbarer Erinnerung an den ehrlichen Dickkopf, ihren geplagten Gatten, und an die frohen Stunden, die er noch als Knabe in dieſem Garten genoſſen, weit mehr dafür bot, als er jemals ertragen konnte.

Man zählte ihn jetzt zu den Honoratioren der Stadt, denn er war ein wohlhabender junger Mann; das rühmten die Väter und

berechneten die Mütter, während die Töchter bemerkten, daß er auch ein ſchöner junger Mann ſei. In jedem Hauſe war er wohl gelitten, und mancher Schleier lüftete ſich auf den Straßen, um einem freundlichen Blick den Durchgang zu verſtatten. Da aber in keinem Hauſe und unter keinem Schleier das Auge der holden Annunziata ihm winkte, ſo blieb er kalt gegen alle Verſuche, auch Myrthen in ſeine Orangen-Gärten zu pflanzen.

Seine immer mehr und mehr ſich ausbreitenden Geſchäfte lieſſen ihm ſogar wenig Zeit, das Bild ſeiner kleinen Wohlthäterinn auf dem Altare ſeines Herzens immer mit friſchen Blumen zu kränzen. Jeder Fuhrmann, jeder Schiffer, der edle Früchte lud, wollte nur mit Signor Enrico handeln, denn ſeine Ordnung und Redlichkeit waren ſtadtkundig.

Einſt that ein unternehmender Schiffer ihm den Vorſchlag, eine Ladung Orangen nach Petersburg zu ſchicken, und zwar in einer Jahrszeit, wo ſie dort ſelten ſind. Freilich

war Gefahr dabei, denn das Schiff konnte im finniſchen Meerbuſen zwiſchen Eisſchollen gerathen und zertrümmert werden; aber Enrico entſchloß ſich, ſelbſt mitzufahren, und zwar in Begleitung ſeines alten, wohlbekannten Reiſegefährten. Seine Zuverſicht täuſchte ihn auch diesmal nicht. Er landete in der Nähe der prachtvollen Hauptſtadt des Norden, zu einer Zeit, wo in ganz Petersburg keine Orange aufzutreiben war, und der reiche, mächtige Fürſt Potemkin eben in ſeinem Wintergarten dem Hofe eine prächtige fête geben wollte. Man weiß, daß dieſer Fürſt ſeine Launen gern um jeden Preis befriedigte, und es ihm nicht darauf ankam, einen Kurier hundert Meilen weit nach Moskau zu ſchicken, blos um einige Gurken zu holen.

Kaum vernahm er die Ankunft des Schiffes, als ihn die Luſt anwandelte, alle Bäume ſeines Wintergartens mit Orangen zu behängen, und ſogleich kaufte er die ganze Ladung um einen hohen Preis.

Jetzt ſchiffte Enrico als ein reicher Mann in ſein Vaterland zurück. Für den großen, ſeine kühnſten Hoffnungen überſteigenden Gewinn hatte er ruſſiſche Produkte eingetauſcht, die er nach Neapel führte, und dort abermals mit anſehnlichem Vortheil umſetzte.

An dem Tage, an welchem er dieſes glückliche Geſchäft vollendet hatte, führte ihn ſein Weg durch die Straße Toledo. Sein Herz, in ſtiller Freude, wünſchte ſich Gelegenheit, eine Wohlthat zu erzeigen; darum haftete ſein Auge beſonders auf Armen, deren es damals in Neapel viele Tauſende gab. Nicht lange, ſo feſſelte eine Gruppe von Lazzaroni's ſeine Blicke. Sie ſtanden um den Tiſch eines ihrer Mitbrüder, der Melonen ſchnittweiſe verkaufte. Dieſe Frucht iſt in Neapel ſo gemein, daß nur die Armen ſie genießen, denen gewöhnlich auch ein Armer ſie bei kleinen Stücken um einen ſehr geringen Preis zuſchneidet. Die Lazzaroni's verzehrten ihre Stücke mit

großem Appetit, und warfen dann die wohlbenagten Schalen in den Koth.

Wie vom Blitz getroffen ſtand Enrico, als er neben dieſer Gruppe einen langen hagern Mann in Lumpen erblickte, der dieſe abgenagten Schalen aus dem Kothe wieder herſuchte, um ſie gierig noch einmal zu benagen, und als er in dieſem Unglücklichen alſobald den übermüthigen Jüngling erkannte, der in den Pontiniſchen Sümpfen ihn mit Pomeranzenſchalen geworfen hatte. Großer Gott! murmelte er ſchaudernd, und ergriff den Elenden beim Arme, der aus den hohlen Augen ihn erſchrocken anſtarrte. „Sie ſcheinen ſehr arm zu ſeyn?“ fragte Enrico.

Der Menſch lächelte bitter, und antwortete: „das ſehen Sie wohl.“

„Sie waren nicht immer in dieſer traurigen Lage?“

„Was kümmert das Sie?“

„Vielleicht könnte ich helfen, Ihnen Beſchäftigung anweiſen.“

„Ich verſtehe nicht zu arbeiten.“

„Haben Sie nicht eine Schweſter?“

„O ja, wenn die wollte —“

„Wie? ſie wäre im Stande, Sie zu unterſtützen, und wollte es nicht?“

„Eigenſinn und Grillen, die der Armuth nicht geziemen. Ich vermuthe, Signor, daß Sie meine Schweſter irgendwo geſehen haben, und daß ſie Ihnen gefallen hat, denn ſie iſt Gott ſtrafe mich ein ſchönes Mädchen! Aber geben Sie ſich keine Mühe; es iſt ſchon Manchem ſo gegangen, und mehr als einer hat mir einen Beutel voll Gold geboten, wenn ich die albernen Ziereteien ihr aus dem Sinne reden könnte. Sie verſtehen mich wohl.“

Enrico fing an, ihn zu verſtehen, und ſchauderte.

„Nun, ich habe weiß Gott mein Mögliches gethan,“ fuhr der Menſch mit offenen, frechen Augen fort: „es iſt Alles vergebens. Weder Liſt noch Ueberredung können die ſpröde Dirne beſiegen, und gegen Gewalt ſteht ſie

verzweifelt auf ihrer Hut. Ich habe nur einmal mit einem Duca einen ſolchen Verſuch gewagt, und ſie hat mich ohne Barmherzigkeit der Polizei überliefert. Ja, mein Herr, das hat meine eigene Schweſter gethan, die recht gut weiß, daß ich hier ſtehe und Melonenſchalen kaue.“

Enrico's Gemüth war tiefempört. Kaum konnte er es noch über ſich gewinnen, das Geſpräch fortzuſetzen. Er bat den Böſewicht, ihn zu ſeiner Schweſter zu führen, ihm nur die Thür von ihrer Wohnung zu zeigen, und dafür ein Stück Geld zu empfangen.

„Sehr gern,“ ſagte der Menſch: „aber es wird nichts helfen.“

Enrico würdigte ihn nicht, ſeinen Irrthum aufzuklären. Er folgte ihm durch ein enges Gäßchen bis auf den Boden eines Hauſes, wo ihm die niedrige Thür einer dunkeln Kammer geöffnet wurde. Hier erblickte er ſeinen Engel, ſeine Annunziata, die neben dem Krankenbette ihrer Mutter ſaß und emſig

arbeitete. Sie war in grobes braunes Tuch gekleidet, aber reinlich. Ihre Schönheit, jetzt in voller Blüthe, bedurfte keines Schmuckes. Von dem Platze, wo ſie ſaß, ſchien ein ſanftes Licht auszugehen und die dunkle Kammer zu erleuchten. Sie erſchrak und wurde glühend roth, als ſie einen jungen Mann in Begleitung ihres Bruders hereintreten ſah. Allein Enrico, der den Ausbruch ſeiner Empfindungen mit Gewalt niederkämpfte, flößte durch ſein beſcheidenes Betragen ihr bald wieder Muth ein. Sie glaubte nun, er ſey gekommen, um Arbeit bei ihr zu beſtellen. „Nein,“ ſagte Enrico: „ich bin gekommen, um meine alte Schuld abzutragen.“

Das Mädchen ſtutzte und ſah ihn befremdet an.

„Ehe ich mich erkläre,“ fuhr er fort, „muß ich um Ihr Vertrauen bitten. Ich wünſche zu wiſſen, wer Sie ſind? und wie Sie in dieſe traurige Lage gekommen? Ich bin ein ehrli-

cher Mann. Verhehlen Sie mir nichts, und ſeyen Sie der nahen Hülfe gewiß.“

Sein Führer murmelte unverſtändliche Worte. Das Mädchen warf einen niederſchla⸗genden Blick auf ihre Mutter und ſagte: „Ich kann Ihre Neubegier nicht befriedigen.“

„Aber ich kann es,“ hub die Mutter an, und richtete ſich mühſam auf: „ich allein trage die Schuld unſers jammervollen Zuſtandes. Ich war eine wohlhabende Witwe, hatte nur dieſe beiden Kinder, war blind für meinen Sohn und hart gegen meine Tochter, die jetzt meine Wohlthäterinn iſt.“

Mutter! rief Annunziata mit ausbre⸗chenden Thränen, und wollte durch eine Um⸗armung ihr den Mund verſchließen. Aber die Kranke ſtieß ſie ſanft zurück. „Vergönne mir den einzigen Troſt, mein Unrecht zu bekennen, und deine Tugend zu preiſen. Ja, mein Herr, ich entfernte dieſes Kind mehrere Jahre lang von mir, ließ in einem Kloſter es erzie⸗hen, und verſorgte es kaum mit dem Noth⸗

wendigen, während dieſer unwürdige Knabe Alles verſchwendete. Daß ich jetzt im Alter darben muß; daß dieſes fromme Mädchen, allen Freuden des Lebens abgeſtorben, mit ihrer Hände Arbeit mich ernähren muß, iſt das Werk dieſes Böſewichts.“

„Warum haben Sie mich verzogen?“ ſagte der Verſtockte, und trommelte am Fenſter.

„Ich verdiene dieſen Vorwurf,“ ſchluchzte die Mutter: „aber aus deinem Munde iſt er mir Höllenqual! O mein Herr! wenn eine wohlthätige Abſicht Sie hierher führte, achten Sie nicht auf meine Unwürdigkeit und auf dieſes Menſchen Trotz! Führen Sie Ihr edles Vorhaben aus, um dieſes frommen Mädchens willen, damit ich erfahre, daß einer reuigen Mutter Segen bei Gott noch etwas gilt!“

Sie hatte bei dieſen Worten ihre entfleiſchte Hand auf der Tochter Haupt gelegt, und dieſe ſtand, mit den Armen über die Bruſt

gekreuzt, in Andacht vor ihr, den Segen kindlich empfangend.

Enrico war tief bewegt. Er mußte ſich ſammeln, um zu ſprechen. „Sie kennen mich nicht mehr?" redete er das Mädchen an, welches befremdet horchte: „Ich verehre Sie als meine erſte Wohlthäterinn, und auch Ihr Bruder iſt mein Wohlthäter."

Sie meinte, er wolle ſpotten. Der Bruder wandte ſich haſtig um.

„Erinnern Sie ſich noch eines armen Knaben, der vor einem Poſthauſe in den Pontiniſchen Sümpfen ſtand, als Sie die Pferde wechſelten?"

Eine hohe Röthe flog über des Mädchens Wangen, ein Blitz ſtrahlte aus ihrem Auge.

„Erinnern Sie ſich noch, daß Sie mir einen Piaſter ſchenkten, und daß Ihr Bruder mich mit Orangenſchalen warf?"

„O ja!" rief ſie freudig. Der Bruder wandte ſich mürriſch um.

„Nun denn,“ fuhr Enrico fort: „Ihr Piaſter war mein Reiſegeld, und die Orangenſchalen haben mein Glück gemacht.“ Er erzählte ſeine Geſchichte. Die Kranke bewunderte Gottes Vorſehung. Das Mädchen hing mit inniger Theilnahme an ſeinen Lippen. Der Bruder ſtand mit verſchränkten Armen, den ſtarren Blick an den Boden geheftet.

„Damals,“ ſagte Enrico (den einzigen Vorwurf ſich erlaubend): „damals glaubte ich freilich nicht, daß ich den Reiſenden, der mir ſo übermüthig ſeine Schalen zuwarf, einſt Melonenſchalen würde benagen ſehen.“ — Gottes Gericht! ſagte die Mutter weinend. Gottes Gericht! wiederholte dumpf der tief erſchütterte Sohn. Die Tochter ſchluchzte leiſe.

„Sie kennen nun meine Schickſale,“ hub Enrico wieder an, „aber noch nicht die Geſchichte meines Herzens. Ihr Bild, ſchöne Annunziata, iſt ſeit jenem Tage nie daraus gewichen. Ich hielt Sie gläubig für einen

Engel. Vernichten Sie dieſe liebliche Täuſchung nicht! Es hängt jetzt nur von Ihnen ab, der Schutzengel meines Lebens zu werden! die Gattinn des Mannes, der ſeinen ganzen Reichthum, vielleicht auch ſeine Beharrlichkeit im Guten, Ihrem Bilde verdankt, das er wie ein Heiligenbild im Herzen trug.

Jetzt ergriff er ihre Hand. Weinend ſank das Mädchen auf der Mutter Bett — heulend ſtürzte der Bruder hinaus — und die Mutter hob noch einmal ihre Hände ſegnend empor!

Der alte Oberrock und die alte Perrücke.

(Ein Seitenſtück zu dem vorigen.)

Fritz war ein wilder Burſche, ein Sohn des alten Föhrenbach aus der erſten Ehe. In der zweiten hatte ſeine Stiefmutter ihn mit einem Brüderlein beſchenkt, Elias genannt. Ei, dieſer Elias war ganz ein anderer Knabe; der lernte, daß ihm der Kopf rauchte, wenn er das Gelernte auch nicht verſtand. In ſeinem Kleide war nie ein Loch, auf

ſeiner Wäſche nie ein Flecken, und wenn er in Geſellſchaften trat, küßte er allen Leuten die Hand ſehr zierlich, und wenn man ihm etwas gab, ſo verfehlte er nicht zu ſagen: ich bedanke mich gehorſamſt. Sein röthliches Haar beſchattete ein Firmament von Sommerſproſſen, und die geſattelte Naſe vereinte auf ihrer Spitze den Sehpunkt beider Augen. Immer ging er leiſe und ſchnaubte ſich ſehr leiſe, und ſprach ſo leiſe, daß man es kaum vernehmen konnte. Welch ein zierliches Bürſchchen gegen den wilden Fritz, der aus ſchwarzen Augen ſo ſchelmiſch glurte. Wenn der ein neues Kleid anzog, ſo war es nach drei Tagen nicht mehr zu kennen, und von ſeiner Wäſche hingen ſtets Fragmente auf des Nachbars Obſtbäumen. Kein Knabe in der ganzen Stadt machte einen ſo ungeſchickten Kratzfuß, und wenn er den Gäſten die Hände küſſen ſollte, ſo verſteckte er ſich hinter den Ofen. Auch er ſchnallte zwar an jedem Morgen ſeine Schulbücher zuſammen, und ging, aber nicht in die Schule, ſondern hinten her-

um, weil im Sommer das edle Ballſpiel, und im Winter das Schlittſchuhlaufen ihn verlockten. Nur wenn das jährliche Examen heranrückte, und der Lehrer etwa geſagt hatte: man wird nun ſehen, wer es am beſten macht; dann kroch Fritz mehrere Wochen lang auf ein Dachſtübchen, und lernte mit ſolcher Anſtrengung, daß er es gewöhnlich am beſten machte. Sobald aber dieſer feierliche Tag glücklich überſtanden war, trieb er ſein altes Weſen, und wo er einen luſtigen Streich ſpielen konnte, da ſcheute er keine Gefahr.

Was Wunder, daß die Lehrer klagten, wenn er ſeinen Mitſchülern die Zöpfe zuſammen gebunden, oder ihnen lebendige Krebſe in die Taſchen geſteckt hatte. Was Wunder, daß die Stiefmutter klagte, wenn ſie den alten Kettenhund plötzlich mit ihrer Haube auf dem Kopfe herumlaufen ſah.

Nur durch Kreuz und Leiden, pflegte ſie zu ſagen, wird dieſer Bube gebeſſert werden. Das merkte ſich Elias, und von dem chriſtli-

chen Verlangen beſeelt, ſeinen Bruder ſo bald als möglich gebeſſert zu ſehen, trug er aus allen Kräften dazu bei, ihm Kreuz und Leiden zu verſchaffen. Er gab nicht allein alles treulich an, was er von Fritzens loſen Streichen aufſpüren konnte, ſondern er erfand auch deren noch manche, die nicht allein loſe, ſondern auch böſe waren, und hinterbrachte ſie ſeufzend dem zwar gütigen, aber auch ſtrengen Vater. Ihm wurde geglaubt, denn er hieß ja in der ganzen Nachbarſchaft der fromme, kleine Elias, und Fritzens Leugnen galt für Verſtockung.

Der bekümmerte Vater beſchloß endlich, ihn aus dem Hauſe in eine ſtrenge Schulanſtalt zu ſenden, und zwar ſo fern als möglich. Fritz vernahm dieſen Entſchluß ohne Schrecken, ohne Betrübniß; denn ihm wuchſen ja in ſeinem väterlichen Hauſe keine Roſen; er ſah den tückiſchen Bruder überall ſich vorgezogen, und durch deſſen Verläumdungen des Vaters Liebe ſich beraubt. Schlimmer, dachte er, kann es mir

nirgends gehen; darum packte er ſeinen Bündel mit einer Art von Vergnügen, und es ſchmerzte ihn nur, daß er abreiſen ſollte, ohne eine kleine Rache auszuüben. Darüber ſann er noch am Abend vor der Trennung, und plötzlich fiel ein Schwank ihm ein.

Er ſchlich in ſeines Vaters Studierzimmer, holte deſſen Perrücke und Oberrock, kletterte damit auf den Boden, und kroch von da auf das Dach. Mit Lebensgefahr erreichte er einen Blitzableiter, der auf dem Hauſe ſtand, hing den Oberrock auf die Spitze und ſetzte die Perücke darauf. Dann rutſchte er fröhlich wieder herunter und legte ſich wohlgemuth ſchlafen.

Den andern Morgen, als es Tag wurde, ſammelte ſich Jung und Alt vor dem Hauſe, um die ſeltſame Trophäe zu beſchauen, die der Nachbar Föhrenbach ſich errichtet hatte. Der Vater trat von ungefähr ans Fenſter, ſah das Getümmel und Aller Köpfe nach ſeinem Dache gerichtet, glaubte, es brenne im Giebel, und lief erſchrocken auf die Straße, wo ſeines Söhnleins

Witz und Geſchicklichkeit im Klettern ihn ſchlecht erbauten. Mit verbiſſenem Grimme ſchlich er wieder hinein, ließ einen Schornſteinfeger holen, und ſeine gelüftete Garderobe des Pöbels Spott entziehen. Es währte aber doch einige Stunden, ehe das komiſche Schauſpiel ſein Ende erreichte, und ſo lange war das Haus belagert wie ein Bäckerladen in Hungersnoth, nur mit dem Unterſchied, daß kein Seufzer gehört wurde, ſondern ein wieherndes Gelächter, ſo oft der Wind einen Aermel des Oberrocks hob, oder den Zopf der Perrücke ausbreitete wie einen Kometenſchweif.

Doch im Innern des Hauſes ſparte Elias die Seufzer nicht, und die Stiefmutter ſchürte den Zorn des Alten. Unter dieſen Umſtänden konnte der Abſchied von dem gottloſen Fritz eben nicht zärtlich ausfallen. Der Vater wollte ihn nicht einmal ſehen; die Mutter ſagte: du wirſt ein Taugenichts werden, und der Bruder accompagnirte die Prophezeiung mit einem tiefen Seufzer und verdrehten Augen.

Fritz ſchüttelte das alles ab. Nur daß er ſeinen Vater nicht mehr ſehen ſollte, ſchien ihm unerträglich. Der Alte hatte ſeine Thür verſchloſſen, und Fritz bat vergebens, eingelaſſen zu werden, mit dem Erbieten, ſich jeder Züchtigung demüthig zu unterwerfen, wenn er nur des Vaters Hand noch einmal küſſen dürfe. Als zu Elias ſtiller Freude keine Antwort erfolgte, ſprang Fritz in den Hof, wo eine alte Linde ſtand, deren Zweige ſich bis vor des Vaters Fenſter hin ſtreckten. Auf dieſe Linde kletterte er, und rutſchte dann, auf die Gefahr den Hals zu brechen, auf einem ſtarken, doch immer ſchwächer und dünner werdenden Zweige, dem Fenſter ſo nahe als möglich, und ſchrie aus allen Kräften: „Guter Vater! ich habe Sie doch wahrhaftig lieb. Sehen Sie mich nur noch einmal freundlich an!"

Der Alte vernahm die Stimme aus den Lüften anfangs mit Erſtaunen, dann mit großem Schrecken, als er den Wagehals wie einen Sperling vor ſeinem Fenſter ſitzen ſah. Er riß

es auf, und befahl ihm, von Zorn und Angſt beklemmt, ſogleich herab zu ſteigen. Aber Fritz gehorchte nicht, ſondern wiederholte ſeine Bitte, und wollte lieber den Zweig fahren laſſen, der ihn in der Schwebe erhielt, als ohne des Vaters Segen aus dem Hauſe gehen. „So geh nur,“ ſagte der zitternde Alte, den der Trotz der kindlichen Liebe rührte: „geh nur, ich ſegne dich!“

Huſch! war Fritz vom Baume herunter und mit einem Sprunge auf dem Poſtwagen. Anfangs weinte er ſtill; als er aber erſt das Thor im Rücken hatte, lauter neue Gegenſtände ihn umringten, und der friſche Wind mit ſeinen ſchwarzen Locken ſpielte, da fuhr er ſo munter in die Welt hinein, als wäre das Schlaraffenland ſeiner Reiſe-Ziel. Nach einigen Tagen langte er wohlbehalten an dem Orte ſeiner Beſtimmung an. Seine Empfehlungsſchreiben verſchafften ihm eben nicht die freundlichſte Aufnahme. Ein finſterer Direktor nahm ihn unter ſeine beſondere Aufſicht. Das Umgehen der

Schule war hier nicht leicht. Die erſten Verſuche mißlangen und wurden ſcharf beſtraft. Als er nun ſah, daß man hier durchaus etwas lernen müſſe, ſo ergab er ſich darein und lernte viel. So oft ſich aber Gelegenheit zu einem Schwanke darbot, ließ er ſie nicht entſchlüpfen, und es gab bald weder Lehrer noch Mitſchüler, der nicht irgend einmal von ihm geneckt worden wäre. Darum lauteten die Berichte nach Hauſe ſehr verſchieden. Bisweilen hieß es: der junge Friedrich applizirt ſich mit rühmlichem Fleiße, und dürfte wol, an Fähigkeiten und Kenntniſſen, zu den Koryphäen dieſer löblichen Schulanſtalt gezählt werden. Bisweilen: der junge Friedrich iſt ein ungezogener Range, der dieſen und jenen Frevel verübt, dieſen und jenen Schaden angerichtet hat, welchen deſſen geehrter Herr Vater zu erſetzen belieben wird.

Die Briefe von der erſten Gattung wurden von der Stiefmutter klüglich unterſchlagen, die der letztern hingegen immer treulich ausgehändigt, mit hämiſchen Anmerkungen verbrämt,

und das Gemüth des Alten täglich mehr erbittert. Endlich erſchien gar ein Brief, welcher berichtete: nun ſei der Geduldsvorrath ſämmtlicher Lehrer erſchöpft, und ein letzter, boshafter Streich habe dem Faſſe den Boden ausgeſtoßen. Der junge Herr ſey nämlich der Kunſt, auf Stelzen zu gehen, in einem hohen Grade mächtig. Nun habe kürzlich der Tanzmeiſter, ein etwas furchtſamer Mann, ſeine geliebte Gattinn verloren, und als er, den Tag nach ihrer Beerdigung, in der Mitternachtsſtunde an ſeinem Schreibtiſch geſeſſen, in einem Zimmer im zweiten Stockwerke, ſo ſei plötzlich eine weiſſe vermummte Geſtalt am Fenſter erſchienen, anklopfend und mit hohler Stimme ſeinen Namen rufend. Das ſei beſagter Muſje Friedrich auf Stelzen geweſen, und der arme Tanzmeiſter darob ſo erſchrocken, daß er einen Wadenkrampf bekommen, der ihn mehrere Tage gehindert, die Zöglinge in der edlen Tanzkunſt zu unterrichten. Da nun der junge Herr bereits ein wohlgewachſener Bengel ſey, deſſen

man ſich zu ermächtigen nicht mehr getraue, er auch in Litteris genugſame Fortſchritte gemacht, um die hohe Schule zu beziehen; ſo erſuche man angelegentlichſt, ihn des Förderſamſten dahin zu ſenden, ehe das räudige Schaf die ganze fromme Herde anſtecke.

Madam Föhrenbach empfing wie gewöhnlich dieſen Brief zuerſt, und lächelte hold bei jeder Zeile. Durch erkünſtelten Gram und verſtohlene Seufzer bereitete ſie einige Tage lang ihren Gatten auf die Hiobspoſt vor. Er forſchte vergebens nach der Urſache ihrer ſtillen Trauer, und mußte ſtets die peinigende Antwort hören: ſie wolle ihn nicht betrüben, ſeiner Geſundheit ſchonen. Allein er war ſchon tief betrübt, und die ängſtliche Erwartung nagte bereits an ſeiner Geſundheit, als ſie endlich mit dem Bekenntniß hervor rückte: der Friedrich ſey ein ungerathener Bube, an dem Hopfen und Malz verloren ſey. Sie hoffte, der verhaßte Stiefſohn werde nun gänzlich verſtoßen werden, und künftig ihrem rothen Elias nicht mehr im Wege

ſtehen. Auch beſchloß der Vater wirklich in der erſten Hitze, ſeine Hand von ihm abzuziehen, und die Mutter berechnete ſchon in ihrem Kämmerlein, wie viel dadurch jährlich erſpart werde. Aber als der Alte ſchon das Papier zu einem Donnerbriefe gefaltet hatte, und nur noch einige Male mit großen Schritten auf und nieder ging, um die kräftigſten Ausdrücke zu wählen; da fiel ſein Auge von ungefähr auf das Bild ſeiner verſtorbenen Frau, welches über ſeinem Schreibtiſche hing und ihn ſanft anlächelte. Er hatte ſie geliebt, er ſah noch einmal hin, ſie ſchien für den einzigen Sohn zu bitten. Er ſetzte ſich, ergriff die Feder, und die harten Vorwürfe verwandelten ſich, faſt wider ſeinen Willen, in väterliche Ermahnungen.

Diesmal, ſchrieb er, wolle er ihm noch verzeihen, aber es ſey das letztemal. Er ſolle nun hinziehen auf die Univerſität, wozu er ihm jährlich eine hinreichende Summe ausſetzte. Er ſolle fleißig ſtudieren, ſeine Neigungen bekämpfen, und als ein geſetzter, ordentlicher Mann

zurückkehren; wo nicht, des Vaters Antlitz meiden ewiglich.

Mit den herrlichſten Vorſätzen bezog nun Fritz die Univerſität, und hielt ſie auch zum Theil; wenigſtens konnte kein ſchlechter Streich ihm zur Laſt gelegt werden, und die Profeſſoren rühmten ſeinen Fleiß. Aber an Gelde kam er ſtets zu kurz, nicht eben durch Verſchwendung, ſondern durch Gutmüthigkeit; denn ſein Beutel ſtand allen geldbedürftigen Kameraden offen. Es hieß zwar immer: Herr Bruder, ſobald mein Wechſel kommt, bezahle ich dich bei Heller und Pfennig; aber wenn die Wechſel kamen, meldeten die Herren Philiſter ſich ſo häufig, daß für den Herrn Bruder nichts übrig blieb. Endlich mußte er ſelber Schulden machen; und endlich wurde der Vater mit Mahnbriefen beſtürmt. Eine Schlägerei, in die Fritz verwickelt wurde, und die ein Consilium abeundi nach ſich zog, zerhieb auch vollends den morſchen Geduldsfaden des Alten, zumal da die Frau Stiefmama das Gemälde in den gehö-

rigen Schatten zu ſtellen wußte. Er war ohnehin jetzt kränklich und ſehr reizbar. Sie benutzte die böſen Stunden und verdrängte den Leichtſinnigen, den ſie Böſewicht nannte, gänzlich aus ſeinem Herzen.

Bald darauf wurde er ernſtlich krank, machte ſein Teſtament und ſtarb. Fritz empfing dieſe Trauerbotſchaft in einem kühlen Brieſlein des Bruders, der ihn einlud, nach Hauſe zu kommen, und der Eröffuung des väterlichen Teſtaments beizuwohnen.

Der arme Jüngling ſtand tief erſchüttert, und machte ſich zum erſten Male die bitterſten Vorwürfe. Es war ihm nie eingefallen, daß ſein Vater ſterben könnte, und wenn deſſen Zorn ihn bisweilen betrübte, ſo tröſtete er ſich immer mit dem Gedanken: ich habe doch etwas Rechtſchaffenes gelernt, und werde dem alten Herrn gewiß noch Freude machen. Nun ſchwand plötzlich dieſe Hoffnung. Es war aus ſeinen erſten Kinderjahren ihm nicht entfallen, wie liebreich, als ſeine Mutter noch lebte, ſein Va-

ter ihn gepflegt und täglich auf ſeinem Arme getragen, auf ſeinem Knie geſchaukelt hatte. Nur in dieſer Geſtalt erblickte er jetzt den Verſtorbenen, ſchob jede Unfreundlichkeit und Strenge, die er ſeitdem von ihm erfahren, auf Rechnung ſeiner Stiefmutter, und weinte bitterlich.

In dieſer Stimmung kam er nun nach langer Abweſenheit in ſeine Vaterſtadt, betrat ſchluchzend das väterliche Haus, und wurde mit höflicher Kälte empfangen. Sein Stiefbruder war indeſſen ſehr lang geworden, und glich ſo ziemlich einem Albino von der Landenge Darien. Im Grunde war er noch ſchlimmer dran, als ein ſolches papierweiſſes Menſchenkind, dem doch nur das Sonnenlicht zuwider iſt. Elias hingegen ſcheute jede Art von Licht, ſelbſt die Augen der ehrlichen Leute, vor welchen er die ſeinigen beſcheiden niederſchlug. Gelernt hatte er nichts, und ſollte auch nichts lernen, weil er zu ſtark wüchſe, meinte die Mutter, beides zugleich möchte ſeinen Körper zu heftig angreifen, und im Grunde ſey Wachſen und Lernen

ja doch einerlei. Sechs Schuh hoch war er richtig aufgeſchoſſen; nur hatte die Natur in der Breite geſpart, was ſie in der Länge verſchwenderiſch zugemeſſen, denn es ſchien in der That, als könne er wol in ein Nadelöhr gefädelt werden. Wozu er eigentlich Genie habe, das hatte der mütterliche Scharfſinn bald entdeckt; denn mit ihren erſparten Marktpfennigen wußte ſie ihm den Poſten eines Zöllners zu verſchaffen, und da ſtund er ganz an ſeinem Platze. Er roch die verbotenen Waaren Meilen weit, und konnte, wenn er einen armen Krämer all ſeine Habe konfiszirte, bei dem Gewinſel von acht Kindern ganz ruhig eine Priſe Taback ſchnupfen. Aber gegen ſeinen Bruder trieb er die Großmuth ſo weit, ihm den Koffer uneröffnet nach Hauſe zu verabfolgen.

„Du ſiehſt, mein lieber Bruder: ſagte er zu ihm: „welches Vertrauen ich in dich ſetze.“ Im Grunde hatte er ſchon längſt gerochen, daß in dem leichten Koffer weder Zucker noch Kaffee war.

Fritz zog ihn bei Seite und fragte ängſtlich nach den letzten Stunden ſeines Vaters. Elias faltete die Hände und verdrehte die Augen. „Er iſt ſehr chriſtlich geſtorben, hat allen Feinden und Beleidigern von Herzen vergeben.“

„Feinde?“ wiederholte Fritz: „nun, zu ſeinen Feinden hat mein guter Vater mich doch ſicher nicht gezählt; aber zu ſeinen Beleidigern?“

Elias zuckte die Achſeln.

„Leider ja!“ ſeufzte Fritz: „ich mag ihn wol oft betrübt haben. Es thut mir herzlich leid!“

„Zu ſpät!“ murmelte Elias.

„Da ſey Gott für!“ ſo rief Fritz, indem er ſein ſchwarzes, durch Thränen verſchleiertes Auge gen Himmel hob: „Er wird dieſen Seufzer dort vernehmen!“

„Ich meine nur,“ ſagte der Albino: wegen des Teſtaments. Ich fürchte ſehr —“

„Was?“

„Er war nicht in der beſten Stimmung gegen dich, als er es machte. Ich und Mama haben flehentlich gebeten, aber umſonſt. Was darin ſteht, weiß ich freilich nicht.“ Dieſe Lüge rollte ganz glatt über ſeine Zunge, allein er wußte ſehr wohl, was darin ſtand, und hatte ſelbſt einen bewußtloſen Augenblick des Kranken benutzt, um ihn zum Werkzeuge des hämiſchſten Grolles zu mißbrauchen.

Denn als nun das Teſtament in Gegenwart vieler Zeugen eröffnet und verleſen wurde, da fand es ſich, daß Elias zum Univerſal-Erben eingeſetzt, und, ſeinen Bruder betreffend, blos folgende Anmerkung hinzugefügt worden:

„Was meinen Sohn Fritz anlangt, ſo findet derſelbe in ſeinem Leichtſinn eine ſo unerſchöpfliche Quelle des Glücks, daß ich für gut und recht halte, ihm nichts weiter zu vermachen, als — meine alte Perrücke und meinen alten Oberrock, dieſelben, die er einſt am Blitzableiter aufhing.“

Die Augen aller Umſtehenden hefteten ſich mitleidsvoll auf den erblaſſenden jungen Mann, deſſen Lippen im erſten Augenblicke von innern Krämpfen zu einem bittern Lächeln verzogen wurden. Nicht, daß er enterbt war, rührte ihn ſo heftig, aber die Art der Enterbung, der bittere Spott eines ſterbenden Vaters. Er kehrte der Verſammlung ſchweigend den Rücken, ging auf den Kirchhof und ſetzte ſich auf ſeines Vaters Grab.

„Das kam nicht aus deinem Herzen, du guter Mann!“ ſo ſprach er zu dem geliebten Schatten: „du konnteſt zürnen, und ich hatte es verdient; aber mich durch Spott in den Staub treten, das konnteſt du nicht! das iſt dir eingehaucht worden in einer böſen Stunde, wo meiner Mutter Bild dir nicht mehr vorſchwebte. Hätteſt du darum gewußt, ſo würde ich dir auch etwas zu verzeihen haben. Aber nein! ich allein bin der Schuldige, und hier kniee ich auf deinem Grabe, deine Verzeihung erflehend. Ich danke dir für deinen alten Ober-

rock, deine alte Perrücke. Wenn dein Segen darauf ruht, ſo ſollen ſie mir eine köſtliche Erbſchaft ſeyn. Ich will mich nie davon trennen, ich will nie vergeſſen, daß dieſer Rock über deiner redlichen Bruſt zugeknöpft wurde. Dein Blut fließe in meinen Adern, und hier lege ich die Hand auf dein kaltes Grab und ſchwöre: ich will es nie beſchimpfen!"

Geſtärkt erhob er ſich und ging mit heiterm Antlitz heim, um ſeine Erbſchaft in Empfang zu nehmen. Unterwegs begegnete ihm ein Advokat, ein weitläufiger Verwandter, der auch Zeuge bei Eröffnung des Teſtaments geweſen. Der hielt ihn an, bedauerte, gab zu verſtehen, man verfahre gewiſſenlos mit ihm, das Teſtament ſey null und nichtig, und wenn der Herr Vetter ihm die Sache übertragen wolle, ſo mache er ſich anheiſchig, es umzuſtoßen. „Da ſey Gott für!" ſagte Fritz: „ich habe meinem guten Vater während ſeines Lebens wenig Ehrerbietung bewieſen, obſchon er ſtets väterlich und recht an mir gehandelt; ſo will ich wenig-

ſtens nach ſeinem Tode ſeinen letzten Willen eh⸗ren, auch wenn er mir weh gethan. Ich bin mit dem zufrieden, was er mir zugedacht.“

Der Advokat ſtutzte, ſah ihn an, ſchüt⸗telte ihm ſchweigend die Hand, war gerührter, als einem Advokaten geziemt, und ging ſeiner Wege. Als Fritz nun zum erſten Male über die Schwelle des väterlichen Hauſes ſchritt, fand er ſeine Stiefmutter und den langen Elias in peinlicher Verlegenheit, weil ſie noch nicht wußten, wie der kräftige Jüngling ſich benehmen, und ob er nicht vielleicht gar in der erſten Hitze den tückiſchen Albino zerſchmet⸗tern würde. Doch da er mit freundlicher Sanft⸗muth blos um den Oberrock und die Perrücke bat, da erheiterten ſich die Geſichter. Man liebkoſete ihm, man nannte den Seligen hart, und verſicherte, man könne das nicht zugeben. Mit Wäſche und Kleidern wolle man ihn reich⸗lich ausſtatten, auch einen honnetten Zehrpfen⸗nig ihm in die Taſche ſtecken; das könne der Selige dem Herzen eines Bruders nicht ver⸗

übeln. Fritz dankte, verbat ſich Alles, und beſtand blos auf dem, was ihm gebühre. Es wurde endlich, wiewol nicht ohne Scham, herbei gebracht. Fritz wickelte die Perrücke ſorgfältig in den Oberrock, ſchnürte den zuſammen, hing ihn an ſeinen Knotenſtock, und ſagte Lebewohl! nachdem er zuvor dem rothen Elias ſeinen ganzen Koffer geſchenkt hatte, in dem aber dieſer mit Verdruß nur Bücher fand.

Fritz wanderte zum Thore hinaus. Einige Thaler waren ſein ganzer Reichthum. Was er beginnen wollte, wußte er ſelbſt noch nicht. Es gab damals Krieg faſt in ganz Europa. Er betrachtete ſich lächelnd, und dachte an die Worte Fallſtaffs: „Futter für Pulver!“ Mit dieſem halb gereiften Vorſatze wanderte er einige Meilen, und näherte ſich der Grenze des benachbarten Königreichs, wo er, wenn der Zufall ihm nichts Beſſeres in den Weg würfe, der erſten beſten Trommel nachziehen wollte.

In dieſen Gedanken unterbrach ihn plötz-

lich das Keuchen eines Menſchen hinter ihm. Er ſah ſich um, und erblickte einen Mann von edler Geſtalt, aber nur in eine kurze Weſte gekleidet und ohne Hut. Ehe er noch Zeit hatte, Betrachtungen über den Fremden anzuſtellen, redete dieſer ihn ſchon haſtig an:

„Guter Freund! rettet mich! Die Verfolger ſind mir auf der Ferſe. So wie ihr mich hier ſehet, bin ich aus der Feſtung entſprungen, aber denkt darum nichts Arges von mir. Ich bin ein ehrlicher Mann, ein Unglücklicher; Ihr ſollt mich kennen lernen, doch jetzt iſt kein Augenblick zu verlieren. Ich habe ſchon die Lärmkanonen hinter mir gehört. In dieſer Geſtalt erkennt man mich auf den erſten Blick, und hier iſt weit und breit kein Buſch, keine Höhle, wo ich mich verbergen könnte. Aber die Grenze meines Königreichs iſt nicht fern mehr. Leihet mir etwas von Eurer Kleidung, ſo bin ich gerettet, und Euch ſoll reich vergolten werden.“

Während der Fremde ſo ſprach, hatte Fritz deſſen edle Phyſiognomie beobachtet, und ohne

ſich zu beſinnen, ohne zu antworten, riß er den Bündel von ſeinem Knotenſtocke, löſete des Vaters Oberrock ab, half ihn dem Flüchtlinge anziehen, ſetzte ihm die alte Perücke auf, den eigenen Hut drüber, gab ihm den Stock in die Hand und ſagte: „gehen Sie mit Gott!“

„Ich kann Euch jetzt nicht danken, wie ich ſollte,“ erwiederte der Fremde: „aber es wird eine Zeit kommen. Dieſer Weg führt Euch nach B**; dort fragt am Thore nach dem Grafen R**.

Mit dieſen Worten entfernte er ſich haſtig. Fritz ſah ihm lange verwundert nach, bis der Eilende in einem Hohlwege verſchwand. Dann zog er ſeine Schlafmütze aus der Taſche, bedeckte damit ſein entblößtes Haupt, ſchnitt ſich einen Stock vom nächſten Baume, ſetzte ſeine Wanderſchaft ruhig fort, und ſagte lächelnd: da iſt die ganze Erbſchaft auf einmal zum Henker gegangen!

Es währte nicht lange, ſo hörte er Pferdegetrappel hinter ſich. Huſaren ſprengten heran.

Als ſie ihn erreicht hatten, hielten ſie und betrachteten ihn aufmerkſam. Er ſah ihnen ſteif in die bärtigen Geſichter. „Das iſt er nicht,“ ſagte einer von ihnen zu ſeinen Kameraden.

„He, guter Freund! habt Ihr nicht einen Mann geſehen, der ſo und ſo gekleidet war?“

„O ja,“ antwortete Fritz gelaſſen: „eine halbe Stunde von hier nahm er den Weg nach dem Dorfe linker Hand. Er ſchien große Eile zu haben.“

„Das glaube ich!“ rief der Huſar ſchmunzelnd. „Linksum, Kameraden! den erreichen wir. Doch mögen Zwei von uns bis an die Grenze reiten, wie befohlen worden.

Und fort ſprengten ſie in ſauſendem Gallop rückwärts und vorwärts. Die beiden Letztern kehrten bald zurück. Sie hatten zwar den Flüchtling ereilt, doch, durch ſeine Verkappung getäuſcht, ihn nach einigen keck beantworteten Fragen ruhig ziehen laſſen. Jetzt tummelten ſie ſich, um ihre Kameraden einzuholen.

Fritz ſah den Staubwolken anfangs lächelnd, bald aber bedenklich nach. „Ob ich recht gethan habe?“ ſo ſprach er zu ſich ſelber: „weiß ich freilich nicht. Möglich, daß ich einen Verbrecher der gerechten Strafe entzog. Aber ſo iſt der Menſch, und das iſt noch das Beſte an ihm: den Schwächern nimmt er gern in Schutz, ohne zu fragen, ob er es verdient. Es wäre mir nur leid um meine Erbſchaft, wenn ich ſie übel angewendet hätte.“

Faſt hatte er ſein Abenteuer ſchon vergeſſen, als er die Grenze des fremden Landes, und bald darauf deſſen Hauptſtadt, B**, erreichte. Nachdem die Schildwache ihn am Thore auf die gewöhnliche barſche Weiſe examinirt, und kein Arges an ihm erfunden hatte, fragte er nach dem Grafen R**. Auf dieſe Frage betrachtete der Soldat ihn noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen, zog die Klingel, und ein Offizier erſchien, der ein Signalement in der Hand hielt, mit welchem er den Wanderer verglich.

Seine Geſtalt mußte wohl ſehr treffend geſchildert ſeyn (die Angſt bemerkt ſcharf), denn ohne weitere Zweifel zu hegen, hieß er den Pilger höflich willkommen, rief ſeine Ordonnanz und befahl ihr, den Fremden nach dem Hotel des Grafen R** zu begleiten. Der Grenadier ſchritt vor ihm her, Fritz folgte neugierig. Nachdem ſie einige Straßen durchwandert, erblickte er in der Ferne einen Pallaſt, von zahlreichen Equipagen umgeben. Ohne ſeinen Begleiter würde er ſchwerlich durchgedrungen ſeyn. Der Grenadier machte Platz. Jetzt ſtanden ſie an der Pforte, vor der ein dicker Schweizer im verbrämten Wehrgehänge ſich brüſtete, und den Ankömmling in der Schlafmütze über die Achſel anſchaute. Aber kaum hatte er vernommen, wen er vor ſich habe, als er faſt erſchrocken ſeinen Hut lüftete, und einen Kammerdiener rief, um dieſen beſtaubten Mann ſogleich zu Sr. Excellenz zu führen.

Wohlgemuth folgte Fritz dem neuen Führer, eine Paradetreppe hinauf, durch Vorzim-

mer, in welchen Lakaien würfelten, Jäger plauderten, und Heiducken gähnten. Flügelthüren wurden geöffnet. Da ſtand der Mann von geſtern im Kreiſe bebänderter Herren, die ihre Glückwünſche demüthig darbrachten.

Kaum erblickte der Graf den Pilger, der, mit abgezogener Schlafmütze, doch ein wenig betreten, auf der Schwelle ſtand, als er haſtig durch das Gewühl ſich drängte, ihn bei der Hand ergriff, in den Saal zog, und ihn der hochanſehnlichen Verſammlung als ſeinen Retter vorſtellte. Jedermann beeiferte ſich, ihn mit Liebkoſungen zu überhäufen. Fritz wußte nicht recht, wie ihm geſchah. Der Graf, der noch Geſchäfte abzuthun hatte, erſuchte ihn zu verweilen, bis er allein mit ihm ſprechen könne.

Fritz zog ſich beſcheiden in eine Fenſterbrüſtung zurück, und erwartete ruhig den Ausgang des ſeltſamen Abenteuers. So viel, dachte er, ſehe ich wol, daß meines Vaters Segen auf ſeiner Erbſchaft ruht. Ein freundlicher Sekretär geſellte ſich zu ihm, der ſeine

Neugier befriedigte. Der Graf von R** war General und Liebling ſeines Königs, deſſen Recht er im Felde und im Kabinette mit Tapferkeit und Schlauheit verfochten hatte. Sein Wirken fiel aber gerade in eine Zeit, wo Vaterlandsliebe oft ein Verbrechen geſcholten wurde. Der Feind ſtellte ihm Netze. Durch tückiſche Liſt bemächtigte man ſich ſeiner Perſon, und ſperrte den gefährlichen Mann in eine Feſtung. Aus dieſer war ihm gelungen zu entkommen, obſchon mit Lebensgefahr, da er über Dächer klettern und zuletzt einen bedenklichen Sprung hatte wagen müſſen. Im freien Felde ſah er ſich zwar endlich, aber drum noch nicht gerettet, denn manche unvermuthete Hinderniſſe hatten ſeine Flucht ſo ſehr verzögert, daß die Dunkelheit einer regnichten Nacht, auf die er zählte, viel zu früh von der Morgenſonne verſcheucht wurde. Man vermiſſte ihn alſobald. Die ganze Garniſon kam in Bewegung, aus allen Thoren ſtürzten die Verfolger, auf allen Straßen ſpähten ſie nach ihm, und ohne die Perrücke

des alten Föhrenbach würde er ſchwerlich entronnen ſeyn.

Jubelnd empfing ihn die Hauptſtadt ſeines Vaterlandes, gerührt umarmte ihn ſein königlicher Freund. Die neidiſchen Höflinge eilten um die Wette, ſich hoch erfreut zu ſtellen, und verwünſchten insgeheim ſeine Zurückkunft. Er ſann bereits auf neue Plane, die Feinde fühlen zu laſſen, daß er wirklich wieder am Ruder ſtehe, als Fritzens Erſcheinung ihn an die Pflichten der Dankbarkeit erinnerte, die — es mag unglaublich ſcheinen — dem Günſtling des Königs heilig waren. Kaum hatte das Schranzengewimmel ſich entfernt, als der Graf den Pilger in ſein Kabinet rufen ließ. Hier befragte er ihn mit einer Art von Vertraulichkeit um ſeinen Namen: — Fritz Föhrenbach — Sein Vaterland? — Keines mehr — Seine Geſchäfte? — Hoffen — Seine Ausſichten? — Finſter. In einer halben Stunde hatte der erfahrne Weltmann den offenen Jüngling durchſchaut.

„Es freut mich,“ hub er an: „daß Sie Luſt zum Soldatenſtande äußern. Da kann ich Ihnen am erſten nützlich werden. Kommen Sie morgen wieder, und ich hoffe Ihnen gute Nachrichten mitzutheilen.“ — Er hielt Wort. Auf ſeine Bitte nahm der König den Fremdling als Fähndrich in Dienſte. — Das Glück, ſogleich Offizier zu werden, hatte er ſich nicht träumen laſſen. Er dankte ſeinem Gönner mit dem treuherzigen Verſprechen, bei erſter Gelegenheit ſich deſſen würdig zu zeigen. Auch einen Beutel mit Gold zu ſeiner Equipirung, den der Graf ihm aufdrang, empfing er dankbar, ſtand aber noch immer zögernd im Kabinet, und ſah ſich mit einiger Aengſtlichkeit um.

„Fehlt Ihnen noch etwas,“ ſagte der Graf: „ſo reden Sie frei.“

„Mein Oberrock — meine Perrücke“ — ſtammelte der Jüngling.

„O die laſſen Sie mir! Ich werde ſie zum Andenken unter meinen Koſtbarkeiten verwahren.“

„Nein, Ew. Excellenz, das kann nicht ſeyn.“

„Da Sie künftig Uniform tragen, ſo ſind Ihnen beide ja doch völlig unnütz? und ihr Werth iſt ſo gering —“

„Ihr Werth — ich bitte, Herr Graf — ſie ſind unſchätzbar für mich. Mein Vater hat ſie getragen. Es iſt Alles, was er mir hinterlaſſen hat, und ich lebe der frohen Zuverſicht, daß ſein Segen darauf ruht.“

„Das iſt ein Anders,“ ſagte der Miniſter: „und jetzt bin ich Ihnen doppelt verpflichtet, da Sie Ihr ganzes Erbe an einen Unbekannten wagten.“

Er ließ ihm den Oberrock ſamt der Perrücke ausliefern, und Fritz empfahl ſich mit frohem Herzen. In ſeinen neuen Stand wußte er ſich trefflich zu ſchicken, gewann die Liebe und Achtung ſeiner Kameraden, und benutzte die Muſe des nächſten Winters, um ſich theoretiſche Kenntniſſe im Militär-Fache zu erwerben. Die praktiſchen hoffte er im Frühjahr beizufügen,

denn die ganze Armee bereitete ſich, ins Feld zu rücken.

Den Grafen hatte er indeſſen nur auf der Parade geſehen, wol aber der Graf ihn nicht aus den Augen verloren, und ſtets erwünſchte Nachrichten von ihm eingezogen. Fritz wußte davon nichts, und meinte, es habe ſich ſein Gönner hinreichend mit ihm abgefunden, auch ihn ſchon längſt vergeſſen. Um ſo angenehmer wurde er überraſcht, als er, einige Tage vor dem Aufbruch der Armee, welche der Graf kommandiren ſollte, zum Lieutenant und Flügeladjutanten des Feldherrn ernannt wurde. Hin flog er zu deſſen Pallaſte, um zu danken. „Laſſen Sie das gut ſeyn,“ ſagte der Graf: „Sie werden bald Gelegenheit finden, mir zu beweiſen, daß ich mich nicht in Ihnen irrte.“

Und Fritz bewies es ihm täglich. Wo eine Gefahr zu beſtehen war, da fand man ihn als Freiwilligen an der Spitze, und oft mußte ſein General ſelbſt ihn zurückhalten, ſein Leben nicht muthwillig zu wagen. Eines Tages wurde

ihm ein verlorner Poſten anvertraut, der ſo weit vorgeſchoben war, daß er jeden Augenblick abgeſchnitten werden konnte. Allein der Poſten wahr ſehr wichtig, denn nur von da aus konnten die Bewegungen des Feindes dergeſtalt beobachtet werden, daß der Feldherr den Angriffsplan, den er im Schilde führte, und von dem das Schickſal des ganzen Feldzuges abhing, gehörig ordnen konnte. Darum widerſetzte er ſich auch nicht, als ſein Adjutant ſich erbot, das Wageſtück zu unternehmen, obgleich er ihn mit ſchwerem Herzen von ſich ließ.

In eine Felſenſchlucht am Rande des Walles hatte Fritz ſeine wenige, aber beherzte Mannſchaft poſtirt. In finſterer Nacht, mit Hülfe eines der Gegend kundigen Bauers, erſchlich er den verborgenen Ort. Hier mußten die Soldaten faſt den ganzen Tag hinter den Geſträuchen lauern, weil das feindliche Lager ſo nahe ſtand, daß man den Schildwachen beinahe das Weiſſe im Auge ſehen konnte, und ein Bach, der ſich aus der Felſenſchlucht er-

goß, diente, einige hundert Schritt von da, den Kavallerie-Pferden zur Tränke. Fritz hatte ſeinen Standort auf einer dick belaubten Eiche genommen, von wo herab er mit dem Fernrohr Alles überſchaute. Dort zeichnete er die Stellungen der verſchiedenen Korps, und zählte ihr Geſchütz. Eigentlich hatte er nun ſchon ſeinen Auftrag vollführt, denn mehr verlangte der General nicht zu wiſſen; aber Fritz erfuhr, daß in einem nahen, vom Feinde beſetzten, Dorfe das Kirchweihfeſt gefeiert werde. Dort, meinte er, laſſe ſich beim frohen Gelage wol Manches von den Anſtalten und Abſichten der Feinde ausforſchen, und faßte den verwegenen Entſchluß, verkleidet unter die Gäſte ſich zu miſchen.

Seine Leute hatten kurz zuvor einen verdorbenen Schneider ergriffen, der jetzt ein wandernder Buchhändler war; nämlich er zog mit einem Vorrath ſolcher Büchlein in der Welt herum, wie ſie auf Jahrmärkten zu geiſtiger Beluſtigung der Bürger und Bauern verkauft

werden; die ſchöne Magellone, der gehörnte Siegfried, Till Eulenſpiegel, und mehr dergleichen; auch eine Menge der neueſten Lieder, wie ſie vor funfzig Jahren geſungen worden. Daß dieſer Schneider kein gefährlicher Mann ſey, das ſah man wol auf den erſten Blick; aber weil er doch den Schlupfwinkel des Poſtens verrathen konnte, ſo behielt man ihn vorläufig in Verwahrung, ohne ihm ſonſt ein Leides zuzufügen.

Fritz nahm die Büchlein, zog ſeines Vaters Oberrock an, ſetzte die Perrücke auf, befahl ſeinen Leuten, wenn er in vierundzwanzig Stunden nicht zurück komme, ſich heim zu ſchleichen und ſeine Papiere dem Feldherrn zu überliefern. Dann ging er dreiſt hervor, und gerade auf das Dorf los, erreichte es glücklich, beſtach gleichſam die Schildwachen mit einigen Kriegsliedern, und kramte ſeine Waare unter der großen Linde aus. Eine Zeit lang ging es gut. Die Bauern ſammelten ſich um ihn, die feindlichen Soldaten ſchienen ſeiner wenig zu

achten. Zu Mittag ſetzte er ſich im Wirthshauſe mitten unter die Gäſte, horchte, lauſchte, fragte, erfuhr und errieth Manches. Als zur Kirche geläutet wurde, that er, als wolle auch er ſeine Andacht verrichten, ſchlich ſich aber auf den Thurm, überſah von da aus noch viel beſſer die feindliche Stellung, und zeichnete ſie auf ein Blättchen, das er in ſeinem Schuh verborgen hatte. Aber einem feindlichen Offizier war ſeine Geſtalt doch aufgefallen, mehr noch ſeine kluge Aufmerkſamkeit auf Alles, was im Wirthshauſe geſprochen wurde. Er ließ ihn nicht aus den Augen, folgte ihm unbemerkt, ſchlich ihm nach auf den Thurm, überraſchte ihn beim Zeichnen, und griff ihm plötzlich in den Arm. Fritz erſchrak, doch ſeine Geiſtesgegenwart verließ ihn nicht. Er faßte den Offizier um den Leib, warf ihn mit überlegener Stärke zwiſchen den Glockenſtuhl, und rannte die Treppe hinab. Aber jener raffte ſich zuſammen, folgte ihm laut ſchreiend: Halt! halt! ein Spion! Kaum hatte Fritz die

Straße betreten, als er umringt wurde, und gänzlich unbewaffnet ſich ergeben mußte.

Man führte ihn ſogleich zum General. Sein Verbrechen war erwieſen, und man verhörte ihn nun noch, um Nachrichten vom Feinde einzuziehen. Da er aber hartnäckig ſchwieg, ſo befahl der General, ihn oder weitere Umſtände an die große Linde mitten im Dorfe aufzuknüpfen. Nur um das heutige Feſt nicht zu ſtören, und da es ohnehin ſchon dunkel wurde, vergönnte er dem Delinquenten noch eine Friſt bis zum Anbruch des morgenden Tages. Während der Nacht ſollte er ſcharf bewacht werden. Der Offizier, der dieſen Auftrag erhielt, ſperrte ihn, um ſein Entweichen ſicher zu verhüten, in einen leeren Keller des Pfarrers, der im Freien der Pfarrwohnung gerade gegenüber lag. Er war in einen Felſen gehauen, von geringer Tiefe, und mit einer ſtarken eiſernen Thür verſehen, in der ſich nur ein viereckte Loch einer Hand breit befand. Vor dieſe Thür wurden zum Ueberfluſſe noch zwei Schildwachen ge-

ſtellt. Hier ſollte ſich Fritz zum Tode berei=
ten, und that es mit Ergebung.

Aber ſein Engel wachte. Des Pfarrers
hübſche Pflegetochter, die den Schlüſſel zum
Keller bringen mußte, hatte mit Schaudern
vernommen, welch ein Schickſal dem Unglück=
lichen bevorſtehe, der an ihr vorüber geführt
wurde, und deſſen edle Geſtalt ſie rührte. Am
Abend konnte ſie weder eſſen, noch in der Nacht
das Auge ſchließen. So oft die Schildwachen
vor dem Keller ſich ablöſeten, ging ihr ein
Dolch durchs Herz. Wie mag dem Unglückli=
chen zu Muthe ſeyn, dachte ſie. Vielleicht hat
er Weib und Kinder. Ach! könnte ich ihn doch
retten! — Und plötzlich ſchien eine Stimme ihr
zuzuflüſtern: du kannſt ihn ja retten, warum
thuſt du es nicht? — Jetzt erſt erinnerte ſie
ſich der Gelegenheit des Hauſes. Der Keller
nämlich, der unter der Pfarrwohnung lag, hing
durch einen Gang mit jenem Felſenkeller zuſam=
men. Als das Kriegsgetümmel ausbrach, hatte
der Pfarrer ſeine beſten Sachen auf den Noth=

fall in dieſen Gang gebracht, dann auf einer Seite ihn zugemauert, und auf der andern, wo er durch eine enge Schlucht in den Felſenkeller führte, ihn mit Moos und loſen Steinen ſo künſtlich zugeſetzt, daß es, in der Dämmerung, die da ewig herrſchte, ſchwerlich bemerkt werden konnte. Einige trockene, zu Flaſchen beſtimmte, Kürbiſſe lagen noch davor, und einige Weinbergspfähle, die der Zufall dahin geworfen zu haben ſchien.

Kaum war die Erinnerung an dieſen Umſtand durch den Kopf des Mädchens geflogen, als ſie auch ſchon aus dem Bette ſprang, ein leichtes Gewand überwarf, die Nachtlampe ergriff, und in den Keller eilte. Den zugemauerten Eingang zu öffnen, ſchien ihre Kräfte faſt zu überſteigen. Der Morgen war nahe, ſie fühlte eine Angſt, als ob ſie ſelber zum Tode geführt werden ſollte. Sie ſchlich die Treppe wieder hinauf, ſuchte und fand eine Brechſtange, eilte ſo bewaffnet hinab, arbeitete mit einer Anſtrengung, die ſie nimmer ſich zu-

getraut, und ſobald ſie eine Oeffnung zu Stande gebracht, die nur eben groß genug war, um ihren ſchlanken Körper durchſchlüpfen zu laſſen, verſuchte ſie es, kam mit einigen Quetſchungen glücklich hindurch, und eilte nun leiſe zu dem Felſenkeller, den Fußtritt der Schildwachen über ſich vernehmend.

Das Hinwegräumen des Mooſes und der lockern Steine machte ihr wenig Mühe. Fritz, der nicht ſchlief, hatte wol ſchon lange in der Ferne ein dumpfes Geräuſch vernommen, doch nicht geahnt, daß es ſeine Befreiung gelte. Aber jetzt, da im tiefſten Winkel des Kellers ſich etwas zu regen ſchien, fuhr er auf, und harrte mit zurückgehaltenem Athem, was daraus werden ſolle?

Nicht lange, ſo erblickte er einen Schimmer durch Ritzen, die in jedem Augenblicke ſich vergrößerten. Wiederum nicht lange, ſo gewahrte er ein Paar kleine weiſſe Hände, die vorſichtig das Moos wegräumten, und dann die Steine,

um jedes verrätheriſche Gepolter zu verhüten, behutſam auf die weiche Unterlage fallen lieſſen.

Nach einigen Minuten war die Oeffnung ſo groß, daß er eine holde weibliche Geſtalt dahinter erblicken konnte, die in der einen Hand eine Lampe hielt, und mit der andern ihm winkte.

Er folgte dieſem Winke auf den Zehen. Doch als er noch einen Blick auf die äußere Thür warf, ſah er, daß bereits die Morgendämmerung durch das kleine Loch ſich ſtahl, und wie ein Blitz fuhr ihm durch die Seele, daß es nicht genug ſey, dem Keller zu entrinnen, ſondern daß er auch Zeit bedürfe, wenigſtens eine Stunde, um, ohne verfolgt und ertappt zu werden, ſeinen Schlupfwinkel im Walde zu erreichen. Noch wenige Minuten, und es war hell genug in dem Keller, der kaum zwei Schritte ins Gevierte maß, um der Schildwache, die ohne Zweifel durch das Loch ſchauen würde, ſeine Flucht zu verrathen.

Das Lämpchen warf jetzt einen dämmern=

den Schein in den Kerker. Er ſah die Kürbiſſe und die Weinbergspfähle. Raſch ergriff er einen der letztern, pflanzte ihn leiſe in die Erde, ſtieß einen Kürbis drauf, hing ſeinen Oberrock über den Pfahl, und ſetzte die Perrücke auf den Kürbis. Dann kroch er hinaus zu ſeinem Engel, der ihn zitternd in die Pfarrwohnung geleitete, ihm ein Gartenpförtchen öffnete und einen Feldweg andeutete, auf dem er die Schildwachen umgehen könne.

Zu erläuternden Geſprächen war hier keine Zeit vorhanden, nur ein Wort des Dankes ſtammelte Fritz. Nur das konnte er noch ſagen: „Sie haben einem ehrlichen Mann das Leben gerettet." Aber tief in das blaue Auge ſah er dabei dem ſchönen zitternden Mädchen, ſchlürfte mit dieſem Blicke ihre Geſtalt für ewig in ſein Herz, und eilte beflügelt davon.

Erſt als er fort war, brach das Mädchen in Thränen aus, ſie wußte ſelbſt nicht warum. Es war die verhaltene Angſt, die jetzt ſich Luft machte. Weinend ſchlich ſie auf ihr Kammer-

lein und dankte Gott! und ſprach mit freudi=
ger Rührung: „Ich habe einem Menſchen das
Leben gerettet!“

Fritz, von der Dämmerung begünſtigt, er=
reichte den tiefen Strom, wo jenſeits deſſelben
ihm Sicherheit winkte. Nur eine Brücke führte
über dieſen Strom, die zu ſuchen er keine Zeit
verlor. Er war ein ziemlich guter Schwimmer,
warf ſich kühn in die Wellen, und trotz der
Erſchöpfung, die, nach einem ſolchen Aben=
teuer, ihm faſt die letzten Kräfte raubte, er=
reichte er glücklich das jenſeitige Ufer; bald dar=
auf auch ſeine Mannſchaft, die, ſeiner ängſt=
lich harrend, an ſeiner Rückkehr ſchon verzwei=
felt hatte.

Nicht überflüſſig zeigte ſich die Liſt, welche
er erſonnen, um jene Schildwachen irre zu
führen. Denn kaum beleuchtete die Morgen=
röthe die eiſerne Kellerthür, als einer um den
andern durch das Loch ſchaute; weil es aber
jedem vorkam, als ſtehe der Delinquent leib=
haftig da, mit dem Rücken gegen die Thür

gewendet, ſo konnte auch keinem in den Sinn kommen, Lärm zu machen. Nur als der eine Soldat ſich gar in ein Geſpräch mit ihm ein-laſſen wollte, und auf wiederholtes Anrufen keine Antwort erhielt, ſchien ihm das verdäch-tig, und er würde vielleicht zur Unzeit laut geworden ſeyn, hätte nicht der andere ihn er-innert, daß ein Menſch, der in der nächſten Stunde ſeinen Tod erwarte, ſchwerlich Luſt haben könne, eine Konverſation anzuſpinnen, ſondern daß er vermuthlich bete. Das beru-higte den ſchwatzluſtigen Kameraden, und er ſagte nur noch: Armer Schelm! Gott ſtehe dir bei!

Indeſſen hatte des Pfarrers Pflegetochter, als ſie kaum von Angſt und Freude ſich erholt, ein neuer Schrecken ergriffen; denn nun erſt fiel ihr plötzlich ein, daß man ja den geöffne-neten Gang, folglich auch ihres Pflegevaters ganzen Reichthum finden und vermuthlich plün-dern werde, ja, daß ſogar des Gefangenen Entweichung ihm aufgebürdet werden konnte.

Bleich und zitternd lief ſie zu dem Alten, der eben ſein Morgengebet verrichtete, fiel dem Erſchrockenen weinend um den Hals, und bekannte, was ſie gethan.

Im erſten Augenblicke ſtutzte der ehrwürdige Greis, aber ſchon im zweiten fand er ſeine Faſſung, ſeinen Glauben, ſein Vertrauen wieder. Er faßte die weinende Bertha in ſeine Arme. „Sey ruhig,“ ſprach er: „eines Menſchen Leben wird nicht zu theuer erkauft. War auch der Mann vielleicht ein Böſewicht, ſo gewinnt er nun Raum zur Buße, und du haſt eine Seele gerettet. Eine Seele! den koſtbarſten Schatz! Mögen ſie doch plündern. Was ſonſt geſchehen könnte, darum ſey unbekümmert, und halte dich ſtill in deinem Kämmerlein. Ob du vor Menſchen recht gehandelt, mag zweifelhaft ſcheinen, vor Gott gewiß! Drum gehe, mein Kind.

Bertha girg getröſtet in ihr Kämmerlein, und lauſchte hinter den Vorhängen ihrer Fenſter. Es war nun gänzlich Tag geworden. Ein

Feldprediger erſchien, um den Delinquenten zum Tode zu bereiten. Ihm auf dem Fuße folgte das Detaſchement, welches Befehl hatte, ihm eine halbe Stunde Zeit zu Erfüllung ſeiner Amtspflicht zu gönnen, und dann zur Exekution zu ſchreiten.

Mit einem frommen Seufzer trat er in den Keller, wo noch Dämmerung herrſchte. Mit großer Salbung begann er zu ſprechen, und durch eine freundliche Schilderung des Paradieſes, wo er wie zu Hauſe ſchien, die Schrecknisse des Todes zu mildern. Der Delinquent hörte ihm ſchweigend zu, welches dem Redner wohl gefiel, und ihn keineswegs befremdete. „Ich freue mich, mein Sohn," ſagte er, daß Ihr mit ſo frommer Ergebung Euerm Schickſal entgegen geht. So legt denn Eure letzte Beichte ab, und empfangt von mir die Abſolution.

Als aber auch dieſe Aufforderung unbeantwortet blieb, erinnerte der Prediger ihn mit Ernſt, daß er nur noch wenige Minuten zu leben habe. Umſonſt! er ſchwieg hartnäckig. Das

ſchien dem Redner eine ſündliche Verſtockung. Mit frommem Eifer faſſte er ſeinen Arm, um etwa aus der Betäubung ihn zu rütteln, und fand — einen leeren Ermel — ergriff das Phantom haſtig beim Kopfe, und erwiſchte — einen Kürbis.

Jetzt zog ſein Geſchrei den Offizier des Detaſchements, und nach und nach den ganzen Trupp herbei. Die Sonne ging auf und beleuchtete die langen Geſichter mit hängenden Mäulern. Die Soldaten erklärten einmüthig, der Kerl ſey ein Hexenmeiſter, der im Bunde mit dem Satan ſtehe. Allein der Offizier unterſuchte den Keller, fand die Oeffnung, ließ eine Laterne holen, kroch durch den Gang, und entdeckte die Spur des Entwichenen.

Der Pfarrer wurde gerufen. Seine wahrhafte Erklärung, daß er dem Flüchtling auf keine Weiſe Vorſchub gethan, fand Glauben, denn ſie wurde durch ſein graues Haar, ſeine Ehrfurcht einflößende Geſtalt unterſtützt. Es ſchien nicht unwahrſcheinlich, daß der Spion einen Ver-

ſuch gemacht, ſich zu retten, und ohne fremde Beihülfe die locker verſtopfte Oeffnung gefunden, dann, von der Angſt geſtärkt, die dünne Mauer durchbrochen, und ſo während der Nacht durch des Pfarrers Wohnung geſchlichen. Wenigſtens war der menſchliche Offizier geneigt, dieſe Erklärung anzunehmen, wenn gleich noch manches Aber dagegen einzuwenden ſeyn mochte. An des Pfarrers Pflegetochter wurde nicht gedacht, und der Offizier begnügte ſich, den Vorfall ſeinem General zu rapportiren, der ſich entſchloß, in eigener Perſon eine ſtrenge Unterſuchung anzuſtellen, die er jedoch bis auf den folgenden Morgen verſchob, da überhäufte Geſchäfte ihn eben jetzt daran verhinderten.

Aber ehe dieſer folgende Morgen anbrach, ſtellte ſich ein anderes Hinderniß in den Weg, durch welches jede Unterſuchung für immer niedergeſchlagen wurde. Denn kaum war Fritz zu des Feldherrn großer Freude, im Lager der Seinigen angekommen, kaum hatte er dem Grafen die feindliche Stellung aus ſeinem treuen

Gedächtniß vorgezeichnet, als dieſer für die nächſte Nacht einen allgemeinen Angriff beſchloß. Es geſchah und gelang vollkommen. Troz des Feindes verzweifelter Gegenwehr, ſah ſich der Graf am Morgen im Beſitz des verſchanzten Lagers, hatte eine Menge Kanonen und alles Gepäck erbeutet.

Unter demſelben Baume, an welchem Fritz Tages zuvor den Tod finden ſollte, ernannte der Feldherr ihn jetzt zum Hauptmann, wol erkennend, daß er nur der Kühnheit des jungen Helden den Sieg verdanke. Fritz konnte aber ſeines Glückes kaum froh werden, denn vergebens war er im Getümmel nach der Pfarrwohnung geeilt, um dankbar ſeine Retterinn vor jeder Gefahr zu ſchirmen; er fand das Haus öde und leer, den Gang geplündert; der Greis mit ſeiner Tochter waren entflohen. Nur den alten Oberrock ſamt der Perrücke fand er noch im Felſenkeller, nahm die ſegenreiche Erbſchaft wieder zu ſich, und begehrte keinen andern Theil an der Beute.

Die Launen des Kriegs wechſelten noch oft in dieſem Feldzuge, und führten das Heer bald ſiegend, bald geſchlagen, in ferne Gegenden. Ueberall begleiteten den tapfern Föhrenbach die kargen Erbſtücke ſeines Vaters, und dieſen ſchrieb er es gläubig zu, daß er aus den mörderiſchſten Gefechten ſtets unverwundet hervor ging. Ein Kreuz in ſeinem Knopfloche bewies, daß er ſich nirgends geſchont hatte.

Jetzt war der Winter nahe, und der Feldherr beſchloß, noch eine Hauptſchlacht zu wagen, um ſeinem erſchöpften Heere ruhige Winterquartiere zu verſchaffen. In dieſer Schlacht, in der von beiden Theilen mit Wuth gefochten wurde, widerfuhr es Fritz zum erſten Male, beim Stürmen einer Batterie, daß eine Flintenkugel ihn mitten auf die Bruſt traf. Er ſtürzte nieder und glaubte ſich ſchwer verwundet. Doch ſchnell erholte er ſich, ſprang munter auf ſeine Füße, riß die Weſte auf, und ſiehe, die Kugel rollte auf den Boden, denn er hatte die alte Perrücke unter die Weſte ge-

knöpft, weil er eben nicht wußte, wo er ſie laſſen ſollte; ihr dichtes Haargewebe hatte die Kraft der ohnehin matten Kugel gehemmt. Vater! rief er, du biſt mit mir! Haſtig griff er nach dem entſunkenen Degen, ſtürmte noch einmal den Hügel hinan, und die Batterie war genommen.

Sie allein hatte bisher das Umgehen des feindlichen linken Flügels gehindert. Jetzt drang des Grafen rechter Flügel mit Macht vor, und der Sieg war entſchieden. Es hatte viel Blut gekoſtet von beiden Seiten. Das Schlachtfeld war mit Leichen und Verwundeten bedeckt. Den Hauptmann Föhrenbach ließ der Graf überall ſuchen, um ihn als Major zu umarmen. „Das verdanke ich meinem Vater,“ ſagte der Beſcheidene, und verließ den Feldherrn in einer Art von Betäubung. Eine kalte Nacht war angebrochen. Fritz ließ von ſeinem Reitknecht den alten Oberrock ſich reichen, der immer hinten auf deſſen Pferd geſchnallt war, hüllte ſich mit Wohlbehagen darein, und ſchritt

langſam über das vom Monde beleuchtete Schlacht-feld, um ein ihm angewieſenes Quartier im nächſten Dorfe zu ſuchen. Als er ſo zwiſchen Leichen wandelte, vernahm er plötzlich unter ſei-nen Füßen ein Gewinſel, bückte ſich, und er-kannte einen feindlichen, ſchwer verwundeten Offizier, einen alten Mann, dem ein Säbel-hieb den Schopf vom Hirnſchädel gehauen und tief in den Kopf gedrungen war. Er hatte viel Blut verloren, beklagte ſich über Durſt und Kälte, und bat, ihn vollends umzubringen. Fritz kniete neben ihn. Das Mondenlicht zeigte ihm ehrwürdige Züge in dem bleichen Antlitz; es kam ihm vor, als hätte der Mann einige Aehn-lichkeit mit ſeinem Vater. Sogleich zog er den Oberrock aus, hüllte den Verwundeten darein, und, in Ermangelung jedes andern Verbandes, bedeckte er deſſen Haupt mit der wärmenden Perrücke. Dann lud er ihn auf ſeine Schultern, und trug ihn ſanft in ſein Quartier, eine rein-liche Bauerſtube mit einem Bette verſehen, wel-ches er dem leidenden Gaſte abtrat, ſchaffte Er-

quickungen herbei, und ſandte nach dem Wundarzte. Jener Unglückliche lag in Ohnmacht. Der Wundarzt kam, unterſuchte die Wunde, ſchüttelte den Kopf und verband ſie.

Erſt gegen Morgen erholte ſich der Fremde, und ſein Bewußtſeyn kehrte zurück. Sprechen konnte er noch nicht, aber in ſeinen Augen war die Rührung zu leſen, mit welcher er die menſchenfreundlichen Bemühungen ſeines Wirthes erkannte. Fritz wich faſt nicht von ſeinem Bette. Kein Sohn konnte zärtlicher ſeinen Vater pflegen. Dennoch äußerte der Wundarzt nur geringe Hoffnung.

Der Kranke ſchien ſein herannahendes Ende zu fühlen. Am dritten Tage raffte er ſeine letzten Kräfte zuſammen, fragte nach dem Namen ſeines Wohlthäters, und ſtammelte in abgebrochenen Sätzen:

„Ich bin der Oberſt von Dallbrück. Faſt ein halbes Jahrhundert hatte ich meinem Vaterlande mit den Waffen gedient, und hoffte nun im Genuß eines anſehnlichen Vermögens,

im Beſitz einer liebenswürdigen Tochter, meine Tage zu beſchließen, als dieſer Krieg ausbrach, und das Vertrauen meines Fürſten mich noch einmal ins Feld rief. Sonſt ging ich freudig, diesmal mit ſchwerem Herzen, denn ich ließ ein geliebtes, unbeſchütztes Kind zurück. Nur eine alte Verwandte hatte ich noch, die in einem kleinen Städtchen tief im Lande wohnte, wohin, ſo hoffte ich, das Kriegsgetümmel nie dringen würde. Dahin brachte ich meine Tochter, und nahm — ach! für ewig! Abſchied von ihr. Mein baares Vermögen, über zwanzig tauſend Thaler in Gold, mochte ich in dieſen unſichern Zeiten Niemanden anvertrauen. Ich vergrub es im Garten unter einem alten Lindenbaum, denn Sicherheit für Menſchen und Gold gewährt jetzt nur der Schoß der Erde.“

„Die Hoffnung, mein Kind ſicher zu wiſſen, hat mich getäuſcht! Das Städtchen iſt, bei einem feindlichen Streifzuge, ein Raub der Flammen geworden, die Einwohner haben ſich zerſtreut, und alle meine Nachforſchungen, um

zu erfahren, ob mein Kind lebt oder todt iſt, waren bis jetzt vergebens! Das Land iſt von Ihren Truppen beſetzt, und ich gehörte nicht zu dem Korps, dem es vor einigen Monaten gelang, es auf kurze Zeit wieder zu erobern. Ich weiß nicht einmal, ob ich wünſchen ſoll, daß meine Tochter noch lebe, oder hoffen, daß ſie nun bald im Grabe mit mir vereinigt werde! denn welche Gefahren mögen ihrer hülfloſen Unſchuld drohen!"

„Meine Stunden ſind gezählt — ich habe jetzt Niemanden auf der Welt, als Sie, mein Herr, der ſich meiner ſo großmüthig angenommen. Erlauben Sie einem Sterbenden die Frage: ſind Sie vermählt?"

„Nein," ſagte Fritz.

„Nun ſo verzeihen Sie meiner Todesangſt den ſeltſamen Antrag, den nur dieſe mir entreißt. Ihnen, edler junger Mann, übergebe ich meine Tochter. Sie iſt ein wackeres Mädchen. Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie die Verlaſſene aufſuchen, ſie tröſten und ſchützen

wollen; und — wenn ſie nicht vermag, wärmere Gefühle in Ihnen zu erregen — ſo ſeyen Sie mindeſtens ihr Bruder, ihr Vater, ihr Vormund. Heben Sie den nicht unbeträchtlichen Schatz, den meine Vorſicht verbarg; verwalten Sie ihn zum Vortheil der Verwaiſeten, oder — theilen Sie ihn mit ihr. Ich bitte und fordere viel von Ihnen. Ihr edles Herz und mein nahes Ende geben mir den Muth. Schenken Sie mir einen ruhigen Tod!"

Flehend hob er bei den letzten Worten ſeine kraftloſen Hände empor, und Fritz ergriff ſie mit Feuer, und ſchwur ihm, ſeine letzten Wünſche zu erfüllen, wenn auch kein engeres Band an ſeine Tochter ihn knüpfen ſollte.

Der Kranke lag erſchöpft. Seine bleichen Lippen wollten danken, aber konnten ſich nur noch zum leiſen Gebet bewegen. Er deutete auf ſein Taſchenbuch, das neben ihm lag, ſeine Blicke baten, es zu öffnen. Mit halb gebrochenem Auge durchlief er die Papiere, und bezeichnete diejenigen, aus welchen Fritz nähere

Aufſchlüſſe über ſeine Tochter, ihren vormali⸗gen Aufenthalt, ſein Haus, ſeinen Garten, und über die Stelle ſchöpfen konnte, wo er ſein Geld vergraben. Dann zog er mühſam einen Ring vom Finger, reichte ihn ſeinem Pfleger, und ſtammelte kaum hörbar die Worte: „Der „Ring Ihrer Mutter — an dieſem wird ſie erkennen, daß ich Sie ſende.“ — Noch ein⸗mal erholte er ſich, verlangte Feder und Dinte, und verſuchte einige Worte zu kritzeln, allein vergebens. Er faltete die Hände, entſchlum⸗merte und erwachte nicht.

Fritz ließ den Entſeelten mit allen mili⸗täriſchen Ehrenbezeugungen zur Erde beſtatten, und als bald nachher ein Waffenſtillſtand ein⸗trat, ſuchte und erhielt er einen Urlaub von ei⸗nigen Monaten, um ſein Gelübde zu erfüllen. Zwar empfand er keinen Trieb, ſeiner Pflegbe⸗fohlnen mehr zu werden, als Bruder oder Vor⸗mund; ihn zog ſein Herz zu der Retterinn ſei⸗nes Lebens; ihr wollte er, nach geendigtem Kriege, ſeine Hand bieten, das hielt er für

Pflicht, für eine ſüße Pflicht, und nur wenn dieſe Hand, deren Feſſeln ſie löſete, von ihr verſchmäht würde, dann wollte er prüfen, ob ſein Mündel und ſein eigenes Herz mit den Wünſchen des ſterbenden Vaters übereinſtimmten.

Mit dieſem Vorſatz begab er ſich auf die Reiſe. Ihn führte der Weg durch ſeine Vaterſtadt, wo er den langen Elias ſah, an eine Megäre verheirathet, unter deren eiſernem Pantoffel er ſtand. Seine Stiefmutter wurde von der Schwiegertochter verachtet und gepeinigt; ihr eigener Sohn behandelte ſie mit Geringſchätzung; ſie war nicht Herr eines Groſchen von jenem tückiſch erſchlichenen Vermögen; ihr fehlte oft das Nothdürftige, und, woran ſie ſich ſo gern erquickte, eine Taſſe Kaffee, war ihr ſeit vielen Monaten nicht gereicht worden. In dieſer kümmerlichen Lage ſah ſie einen Offizier, mit dem Orden geſchmückt, in ihr Zimmer treten, erkannte den gemißhandelten Fritz, und verbarg mit einem lauten Schrei ihr beſchämtes Antlitz. „Ich komme nicht, um

Ihnen Vorwürfe zu machen," ſagte Fritz, „denn Sie waren meines Vaters geliebte Frau, das werde ich nie vergeſſen."

Er tröſtete die Reuige, ſo gut er konnte, und verſteckte beim Abſchied einen vollen Beutel unter ihr Strickzeug, damit zu Reue und Alter nicht auch der Mangel ſich geſellen möchte. Mit ſeinem Bruder, der ihn ohnehin wie ein Geſpenſt vermied, hatte er nur eine, ziemlich kühle, Unterredung, und eilte, um der widrigen Gefühle los zu werden, nach einem Beſuche auf dem Grabe ſeines Vaters, noch in derſelben Nacht aus dem Thore.

Nach einigen Tagen erreichte er den vormaligen Wohnſitz des Oberſten von Dallbrück, fand nur noch eine alte, ehrliche Haushälterinn, nebſt ihrer Katze, in demſelben, und fragte vergebens nach dem Fräulein. Der bezeichnete Garten lag vor dem Thore; dahin begab er ſich um Mitternacht. Sein verſchwiegener Reitknecht trug Brecheiſen und Schaufel. Sie fanden den Lindenbaum, und unter dem-

ſelben den ſchweren Beutel, der des Verſtorbenen baaren Reichthum enthielt. Ohne ihn zu öffnen, verwahrte Fritz den Schatz in ſeinem Koffer, und eilte nun nach dem Städtchen, wo der Oberſt ſeine Tochter dem Schutze einer alten Muhme anvertraut hatte. Es lag noch in Schutt und Aſche. Kaum die Hälfte der Einwohner war zurückgekehrt. Daß die Muhme geſtorben, erfuhr er durch den Poſtmeiſter; wo aber das Fräulein geblieben, wußte Niemand.

Wo ſollte er ſie nun ſuchen? wo zu finden hoffen? — Sechs Wochen brachte er damit zu, das Städtchen in immer weitern Entfernungen zu umkreiſen, und in jedem Dorfe, jeder Hütte ſeine Nachforſchungen zu wiederholen, aber alles vergebens.

Die Zeit ſeines Urlaubs war faſt verſtrichen. Er durfte nicht länger in dieſer Gegend verweilen. Mit ſchwerem Herzen trat er die Rückreiſe an, und wußte jetzt keinen andern Rath, als durch die Zeitungen die Verlorne

aufzufordern, ihm ein Lebenszeichen zu geben. Er ſchrieb dieſe Aufforderung, ſandte ſie nach Hamburg, und kündigte zugleich, im Fall das Fräulein todt wäre, allen etwanigen Verwandten des Oberſten von Dallbrück an, daß bei ihm eine Erbſchaft zu erheben ſey, obſchon der Sterbende das ſchwerlich gewollt hatte.

Nachdem er dieſe zarte Pflicht vollbracht, ſetzte er ſeinen Weg fort, hatte aber kaum einige Meilen zurückgelegt, als ihm Kuriere mit der Friedensbotſchaft überall begegneten. Dieſe Nachricht erregte ihm ein heftiges Herzklopfen. Jetzt bedurfte es der Eile nicht. Ein Brief an den Grafen konnte ſeinen Urlaub verlängern, und ihm Zeit gewähren, einige Tagereiſen von ſeinem Wege abzubiegen — wohin? — wohin anders, als nach dem Dörfchen, wo ein rettender Engel die Todesangſt von ihm genommen hatte.

Es wurde ſchon Abend, als er ſich dem Ziele ſeiner Reiſe näherte. Einen Bauer, der mit ſeinem Pfluge vom Felde heim zog, fragte

er haſtig: ob der alte Pfarrer zurückgekehrt ſey?

„Ja, war die Antwort.

„Und ſeine Tochter?“

„Die wackere Dirne pflegt den frommen Greis.“

Mit hochklopfendem Herzen ſprang Fritz vor dem Dorfe aus dem Wagen, und ging zu Fuße nach der Pfarrwohnung. Als er von Ferne den Felſenkeller erblickte, drängte ſich all ſein Blut nach der Bruſt, mehr noch, da er gegenüber auf einer Bank den Pfarrer, und neben ihm das holde Mädchen ſitzen ſah.

Faſt bebend trat er herzu mit abgezogenem Hute. Als der Greis einen Offizier mit dem Ordenskreuz erblickte, ſtand er ehrerbietig auf, Bertha wollte entſchlüpfen. „Bleiben Sie, Mademoiſell,“ ſagte Fritz mit einer ſanften zitternden Stimme: „um Ihrentwillen bin ich gekommen.“ Sie ſah ihn mit großen Augen an.

„Kennen Sie mich nicht mehr?“

Sie erkannte ihn nicht. Er deutete mit der Hand nach dem Felſenkeller.

„Dieſen Kerker haben Sie mir geöffnet. Sie haben vom ſchimpflichen Tode mich gerettet.“ — Freudiger Schrecken preſſte dem Mädchen einen lauten Schrei aus. Ihr Pflegevater hob die Hände gefaltet zum Himmel.

„Treten Sie herein, mein Herr, in die Wohnung der redlichen Armuth. O wie reich erſetzt Gott uns heute Alles, da wir erfahren, daß es ein Ehrenmann iſt, den meine Bertha das Leben gerettet. Fritz folgte in das Haus. Die geſchäftige Wirthinn trug mit zitternder Freude Alles herbei, was Küche und Keller vermochten. Immer ſtanden ihre Augen voll Thränen, aber es waren Thränen der reinſten Wonne.

Zwiſchen ſolchen Menſchen entſpann ſich leicht eine trauliche Bekanntſchaft. Der Greis verjüngte ſich bei einer Flaſche Wein, und mit der wärmſten Theilnahme hörte er die Erzählung von den Schickſalen des Fremdlings. Durch

manche Zerſtreuung wurde freilich dieſe Erzählung unterbrochen; denn ſo oft die ſchöne Bertha durch das Zimmer ging, oder gar einige Minuten mit freundlicher Neubegier darin verweilte, vergaß Fritz den Faden ſeiner Geſchichte, und ruhte mit zärtlichen Blicken auf der holden Geſtalt. Es war ſchon tief in der Nacht, als er es erſt bemerkte, und aufbrechen wollte, um in dem Wirthshauſe, in welchem er einſt die Volksbüchlein verkaufte, zu übernachten. Aber der ehrliche Pfarrer ließ ihn nicht von ſich.

„Mein Haus iſt klein,“ ſagte er, „doch gönnen Sie mir die Freude, einen edeln Mann zu beherbergen, der mir eine der ſchönſten Stunden meines Lebens geſchenkt hat. Sie haben angſtvolle Minuten in dieſem Hauſe zugebracht; verſchlafen Sie nun auch darin eine ruhige Nacht.“

Gern erfüllte Fritz den Wunſch des Greiſes und zugleich ſeinen eigenen. Ein Wink des Pfarrers, den Bertha ſchnell verſtand, räumte

ihm ihre Kammer. In dieſer reinlichen Wohnung, deren ganze Zierde aus einigen Gebetbüchern und einem Heiligenbilde beſtand, reifte ſein Entſchluß, und mit einer ſüßen Bangigkeit erwartete er den Morgen, um ſeine Wohlthäterinn zu bitten, das von ihr geſchenkte Leben nun auch zu verſchönern. Mit wenigen, herzlichen Worten that er ihr den Antrag in Gegenwart des Greiſes, und als die glühende Bertha verwirrt und ſchweigend die Augen niederſchlug, ergriff der Pfarrer mit andächtiger Rührung beider Hände und legte ſie in einander. „Euch hat Gott zuſammen geführt!“ ſagte er mit hohem Ernſt, und der Verlobte ſchloß die ſchüchterne Braut feurig in ſeine Arme.

Aber plötzlich ſchrie ſie laut auf, denn an ſeiner Hand erblickte ſie den Ring ihrer Mutter.

„Fräulein Dallbrück?“ fragte Fritz haſtig.

„Das iſt ſie,“ antwortete der Greis, „die Tochter des Oberſten Dallbrück. Von aller Welt verlaſſen habe ich ſie gefunden, als ich,

zwanzig Meilen von hier, einen alten Oheim zum letzten Male beſuchte. Wenn ihr Vater noch lebt —"

„Er lebt nicht mehr!" rief Fritz unbeſonnen, und Bertha ſank ohnmächtig in ſeine Arme.

Freundſchaft und Liebe vereinten ſich, den erſten Schmerz zu mildern, und als Bertha erfuhr, daß der Gatte, dem ſie ſich ergeben, die Wahl ihres Vaters ſey; daß er deſſen Segen ihr bringe, und des Sterbenden letzte Stunden erleichtert habe; da fiel ſie andächtig auf ihre Knie, und wollte die Hand des Mannes küſſen, in die der ſcheidende Vater ihr Schickſal gelegt. Den erhobenen Schatz, den Fritz ihr einhändigte, wollte ſie mit ihrem edlen Pflegevater theilen. Der ſprach:

„Ich habe genug und übergenug, denn ich weiß dich glücklich, und keine Sorge um dich wird meine Sterbeſtunde trüben. Nur die Trennung von dir — werde ich ſie überleben?" —

Aber dieſe drei edeln Menſchen trennte nur der Tod. Fritz nahm ſeinen Abſchied, kaufte das Gut, zu welchem dieſes Dorf gehörte, wurde ein fleißiger, verſtändiger Landmann; pflegte mit Weib und Kindern den Greis, bis er die Schuld der Natur bezahlte, verwandelte den Felſenkeller in eine Kapelle, die er mit einem Altare ſchmückte, welcher die Erbſchaft ſeines Vaters barg. Oft zeigte er ſie ſeinen Söhnen, ſprechend:

„Meine Reue hat mir des verſöhnten Vaters Segen vom Himmel erfleht! und dieſer Segen — ruht er gleich auf unſcheinbaren Dingen — hat mein Glück gegründet.“

Belohnte Theilnahme.

Iſt denn Gold, und immer Gold, dem Armen eine Wohlthat? Auch mit leeren Händen kann Mitleid hülfreich ſeyn. Gehe nicht vorüber und denke, was kümmerts mich? wenn ein leidendes Geſchöpf an deinem Wege liegt! es ſey noch ſo gering, es kann dir einſt vergelten; und, wenn auch nicht, ſo lohnt ein freudiges Bewußtſeyn.

In der Reſidenzſtadt eines Fürſten des ehemaligen deutſchen Reichs lebte ein wackerer Mann, der ein einträgliches Amt verwaltete. Durch vieljährigen Fleiß hatte er ſo viel geſammelt, daß er ein artiges Haus in der beſten Gegend der Stadt am Paradeplatz kaufen konnte. Hier erzog er ſeinen einzigen Sohn, Leopold, einen muntern, gutmüthigen Knaben, der ihm

Ehre und Freude machte, und dem beſonders ein Abſcheu vor Unrecht und Härte, wenn ſie auch dem Geringſten widerfuhren, angeboren ſchien. Er konnte ſich ärgern, wenn der reiche Müſſiggänger in glänzender Equipage vorüberfuhr, und den armen Laſtträger mit Koth beſpritzte. Er konnte knirſchen, wenn ein Pflaſtertreter den einfältigen Bauer foppte, der ſeine Eier zu Markte brachte, oder ein übermüthiger Polizeidiener einen bettelnden Greis mißhandelte. Er miſchte ſich dann auch wol darein, wenigſtens mit trocknen Worten, und erhielt gewöhnlich Spott, und bisweilen ſogar Schläge zur Vergeltung. Dann pflegte ſeine Tante wol zu ſagen: „Was deines Amtes nicht iſt, laß deinen Fürwitz. Das gemeine Volk iſt nun einmal zur Dienſtbarkeit auf der Welt. Der liebe Gott hat Alles wohl gemacht.“

Aber je älter Leopold wurde, je weniger konnte er ſich überreden, daß der liebe Gott das ſo gewollt hätte, und ſo oft er zufällig Zeuge war, daß der Schwächere vom Starken,

der Geringere vom Mächtigen ein Unrecht erlitt, empörte ſich ſein Herz mit jugendlicher Wärme, und wo er nicht helfen konnte, da weinte er aus Mitleid und Verdruß. Vor allen war ein Schauſpiel, welches täglich unter ſeinem Fenſter aufgeführt wurde, ihm eine tägliche Marter. Da exerzirte nämlich ein hochadlicher Fähndrich oder Lieutenant ſeine Rekruten, und prügelte ſie unbarmherzig. Jedes Wort, das er ausſtieß, war ein niedriger Fluch oder ein beſchimpfender Beiname. In ſeinem Munde waren die armen Teufel nichts, als Hunde und Beſtien, und die Fuchtel, die unaufhörlich von einer Schulter auf die andere tanzte, bewies, daß er ſie auch in ſeinem Herzen für nichts anders hielt.

Beſonders bemerkte Leopold einen Jüngling von ſchönem Wuchs und ſanften Zügen, der dem Herrn Fähndrich nichts recht machen konnte. Er mochte wol von Natur weniger Geſchmeidigkeit zu der edlen Handhabung einer Muskete beſitzen. Man ſah es ihm an, daß er ſich alle

Mühe gab; die hellen Thränen rollten ihm oft dabei über die Backen; aber es ging eben nicht, und jeder neue Morgen brachte ihm neue Mißhandlungen. Leopold hatte das oft mit verbiſſenem Grimm und herzlichem Mitleid angeſehen. Eines Tages, nach geendigtem Exerziren, lehnte ſich der junge Mann, dem abermals unbarmherzig mitgeſpielt worden, erſchöpft an die Mauer des Hauſes und ſeufzte. Da winkte ihm Leopold herein. Er hatte ſeiner Tante eine Flaſche Wein abgebettelt und ſeine eigene Semmel nicht verzehrt, um den armen Menſchen damit zu erquicken. Mit Rührung und Dankbarkeit empfing dieſer die Gabe. Er zog ſeinen Rock aus, ſtreifte das Hemd vom Rücken, und zeigte die blutrünſtigen Schwielen. Fort ſprang Leopold, um für ſein Taſchengeld Branntwein zu holen, mit dem er den Rücken des Rekruten wuſch.

„Gott vergelt es, junger Herr!“ ſagte der Leidende, „Sie retten mich vor Verzweiflung. Ich bin, weit von hier, einer armen Mutter

entriſſen. Niemand erbarmte ſich meiner. Ich konnte es länger nicht ertragen, und wollte mich dieſen Abend ins Waſſer ſtürzen.

Leopold ſchauderte. Er bat den Verlaſſenen, an jedem Morgen nach dem Exerziren in das Haus zu kommen, wo er jedesmal eine Erquickung finden ſollte. Das geſchah, ſo lange die Exerzirzeit währte, und als endlich die wohl dreſſirten Kriegsmänner zu verſchiedenen Regimentern abgefertigt wurden, ſtopfte Leopold ſeinem Schützling Alles, was er nur entbehren oder der Tante abbetteln konnte, in den Torniſter, und mit dankbarn Thränen ſchied der Soldat von ſeinem jungen Wohlthäter.

Hätte Leopold den Glauben ſeiner Tante gehegt: daß man das Gute nur darum thun müſſe, weil Gott es vergelten werde, ſo hätte er leicht an dieſer Verheißung irre werden können, denn eine Unglückswolke nach der andern überſchattete ſein Haus. Der Vater verlor die Hälfte ſeines Vermögens durch den Druck der ſchweren Zeit, die andere Hälfte durch gutmü-

thige, aber unbeſonnene Bürgſchaft für einen falſchen Freund. Jenes ertrug er ſtandhaft, dieſes ſchlug ihn zu Boden. Des Schickſals Tücke dringt nur bis in die ſeufzende Bruſt, eines Freundes Tücke tief in das blutende Herz. Er ſtarb, von dem Vorwurfe genagt, daß ſein einziger Sohn gegen den Mangel werde kämpfen müſſen. Der hinterlaſſenen Schulden waren ſo viele, daß gleich nach ſeinem Tode zum Verkauf des Hauſes geſchritten wurde.

Mit heißen Thränen verließ Leopold, der jetzt achtzehn Jahre zählte, das freundliche Haus, in dem er geboren war, in dem er ſeine frohe Jugend verlebt hatte. Ein Verwandter ſeiner Mutter blieb ihm noch übrig, ein braver Mann, nicht reich, doch angeſehen und wohl gelitten in der ganzen Stadt. Der verhieß ihm eine Verſorgung, ſobald er die nöthigen Kenntniſſe zu irgend einem Amte ſich werde erworben haben, und empfahl ihn einem alten Freunde, der Profeſſor auf einer berühmten Univerſität war. Wenn Leopold fleißig und

ordentlich ſey, antwortete dieſer, ſo wolle er ſich ſeiner treulich annehmen, auf daß er mit den Trümmern von ſeines Vaters Vermögen drei Jahre lang ausreichen, und dann mit geſammelten Geiſtesſchätzen in ſeine Heimath zurückkehren möge.

Nun beſtieg Leopold mit gepreßtem Herzen und einem magern Beutel den Poſtwagen, der, im gewöhnlichen deutſchen Schneckengange, ihn nach jener dreißig Meilen entfernten Univerſität ſchleppen ſollte. Am erſten, regneriſchen Tage ſaß er ſtill in eine Ecke gekauert, und bekämpfte ſein Heimweh. Am zweiten, als ein heiterer Morgen ihn anlächelte, ſtieg er aus, um ſich in der Morgenluft zu erfriſchen, befand ſich wohl dabei, und merkte bald, daß ſein munterer Schritt den Poſtpferden weit voraus eile. „Was ſchadets?“ dachte er bei ſich ſelbſt: „ich werde bis zur nächſten Station zu Fuße gehen, das Frühſtück wird mir dann um ſo beſſer ſchmecken.“

Nach einigen Stunden erreichte er das Dorf,

wo die Pferde umgeſpannt werden ſollten. Am Eingange dieſes Dorfes fand er zwei junge Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren. Die eine, mit brennenden ſchwarzen Augen und düſtern Blicken, war gekleidet wie eine Städterinn, obſchon Alles nachläſſig an ihr hing, und ein halb zerriſſenes Halstuch ihr um die Schulter flatterte. Die andere, ein blondhaariges Kind mit ſanften Zügen, trug das grobe Gewand einer Bäurinn, noch überdies an vielen Stellen mit Lappen geflickt, aber knapp und reinlich. Die Mädchen waren beſchäftigt, eine Menge kalekutiſcher Hühner aus einem Erbſenfelde zu jagen. Die Blonde bediente ſich dabei einer Weidenruthe, die Braune hatte einen derben Knüttel in der Hand. Jene trieb die ungeladenen Gäſte langſam vor ſich hin, und würde auf dieſe Weiſe ihren Zweck vollkommen erreicht haben; dieſer hingegen währte das viel zu lange, ſie fuhr haſtig hin und her, und ſchüchterte dadurch die Hühner, trieb ſie aus einander, wurde ungeduldig, warf den Knüttel mitten unter ſie,

und als ſie keines derſelben traf, ſuchte ſie Steine zuſammen. Da warnte ihre Gefährtinn: „Mamſellchen, thun Sie das nicht, das könnte übel auslaufen. Die Hühner gehören dem Herrn Paſtor, und Sie wiſſen, daß Ihr Papa, der Herr Amtmann, nicht zum Beſten mit ihm ſteht. Geſchähe nun ein Unglück, ſo gäbe es einen gewaltigen Lärm, und Sie müßten es ausbaden."

„Halt du dein Maul, Bauerdirne!" fuhr die Braune ſie an: „ich werde doch von dir nicht lernen ſollen, was ich zu thun habe?" Und nun flogen die Steine — Puff! da lag ein Huhn; Paff! dort wieder ein anderes. Die übrigen flatterten davon. Eines blieb todt auf dem Platze, das zweite war gelähmt.

„Da haben wirs!" ſagte die Blonde: „wenn das nun die Frau Paſtorinn ſieht —"

„Ich frage den Henker nach der Frau Paſtorinn!" keifte die Braune: „die Beſtien haben unſere Erbſen gefreſſen, ihnen iſt ganz recht geſchehen."

Leopold ging vorüber, und dachte bei ſich ſelber: das Mädchen im geflickten Kittel iſt mehr werth, als die Mamſell mit dem ſeidenen Halstuche. Er ſuchte und fand das Poſthaus, trank ein Glas Milch, und konnte nicht begreifen, wo der Poſtwagen ſo lange blieb. Aus Langeweile machte er ſich wieder auf, um ſich draußen vor dem Dorfe nach der Schneckenpoſt umzuſehen. Da vernahm er ein großes Getümmel im Vorhauſe der Amtsſtube; kreiſchende Weiberſtimmen gellten ihm in die Ohren. Das getödtete Huhn lag vor der Hausthür, das lahme ſtand trübſelig daneben. Es wurde ein ſtrenges Gericht gehalten, dem Leopold lauſchend zuhorchte. Die Frau Paſtorinn, als Klägerinn, drang auf Erſatz; die Frau Amtmänninn verhörte die Angeklagten.

Mit unwilligem Erſtaunen vernahm Leopold, daß die Braune Alles auf die Blonde ſchob. „Ich habe es dir hundertmal geſagt, rief ſie weinerlich, „laß die Steine liegen! wirf

nicht nach dem armen Vieh! es ſind ja unver=nünftige Beſtien. Mache es, wie ich. Mit einer kleinen Ruthe und etwas Gedult kannſt du ſie bald verjagen. Aber du wollteſt nicht hören, nun mußt du fühlen."

„Mein Gott, Mamſellchen!" wimmerte die Blonde: „es iſt ja gerade umgekehrt, ich habe Sie gewarnt."

„Ei, du unverſchämtes Lügenmaul! Mama, das leiden Sie nicht! das iſt zu arg!"

„Wie!" donnerte die Amtmänninn dazwiſchen: „du unterſtehſt dich, meine Tochter einer falſchen Anklage zu bezüchtigen?"

„Weiß Gott, es iſt ſo, wie ich ſage."

„Noch immer? welche Bosheit! Frau Paſtorinn, nehmen Sie es nicht übel. Sie ſehen, meine Tochter iſt unſchuldig, folglich können die Hühner Ihnen nicht bezahlt werden, denn die Betteldirne hat nichts, und frißt hier das Gnadenbrot. Aber ihr Rücken ſoll es büßen. He da! wo iſt der Knecht? er ſoll die Peitſche holen."

„Ach!“ ſchluchzte die Blonde, „wenn doch nur der Herr da wäre, der eben vorbei ging, der würde mirs bezeugen —“

„Ja, ja,“ rief die Braune keck: „wenn er nur da wäre, um dich zu Schanden zu machen.“

Jetzt konnte Leopold nicht länger ſich halten. Mit abgezogenem Hute trat er in das Vorhaus. „Da iſt er!“ rief die Blonde freudig. Ihre Gegnerinn erbleichte und verſtummte.

„Erlauben Sie,“ redete Leopold die Frau Amtmänninn an: „dieſem armen Mädchen geſchieht Unrecht. Sie hat die Wahrheit ausgeſagt, ich ſelber bin Zeuge geweſen.“

Die boshafte Braune erholte ſich ſchnell von ihrem erſten Schrecken. „Es iſt nicht wahr, Mama!“ heulte ſie, „ich habe den Herrn nicht mit Augen geſehen.“

„Schämen Sie ſich,“ ſagte Leopold mit einem Blick der tiefſten Verachtung: „noch ſo jung, und ſchon ſo ſchlecht!“

Das brachte die Mama in Harniſch. „Wer iſt der Herr? was hat der Herr ſich darein zu miſchen?“

„Verzeihen Sie; ich hörte zufällig, daß Sie eine Unſchuldige züchtigen wollten. Mich dünkt, Sie ſollten mir Dank wiſſen, daß ich Ihnen eine Sünde erſpare.“

„Eine Sünde? Ei, hört doch! Packe ſich der Herr Bußprediger zum Henker! Meine Tochter hat mich noch nie belogen, und um eines ſolchen Gelbſchnabels willen werde ich ihr mein Vertrauen nicht entziehen. Dieſe Dirne hingegen richtet lauter Unheil an, und hätte ſchon tauſendmal verdient, daß ich ſie aus dem Hauſe jagte. He da! die Peitſche her!“

„Madam, ich werde das in meiner Gegenwart nicht dulden.“

Kaum hatte er das geſagt, als die Frau Amtmänninn ſo wüthend zu ſchreien anfing, daß ihr die Stimme überſchnappte. „Was! ich wäre nicht Herr in meinem eigenen Hauſe?

Der erſte beſte Landſtreicher dürfte mir verbieten, was mir zu thun beliebt?"

Außer ſich vor Wuth wollte ſie das bleiche, zitternde Mädchen bei den Haaren ergreifen. Leopold trat dazwiſchen, und ohne Zweifel würde er ſelbſt die Ehre gehabt haben, mit der Frau Amtmänninn handgemein zu werden, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Herr Amtmann aus der Gerichtsſtube hervorgetreten wäre. Er war ein rechtlicher Mann, behandelte alles juriſtiſch, und da Leopold ſich erbot, ſein Zeugniß mit einem körperlichen Eide zu erhärten, ſo nahm er ſelber die Verläumdete in Schutz, gab der Tochter einen Rippenſtoß, verſprach der Frau Paſtorinn, die Hühner zu bezahlen, erſuchte ſeine Frau, mit einem Herrſcherblick, für diesmal abzutreten, und verſicherte den Fremden, er könne ruhig ſeines Weges ziehen, dem Mädchen ſolle kein Leid widerfahren.

Leopold ging. An der Thür erhaſchte die Blonde ſeine Hand und küßte ſie weinend.

Endlich erſchien der Poſtwagen, auf dem ſich noch ein blinder Paſſagier eingefunden hatte, ein armer Jude, der mit thränenden Augen ausſtieg, und während die Pferde umgeſpannt wurden, ſeinen Weg zu Fuße fortſetzte. Leopold hätte gern gefragt, was ihm fehle? Allein er war haſtig fortgeeilt, und der Jüngling ſelber zu ermüdet, um ihn einzuholen. Die übrige Geſellſchaft beſtand aus einem alten verabſchiedeten Offizier, einem dicken Pachter, und einem ſchöngeiſteriſchen Kaufmannsdiener. Die letztere Gattung von Menſchen iſt bekanntlich eine der unerträglichſten. Der Burſche hatte in ſeinem Laden Romane geleſen, auch wohl ſelber deren geſchrieben, hielt ſich für einen Aeſthetiker, und haſchte beſtändig nach Witz. Auch Leopold wurde ſchon einige Male von ihm angezapft. Weil der Jüngling, in ſeine Ecke gedrückt, an gar nichts Theil zu nehmen ſchien, ſo nannte er ihn den Taubſtummen; und als er ausſtieg, um zu Fuße auf einer ſandigen Straße voraus zu waten,

ſagte er, der Taubſtumme habe ſich in einen Staubdummen verwandelt; über welchen witzigen Einfall er und der dicke Pachter ſo lange lachten, bis ihre Thränendrüſen helles Waſſer abſonderten.

Jetzt, beim Frühſtück, welches aus Bratwurſt beſtand, warf er die Frage auf: ob der Hanswurſt, wenn er wieder auf die Bühne gebracht werde, gebraten oder gekocht erſcheinen müſſe? — „Auf Reiſen,“ antwortete Leopold ärgerlich. Aber jener fühlte den Hieb nicht, ſondern fuhr fort, ſeinen Witz ſtrömen zu laſſen, und ſein eigenes Zwerchfell dabei zu erſchüttern, denn der dicke Pachter hatte keine Zeit mit zu lachen, ſo lange gegeſſen wurde. Bald verglich er die Bratwurſt mit der maulenden Unterlippe eines alten Weibes, bald mit dem Symbol der Ewigkeit, einer Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. Dann wollte er haben, die Aufwärterinn ſollte Verſe aus der Jungfrau von Orleans deklamiren, wobei er Leopold zum ſchwarzen Ritter ernannte.

Kurz, er war unerſchöpflich in Albernheiten, und Jedermann mußte ihm zur Zielſcheibe ſeines bleiernen Witzes dienen, der Offizier ausgenommen, dem er nicht recht zu trauen ſchien.

Endlich beſtieg die Geſellſchaft den Poſtwagen wieder, der ſich phlegmatiſch fortbewegte. Der Witzling hatte ſo viel Schnaps zu ſich genommen, daß der Schlaf bald Herr über ſeine Zunge wurde, und ſo entſtand eine wohlthuende Stille von einigen Stunden; alle Ohren der Wachenden ruhten aus.

Nach Zurücklegung einer ſtarken Meile erblickte man den Juden wieder, der, an einem Meilenzeiger ſitzend, die Ankunft des Wagens erwartet hatte, jetzt wieder einſtieg, und mit dem ſchlechteſten Plätzchen an der Thür vorlieb nahm, obgleich noch beſſere leer waren. Bei dieſer Gelegenheit erwachte der Aeſthetiker, fühlte ſich zu neuen Zungenthaten geſtärkt, und fiel über den Juden her, wie ein Affe über ein Stück Zucker, das in zwanzig Papiere gewickelt iſt. Bald fragte er ihn: ob er etwa nach

Berlin reiſe, um in Klingemanns neuem Schauſpiele den Moſes als Gaſtrolle zu ſpielen? — bald: ob das Manna in der Wüſte wol ſo ſüß geſchmeckt habe, als der Kuß einer ſchönen Jüdinn? — bald: ob die Juden das goldene Kalb in Verſen oder Proſa angebetet hätten? und was dergleichen Albernheiten mehr waren. Endlich wollte er durchaus wiſſen, ob das Silbergeſchirr, welches die Juden in Aegypten ſtahlen, dreizehnlöthig oder vierzehnlöthig geweſen ſey? Alles hatte der Jude ſchweigend ertragen, und auch dieſer letzte Stich preſſte ihm nur einen verſtohlenen Seufzer aus; aber Leopolds Blut wallte auf: „Ei zum Henker!“ fuhr er den Witzling unſanft an: „Sie ſollten ſich ſchämen, Ihre ſtumpfen Waffen an einem Wehrloſen zu üben. Wer einen Juden hohnneckt, der handelt eben ſo ſchlecht, als wer einen Gebundenen mit Koth bewirft.“ Der Burſche ſtutzte, nahm die Zurechtweiſung übel, warf ſich in die Bruſt, und da er gegen Leopold mit dem Witz nicht auslangte, nahm er

die göttliche Grobheit zu Hülfe. Es entſtand ein lebhafter Zank. Leopold erklärte ſeinem Gegner, daß, wenn er noch mit einem Worte den armen Juden beleidige, er ihm zum Poſt-wagen hinaus werfen würde. Da gerieth der ſchöne Geiſt in Wuth, und es würde in dem engen Behältniß ein Fauſtkampf entſtanden ſeyn, wenn nicht der bisher ſchweigende Of-fizier ſich mit großem Ernſt ins Mittel gelegt, und dem Burſchen ganz trocken geſagt hätte: Leopold habe ganz recht, ſein Witzeln ſey unerträglich, und, wenn er die Geſellſchaft noch länger beunruhige, ſo werde man die, von Jenem angedrohte, Maßregel mit vereinten Kräften ins Werk ſetzen.

Bei den letzten Worten griff er nach ſei-nem ſpaniſchen Rohre, welches er hinter ſich auf den Boden gelegt hatte, und dieſe Bewe-gung ſchien dem Aeſthetiker ſo bedenklich, daß er den Strom ſeines Witzes dämmte, bis zur nächſten Station mäuschenſtill ſchwieg, dann ſich brummend auf den Beiwagen ſetzte, und

ſo füe die übrige Reiſe den erlöſeten Juden freien Athem ſchöpfen ließ.

Das waren die Abenteuer alle, die unſerm Jüngling auf der Wanderſchaft zum Muſentempel begegneten. Er gelangte glücklich an den Ort ſeiner Beſtimmung, fand in dem Profeſſor, dem er empfohlen war, einen eben ſo gelehrten als menſchenfreundlichen Mann, gewann deſſen Liebe durch Fleiß, Ordnung, Sparſamkeit, und ſammelte in drei Jahren einen Schatz von Kenntniſſen, den er nun im Vaterlande auf Zinſen legen wollte.

Es war ihm während dieſes Zeitraums nichts begegnet, was merkwürdig ſchien. Die Folgen des blutigen Krieges, der damals Deutſchland verheerte, trafen zwar auch einige Male den Ort ſeines Aufenthalts, den er plündern ſehen mußte; da aber ein Muſenſohn bei ſolchen Gelegenheiten nichts zu verlieren hat, ſo ſtörte das die Einförmigkeit ſeiner Lebensweiſe nur auf wenige Tage.

Einſt durchwanderte er nach einer ſolchen Kataſtrophe die Vorſtadt, und hörte ein jämmerliches Gewinſel, das aus einem etwas abgelegenen Hauſe zu kommen ſchien. Er ging näher — Thüren und Fenſter waren offen, die Möbeln zerſchlagen, keine menſchliche Seele im ganzen Hauſe, denn die Bewohner, flüchtig vor der Wuth des Feindes, waren noch nicht zurück gekehrt. Nur im Hofe fand er das noch lebende Gerippe eines vergeſſenen Kettenhundes, von dem das Gewinſel ausging. Das arme Thier hatte nun ſchon in mehrern Tagen nichts zu freſſen bekommen, lag ausgeſtreckt vor ſeinem Häuschen, und war kaum noch im Stande, die Jammertöne hervorzuwinſeln, die Leopolds Ohr erreicht hatten. Von Mitleid ergriffen ſprang der Jüngling zum nächſten Bäcker, kaufte ein Brot und brachte es dem hungernden Gefangenen, der es gierig verſchlang. Dann löſete er ihn von der Kette, in Hoffnung, daß er, befreit, wol ſelber ſeinen Unterhalt ſuchen

werde. Vergnügt ſetzte er ſeinen Spaziergang fort, und erſt draußen vor dem Thor wurde er gewahr, daß der Hund ihm folgte. „Geh, geh,“ ſagte er zu ihm, „ich kann dich nicht brauchen.“ Der Hund ſtand, ſah ihn freundlich an, und wedelte. Aber ſobald Leopold wieder vorwärts ſchritt, lief auch der Hund hinter ihm her. Um ſeiner los zu werden, ſah er ſich genöthigt, den Stock aufzuheben. Da legte ſich der Hund platt auf den Boden, den Kopf zwiſchen den Vorderfüßen. Leopold ging weiter, und der Hund blieb liegen, ſo lange bis ſein Wohlthäter ihm aus den Augen zu verſchwinden drohte, dann aber folgte er ihm, wiewol ſchüchtern, in einiger Entfernung nach. Als Leopold aber gegen Abend in die Stadt zurück kehrte, verlor er ihn aus den Augen, und dachte nicht weiter an ihn.

Am andern Morgen, da er ausgehen wollte, um ein Kollegium zu beſuchen, ſiehe, da lag der Hund auf der Schwelle ſeiner Thür, und winſelte, als er ſie öffnete. Nun wider-

ſtand er dem Bittenden länger nicht. „Komm herein,“ ſagte er, „du biſt ein armer Teu⸗ fel, und willſt durchaus bei einem armen Teu⸗ fel in Dienſte treten. Wohlan! wie nenn' ich dich? — du ſollſt Hunger heißen. Mit die⸗ ſen Worten reichte er ihm die kargen Ueber⸗ reſte ſeines Frühſtückes, und verſchloß ihn in ſein Zimmer. Als er wieder heim kam, fand er den Hund auf ſeinem Koffer gelagert, den er gleichſam bewachte, und er verließ das Plätzchen nur, um ſeinem neuen Herrn zu liebkoſen. In der Folge konnte Leopolds Zimmer ohne Bedenken unverſchloſſen bleiben, denn Hun⸗ ger ließ während ſeiner Abweſenheit durchaus Niemanden herein. Des Hundes Dankbarkeit und Treue gefiel dem Jünglinge wohl. Es war ein häßlicher Köter, aber er hatte ſeine Freude an ihm, nur fiel ihm deſſen Unterhalt beſchwer⸗ lich, denn obgleich der ehrliche Hunger mit Brodrinden gern vorlieb nahm, ſo bedurfte er doch, da er zum Geſchlecht der Doggen ge⸗ hörte, der Brodrinden ſehr viele, und Leo⸗

pold konnte deren nur ſehr wenige entbehren. Indeſſen, ſo lange er noch auf der Univerſität war, aß er ſich bisweilen nur halb ſatt, ehe er den armen Hunger hätte hungern laſſen.

Nun hatte er aber ſeine Studien vollendet, und dachte mit Ernſt an die Heimreiſe, zumal da ſein gütiger Verwandter ihm geſchrieben hatte, daß er kränklich ſey, und des Vetters baldige Zurückkunft wünſche, und wo möglich noch vor ſeinem Tode ihn verſorgt zu ſehen. Leopold ging mit ſeiner Kaſſe zu Rathe. Er hatte ſo ſparſam als möglich gelebt, und nebenbei, um einen Sparpfennig zu gewinnen, in einigen Bürgerhäuſern den Kindern Unterricht ertheilt; dennoch belief ſich ſein ganzes Vermögen nur ſo hoch, daß er allenfalls einen Platz auf dem Poſtwagen bezahlen, und ſich unterwegs beköſtigen konnte. Aber was blieb ihm denn übrig, wenn er in ſeiner Vaterſtadt ankam? Sollte er ſeinen Verwandten ſogleich um Geld anſprechen? Der Gedanke war ihm unerträglich. Darum beſchloß

er, lieber zu Fuße, mit einem kleinen Felleiſen auf dem Rücken, heim zu wandern, und berechnete, daß er dann wol ſechs bis acht Louisd'or mit nach Hauſe bringen würde. Nur mußte er auf dieſen Fall ſeinen großen Hund abſchaffen, der leicht mehr, als er ſelber, verzehren konnte. Er entſchloß ſich dazu mit einem Seufzer. Schon längſt hatte ein reicher Student ihm den Hund abſchwatzen wollen, und ihm einige Male zwei Louisd'or für ihn geboten. Dieſem ſchenkte er ihn jetzt am Abend vor ſeiner Abreiſe; denn Geld für ſeinen ehrlichen Hunger zu nehmen, konnte er nicht über ſich gewinnen. Es war ihm faſt weinerlich zu Muthe, als er von dem Hunde ſich trennte, und kaum konnte die Ueberzeugung ihn tröſten, daß er bei ſeinem neuen Herrn es beſſer haben würde.

Am andern Morgen in aller Frühe ergriff er den Wanderſtab, hing ſein Felleiſen auf die Schulter und ging zum Thore hinaus. Man hatte ihn gewarnt, nicht ſo allein zu

gehen; denn die gewöhnlichen Folgen des Kriegs waren nicht ausgeblieben, das Land wimmelte von Räubern und Spitzbuben; aber Leopold dachte: einen einzelnen Wanderer, deſſen ganze Equipage Armuth verräth, werden ſie wol ungehindert ziehen laſſen, und ſo ſchritt er munter auf die waldigen Gebirge zu, die er zu überſteigen hatte.

Nachdem er einige Stunden gegangen und einen Hügel erklimmt hatte, um die Thürme der Stadt noch einmal zu ſehen, in der er mit den Muſen vertrauten Umgang gepflogen, da erblickte er in der Ferne etwas auf der Landſtraße, was ſich ſehr ſchnell fort bewegte, und in wenigen Minuten ſo nahe kam, daß er mit freudigem Herzklopfen ſeinen getreuen Hunger erkannte. Noch ſah der ehrliche Hund ihn nicht, denn er verließ ſich nicht auf ſeine Augen, ſondern einzig und allein auf ſeine Naſe, die beſtändig dicht an der Erde ſchnupperte. Nun aber, da er auf der friſchen Spur die Nähe ſeines geliebten Herrn merkte,

hob er den Kopf in die Höhe, erblickte ihn, ſprang hoch an ihm hinan, und brach in ein Freudengeheul aus. Auch Leopold konnte ſich nicht enthalten, ihn mit naſſen Augen zu umarmen, und ſich das ganze Geſicht von ihm belecken zu laſſen, so ſehr ihm das auch ſonſt zuwider war.

„Hunger!“ ſagte er, „ehrlicher Hunger! du dankbares Gemüth! Weiß Gott, du ſollſt bei mir bleiben, und wenn ich auch als ein Bettler in meiner Vaterſtadt einziehen ſollte.“ — Hunger hielt ihn beim Wort, machte allerlei poſſierliche Sprünge, und lief nun wedelnd vor ihm her, ſah ſich aber oft nach ihm um, damit er ihm nicht noch einmal entwiſchen möchte.

Die treuen Gefährten wanderten fröhlich Berg auf Berg ab, bis der Abend herein brach, und Leopold ermüdet in einem Kruge einkehrte, der am Rande eines großen Waldes lag. Das Haus hatte nichts Einladendes weder von Außen noch von Innen. Der Krüger

ſchielte auf dem einen Auge, ſeine Frau auf dem andern; der Knecht hatte eine große, erſt kürzlich zugeheilte Schmarre im Geſicht; die Magd war eine Zigeunerinn; die Kinder ſtarrten von Schmutz. Gern wäre Leopold, trotz ſeiner Müdigkeit, noch einige Stunden weiter gezogen, aber theils mochte er gegen die Nacht ſich in den Wald nicht wagen, theils fand er dies ſchlechte Nachtlager ſeinem Beutel angemeſſen, ließ ſich alſo Brot und einige Eier geben, theilte das Brot mit ſeinem Reiſegefährten, und bat dann um eine Streu in irgend einem ruhigen Winkel. Man führte ihn in ein Kämmerlein hinten im Hauſe, gab ihm ein Stümpfchen Licht, und wünſchte ihm eine gute Nacht. Er riegelte die Thür zu, und ſchickte ſich an, zu Bette zu gehen, das heißt, ſich auf ein Bund Stroh zu legen, welches freilich ſchon manchem Reiſenden gedient zu haben ſchien.

Das erſte, was ihm auffiel, waren einige Blutflecken auf dieſem Stroh. Er betrachtete

ſie lange mit geheimem Schauder, indeſſen meinte er, es könnte ja wol irgend ein Wanderer ſich in den Finger geſchnitten oder aus der Naſe geblutet haben, ſuchte ſich zu beruhigen, legte ſich nieder, und wollte eben ſein Stümpfchen Licht auslöſchen, als er gewahr wurde, daß ſein Hund, mit dem Schwanze zwiſchen den Beinen, ſchnuppernd herum ſchlich, und leiſe brummte. Jetzt wurde Leopold aufmerkſam. „Such, Hunger, ſuch!“ flüſterte er dem Hunde zu, der, durch dieſe Aufmunterung ermuthigt, ſchon etwas lauter knurrte, endlich an einer kleinen Fallthüre ſtehen blieb, welche Leopold nicht bemerkt hatte, und zu bellen anhub.

Das geht nicht mit rechten Dingen zu, dachte der Wanderer, und ſprang haſtig von ſeinem Strohlager auf. Er hatte keine andere Waffe, als ſeinen Knotenſtock, den ergriff er mit der rechten, das Licht mit der linken Hand, ſtellte ſich neben ſeinen Hund, und richtete die Augen ſtarr auf die Fallthüre, wobei das

Haar auf ſeinem Haupte ſich ein wenig lüpfte. Als Hunger mit Knurren und Bellen nicht nachlaſſen wollte, überlegte Leopold, daß, um ruhig zu ſchlafen, er nothwendig wiſſen müſſe, was unter der Fallthüre verborgen ſey. Er faßte ſich ein Herz, und hob ſie auf. Da blitzten ihm ein Paar ſchwarze Augen entgegen; es war der Knecht mit der Schmarre auf der Backe. Hunger wollte ſogleich hinab ſpringen und ſeine Zähne in ihn ſchlagen. Leopold hielt den Hund feſt, und rief dem Kerl mit rauher Stimme zu: „Was machſt du da?"

„Was werde ich machen?" antwortete er: „ich habe da ein Fäßchen Bier im Keller, das habe ich abgezapft, und mich ein wenig zu lange dabei verweilt.

„So komm heraus, und geh deiner Wege."

„Nun freilich, aber halte der Herr nur den Hund feſt."

„Er ſoll dir nichts zu Leide thun, aber mache, daß du fortkommſt."

Brummend ſtieg der Knecht heraus. Leopold hatte ſein Licht auf den Tiſch geſetzt, ſich ſelber ein wenig zurück gezogen, ſchwang in der rechten Fauſt ſeinen Knüttel, und umfaßte mit dem linken Arme den Hund, ſo daß er, wenn irgend eine Gefahr ſich zeigte, den Arm nur öffnen und das wüthende Thier anhetzen durfte. Doch als der Knecht in dieſer Verfaſſung ihn ſah, eilte er nach der Stubenthür, die er aufriegelte, und entſprang. Im Vorübergehen hatte Leopold wol bemerkt, daß ein langes Meſſer ihm aus dem Buſen hervorragte.

Sobald der Knecht hinaus war, verſchloß und verriegelte er die Thür aufs neue, wendete ſich dann zu ſeinem ehrlichen Hunger, und drückte ihn als einen Freund an die Bruſt.

„Wer mir das geſagt hätte, als ich von deinen Ketten dich los machte, als ich zehnmal dich fortjagte, und endlich gar verſchenkte. — O wie reich haſt du mir die harten Brodrinden vergolten, die ich dir zugeworfen!“

Hunger verſtand nichts von ſeiner empfindſamen Anrede. Er machte noch einmal die Runde im Zimmer, und legte ſich dann neben ſeines Herrn Felleiſen. Allein Leopold war nicht ſo ruhig als ſein Hund. Daß der Kerl Böſes im Schilde führte, ſchien ihm unzweifelhaft. Das lange Meſſer, die Blutflecken auf dem Stroh, die ſchielenden Geſichter der Wirthsleute — alle dieſe Gegenſtände ſchwebten wie Geſpenſter vor ſeinen Augen. „Wer ſteht mir dafür," dachte er, „daß ſie nicht um Mitternacht die Thür erbrechen, und mich ſchlafend ermorden?"

Hier war nicht lange Zeit zu überlegen. Das Stümpfchen Licht drohte zu erlöſchen. Ihn ſchauderte, wenn er dachte, daß er hier im Dunkeln bleiben ſollte. Er ſchaute zum Fenſter hinaus, es war nicht hoch.

Draußen lag der Wald ſchwarz vor ihm. Ein matter Strahl des letzten Mondenviertels erleuchtete die Gegend, wie ein Lämpchen eine Gruft. Doch: beſſer da draußen, meinte Leo-

pold, kleidete ſich raſch wieder an, legte ſo viel Geld auf den Tiſch, als er etwa verzehrt zu haben glaubte, und ſtieg leiſe zum Fenſter hinaus. Hunger ſprang hinter ihm her.

Als er draußen war, bemerkte er, daß in einer niedrigen Eckſtube noch Licht ſey; er ſchlich unter das Fenſter, und hörte, wie der Knecht ſein Abenteuer erzählte, den großen Hund verfluchte, und ſchwur, er wolle noch in dieſer Nacht die Beſtie ſamt ihrem Herrn in die andere Welt ſchicken.

Mit Füßen, von Furcht und Schrecken beflügelt, ſuchte Leopold die Landſtraße. Seine Müdigkeit war ganz verſchwunden, und er ſchritt ſo haſtig vorwärts, als habe er ſich durch den erquickendſten Schlaf geſtärkt. Der düſter ſchweigende Wald ſchien ihm weit minder furchtbar, als das helle Licht, welches aus dem Kruge ihm noch lange nachſchimmerte. Erſt als er nichts mehr davon gewahr wurde, und dicke Finſterniß ihn umgab, wurde er etwas ruhiger. Der Weg war ſo breit, daß er ihn

auch im Dunkeln nicht verfehlen konnte. Bisweilen ſtand er und horchte. Alles war ſtill. Nur ſeinen eigenen Fußtritt vernahm er, und den ſeines Hundes, der ihm jetzt auf der Ferſe nachſchlich, ſtatt daß er ſonſt immer vor ihm her hüpfte.

Gern hätte Leopold auch das Geräuſch vermieden, welches ſeine Füße im Graſe oder in den dürren Blättern machten; er berührte den Boden kaum mit den Fußſpitzen, und ſeufzte nach dem Tage, der noch fern war. Nach einigen Stunden ſchien der ehrliche Hunger ſich doch auch ſchon an die Finſterniß gewöhnt zu haben; er trabte jetzt wieder vor ſeinem Herrn her; und Leopold war bereits ſo gefaßt, daß er leiſe das Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“ anſtimmte. Plötzlich ſtand Hunger und wollte nicht vorwärts. Vergebens redete ſein Herr ihm zu, und als er ihn endlich mit dem Fuße ſtieß, kroch der Hund winſelnd hinter ihn. Ein Schauder überlief den Wanderer — allein was war zu thun? Stehen

bleiben auf dieſer Stelle, bis es Tag würde? das ſchien ihm unerträglich. „Hunde,“ dachte er, pflegen ſich auch vor jedem unbekannten Gegenſtande zu fürchten. Wer weiß, was meinen Hunger ſo plötzlich anwandelt? Ein paar hundert Schritte weiter wird er ſich wol eines Beſſern beſinnen.“

Durch ſolche Gedanken ſuchte er ſich Muth einzuſprechen, und ging drauf los, hatte aber kaum zehn Schritte vorwärts gethan, als er über etwas ſtolperte, das ihm im Wege lag. Er fiel, raffte ſich wieder auf, faßte nach dem, was ſeinen Fall verurſacht, und erwiſchte mit Entſetzen einen Büſchel Haare, der einem Leichnam angehörte. Starr vor Schrecken war er eine Zeitlang gleichſam feſt an den Boden gezaubert. Sobald er ſeiner Glieder ſich wieder mächtig fühlte, eilte er bebend von dieſem Schreckensorte, und ſogleich geſellte auch ſein Hund ſich fröhlich wieder zu ihm, nachdem er einen Umweg durch den Wald gemacht.

„Hier iſt ein Mord geſchehen,“ ſagte

Leopold ſchaudernd zu ſich ſelber, „Gott helfe mir durch den Wald!“ Kaum hatte er das geſprochen, als er links und rechts in geringer Entfernung pfeifen hörte, und eine Menge beweglicher Lichter im Walde ſah, die ſich plötzlich zu entzünden und zu vervielfachen ſchienen. Noch waren ſie zerſtreut, vereinigten ſich aber bald in einen Haufen, und näherten ſich dem bebenden Wanderer, der hinter den nächſten dicken Baum ſprang, da ihm kein Zweifel übrig blieb, daß hier eine Räuberbande hauſe. Er hatte nicht geirrt. Wol zwanzig wilde, mit Piſtolen und Säbeln bewaffnete Kerls zogen die Straße herauf. Sie hatten den Fußtritt des Pilgers und den Laut des Entſetzens vernommen, den er unwillkührlich ausſtieß, als er den Kopf des Leichnams ergriff. Vielleicht wäre Leopold dennoch hinter ſeinem dicken Baume verborgen geblieben, hätte er nur dem Hund das Knurren verwehren können. Aber Hunger fürchtete ſich nur vor Leichen, nie vor lebendigen Menſchen, und

ſo ſehr auch ſein Herr ſich bemühte, ihm die Kehle zuſammen zu drücken, ſo gab er doch immer noch manchen murrenden Ton von ſich, der die Räuber aufmerkſam machte. Der Baum wurde umringt, Leopold gefunden.

Die Geiſtesgegenwart verläſſt uns dann am wenigſten, wenn wir ein Unglück nicht mehr blos fürchten, ſondern es unvermeidlich vor Augen ſehen. Sobald Leopold ſah, daß hier unmöglich zu entrinnen ſey, gedachte er der Gefahr, in der ſein treuer Hund ſchwebte, der, wenn er ihn los ließ, zwar ſicher einen der Räuber beym Halſe packen, aber auch im nächſten Augenblicke todt zu ſeinen Füßen liegen würde. Deshalb umfaſſte er jetzt den knurrenden Hunger mit beiden Armen und ſagte: „Meine Herren, ich bin ein armer Student, ich habe nichts als meinen kargen Zehrpfennig, laſſen Sie mich im Frieden ziehen.“

„Du biſt ein Student?“ antworte einer aus dem Haufen: „ich bin auch Student geweſen. Ecce quam bonum!“

„Der Kerl kann uns verrathen,“ rief ein anderer; ſchießt ihn nieder!“

Dieſem Urtheil ſtimmten ſogleich die meiſten bei, und Leopold ſah bereits ein halbes Dutzend Piſtolen auf ſich gerichtet. Da hub der Erſte wieder an: „Laſſt dem armen Teufel das Leben! Wer weiß, wozu wir ihn brauchen können. Er iſt ein rüſtiger Burſche, und ein Student iſt zu allen Dingen nütze.“

„Auf deine Gefahr,“ brüllte eine grobe Stimme, die dem Anführer der Bande zu gehören ſchien: „vielleicht kann er uns den ehrlichen Rolph erſetzen, den wir geſtern eingebüßt haben; doch zuvor müſſen wir ihn auf die gewöhnliche Probe ſtellen.“

„Luſtig, Herr Bruder!“ ſagte der Student, „wenn du unter unſerer Fahne dienen willſt, und dich brav hältſt, ſo ſollſt du, Gott ſtraf mich, täglich einen Landesvater mit mir machen, und dabei die ſchönſten Dirnen auf dem Schoße wiegen.“

Indeſſen hatten einige bereits Leopolds

Felleiſen geplündert, und ſeine Taſchen beraubt. Verſchwunden war die wenige Baarſchaft, nebſt ſeiner ſilbernen Uhr. „Fort, ihr Burſche!“ rief der Anführer, „ich wittre Morgenluft. Für heute iſt hier nichts mehr zu thun.“

Die Räuber trieben ihren Gefangenen vor ſich her, der ſeinen getreuen Hunger, an ſein Schnupftuch gebunden, halb mit Gewalt nach ſich ſchleppte. Auf ungebahnten Pfaden drangen ſie tief in den Wald. Die Morgenröthe ſchimmerte ſchon in den Wipfeln der Bäume, als ſie ein kleines Thal erreichten, wo die Bande, in Erdhütten mit Zweigen bedeckt, wohnte. Hier wurden ſie von vier bis fünf jungen Mädchen empfangen, die man alle hätte ſchön nennen dürfen, wenn der eigentliche Zauber weiblicher Schönheit, die Sittſamkeit, ihnen nicht gemangelt hätte.

„Wo iſt Rolph?“ ſagte die Eine, deren Buhler er geweſen.

„Den hat der Teufel geholt!“ antwortete der Student; er iſt auf dem Bette der Ehre

in ſeinem Berufe geſtorben. Du kannſt dir aber die Thränen ſparen, denn ich bringe dir hier einen andern, der, wenigſtens für dich, leicht eben ſo viel werth ſeyn mag.“

Das Mädchen, ohne ſich um den Todten weiter zu bekümmern, betrachtete den Gefangenen mit Wohlgefallen, und ſagte: „Sei willkommen!“

Leopold war ſtumm. Eine neue, furchtbare Welt that ſich vor ihm auf, in die er mit Schaudern blickte. Die Räuber ſetzten ſich zum Schmauſe, und zechten bis gegen Mittag. Ihren Gefangenen übergaben ſie der Obhut der Weiber, die ihm liebkoſeten, ihm Speiſe und Trank vorſetzten, und durch allerlei fröhliche Unterhaltung ihn zu zerſtreuen ſuchten. Sie ſchilderten ihm das ungebundene Leben als das reizendſte auf der Welt, und fluchten darauf, daß er nach vierzehn Tagen ſein Schickſal ſegnen würde. Auch der ehrliche Hunger wurde nicht vergeſſen, die Mädchen fütterten ihn um

die Wette, und ihm ſchien es in dieſer Geſellſchaft beſſer zu behagen, als ſeinem Herrn.

Als die Sonne hoch ſtand, legten ſich die Räuber ſchlafen, rings herum hörte man ihr Schnarchen. Nur zwei derſelben ſtanden Schildwache mit gezucktem Säbel und geladenen Piſtolen. Leopold legte ſich gleichfalls ſchlafen, mehr, um ſich den Neckereien der Dirnen zu entziehen, als um den Forderungen der Natur zu gehorchen. Doch ſeine gänzliche Erſchöpfung wiegte ihn bald in einen tiefen Schlummer, und er würde auch nicht einmal erwacht ſeyn, als es ſchon ganz finſter war, hätte nicht ein leiſes Rütteln ihn geweckt. Er ſchlug die Augen auf, da ſtand eines der Mädchen mit einer Lampe vor ihm, und winkte freundlich. Schon wollte er unwillig einige harte Worte ausſtoßen, als ſie, zu ſeinem höchſten Erſtaunen, ihm durch die Anrede den Mund verſchloß:

„Sie kennen mich nicht mehr, aber Ihr Bild hat ſich tief in mein Herz gegraben. Ich

bin das arme Bauermädchen, das Sie vor drei Jahren durch Ihr Zeugniß von einer unverdienten Züchtigung befreiten. Leider konnten Sie nur das eine Mal mir helfen. Die Mißhandlungen meiner böſen Herrſchaft wurden täglich ärger. Ich konnte es nicht länger aushalten, und lief davon. Was aus mir geworden, ſehen Sie. Ich war ein ehrliches frommes Mädchen. Die Amtmänninn und ihre Tochter mögen es vor Gott verantworten, wenn ich zur Hölle fahre. Doch davon wollte ich jetzt nicht reden. Ich bin nun einmal verloren, aber ſo ſchlecht bin ich drum doch nicht, daß ich Ihre Großmuth gegen eine Fremde vergeſſen ſollte. Die Räuber ſind auf einen wichtigen Fang ausgezogen, werden erſt in zwei Tagen zurück kehren. Die beiden alten Wächter habe ich trunken gemacht. Hier iſt das Geld, welches man Ihnen genommen, hier iſt auch Ihre Uhr. Stehen Sie auf, ich will Ihnen einen Fußpfad zeigen, der Sie in wenigen Stunden aus dem Walde führt. Halten Sie ſich nur immer links, ſo

kommen Sie in eine Gegend, die unſere Leute ſelten durchſtreifen, weil dort nichts zu holen iſt. — Warum ſtarren Sie mich ſo an? — Geſchwind ſtehen Sie auf!"

Leopold glaubte zu träumen. Kaum erkannte er die hübſche Blondine, die freilich ſeitdem ſehr herangewachſen war, und leider auf ihrem ſanften, damals unſchuldigen Geſichtchen die Spuren der Ausſchweifungen trug. Die Thränen ſchoſſen ihm in die Augen. Dankbarkeit für ſeine Rettung miſchte ſich mit dem Kummer, ein weibliches Geſchöpf ſo verworfen zu ſehen, das offenbar die Natur gebildet hatte, um einen wackern Gatten und Vater zu beglücken. Er folgte ihr taumelnd hinaus. Sie zeigte ihm den Fußpfad. Er wollte ſie überreden, mit ihm zu flüchten. Es iſt zu ſpät!" ſagte ſie ſchluchzend, drückte ihm die Hand und entwich.

Wie ein Träumender eilte er durch den Wald, und nach wenigen Stunden befand er ſich, wie das Mädchen ihm zuvor geſagt, auf

einer Ebene, ſah in der Entfernung eine Stadt liegen, und ſchöpfte leichtern Athem.

„Großer Gott!“ ſprach er zu ſich ſelber, „wem verdanke ich mein Leben? Dir, ehrlicher Hunger, für einen Biſſen Brot. Wem verdanke ich meine Freiheit? Einem armen Kinde, das ich vor einer Mißhandlung ſchützte. Großer Gott! wie belohnſt du oft ſo herrlich das wenige Gute, was wir thun! Und doch laſſen wir die Gelegenheit ſo oft entſchlüpfen! Gehn auch wol kalt an leidenden Weſen vorüber, und denken: was kümmerts mich?“ — Jetzt hub er mit ſtarker Stimme ſein Lied wieder an: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“ und Hunger hüpfte munter vor ihm her.

Die Begebenheiten der letzten Nacht hatten ihn aber doch ſo heftig angegriffen, daß ihn ein Fieber befiel, und er in der nächſten Stadt zwei Wochen ruhen, auch einen Arzt bezahlen mußte, wodurch ſein Beutel ſo erſchöpft wurde, daß er nur noch einen Louisd'or übrig hatte,

als ihm, wenige Meilen von ſeiner Vaterſtadt, ein neues Abenteuer begegnete.

Er hatte die Nacht bereits innerhalb der Grenzen ſeines Vaterlandes durchwacht, denn die Freude ließ ihn nicht ſchlafen, und noch vor Tage machte er ſich ſchon wieder auf den Weg. Es dämmerte kaum, da fuhr eine offene Kaleſche ihm entgegen, mit zwei ſchönen, aber ſehr müden Roſſen beſpannt, die der Kutſcher aus allen Kräften antrieb, um ſie in ſchnellern Trab zu ſetzen. In der Kaleſche ſaßen ein Herr und ein Frauenzimmer. Der erſtere half dem Kutſcher fluchen, und ſchwang den Stock über ſeinem Haupte, um den Pferden Furcht einzujagen. Das Frauenzimmer blickte ſchüchtern um ſich, und als die Kaleſche nur noch wenige Schritte von Leopold entfernt war, kreiſchte ſie plötzlich: Hülfe! Hülfe! ſtreckte auch ihre Arme bittend nach dem Wanderer aus. Sogleich packte ſie der Herr bei beiden Armen, ſtieß ſie in die Ecke des Wagens, und rief: eine Wahnſinnige! während der

Kutſcher ſeine Anſtrengungen verdoppelte, und die Pferde wirklich zum Laufen brachte.

Schon war die Kaleſche an Leopold vorüber gerollt, aber das Angſtgeſchrei um Hülfe, obwol jetzt dumpfer, drang noch einmal in ſein Ohr, in ſein Herz. Der Wunſch, zu helfen, eilte der Ueberlegung voraus. Er rief aus Leibeskräften: Halt! Halt! worauf natürlich nicht geachtet wurde; aber ſchnell beſann er ſich: „Hunger!" ſchrie er dem Hunde zu: packe an! packe an!" und fort ſtürzte Hunger, holte den Wagen ein, ſprang dem einen Pferde an den Hals, dann wieder dem andern, ließ beiden ſeine Zähne fühlen, machte ſie ſcheu, und trieb ſie von der Straße abwärts, daß ſie gegen einen Baum rannten, und die Deichſel zerbrach. Zwei Piſtolen löſete der Herr im Wagen auf den Hund, doch ohne ihn zu treffen. Indeſſen keuchte Leopold herzu. Das Frauenzimmer verdoppelte ihr Geſchrei. Der Herr ſprang aus der Kaleſche, empfing den Wanderer fluchend, und fragte: wie er ſich unterſtehen

dürfe, ſeinen Hund auf die Vorübergehenden zu hetzen? — Drohend hatte er den Hirſchfänger gezogen. Auch der Kutſcher war abgeſtiegen, hatte ſich ſchnell mit einem Zaunpfahl bewaffnet, und geſellte ſich zu ſeinem Herrn.

„Gemach!“ rief Leopold, „Erklären Sie mir, mit welchem Recht Sie dieſem Frauenzimmer Gewalt anthun, ſonſt laſſe ich Sie nicht von der Stelle.“

„Herr! was geht das ihn an? ſagte der Kutſcher, „ſie iſt eine widerſpenſtige Perſon.“

„Geh er zum Teufel!“ fuhr der Andere fort, oder ich jage ihm meinen Hirſchfänger durch den Leib.“

Während ſich dieſer Streit erhub, war das Frauenzimmer aus dem Wagen geſprungen, und lief athemlos an den Streitenden vorüber, denſelben Weg zurück, den ſie gekommen war. Als ihr Begleiter das gewahr wurde, rief er dem Kutſcher zu: „Halt den Menſchen feſt!“ und rannte der Fliehenden nach. In demſelben Augenblicke empfing Leopold einen Streich

mit dem Zaunpfahl, der ſeinem Kopf galt, zum Glück nur ſeine Schulter traf, ihn aber zu Boden ſtreckte. Doch zu gleicher Zeit lag auch der Thäter am Boden und ſchrie entſetzlich. Hunger hatte ihn bei der Bruſt gepackt, niedergeriſſen, und ihm den rechten Arm ſo zerfleiſcht, daß das Blut ſtromweiſe durch den zerbiſſenen Ermel drang.

Leopold raffte ſich auf, ſteuerte der Wuth des Hundes, und da er den Kutſcher außer Stande ſah, ihm ferner zu ſchaden, ſo ſah er ſich nach dem Frauenzimmer um. Einige hundert Schritte von da hatte der Herr ſie erreicht, umklammert, und ſie rang mit ihm, doch mit ungleichen Kräften. Er ſchleppte ſie fort, um ſie wieder in die Kaleſche zu tragen. „Hunger! pack an!“ rief Leopold, und alſobald rieſelte das Blut aus den Waden des Entführers. Schreiend ließ er die Beute fahren. Das Frauenzimmer wollte aufs Neue entrinnen, aber Hunger, der den eigentlichen Zweck dieſes Kampfes nicht zu be-

urtheilen wußte, meinte, er müſſe alles feſt halten, was laufen wollte, riß ihr den Rock entzwei, und nöthigte auch ſie zu bleiben. — Als der Fremde ſah, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten ſey, zog er gelindere Saiten auf. Hinkend faſſte er den Wanderer vertraulich unter dem Arm, zog ihn bei Seite und ſprach: „Mein Herr, ich darf Ihnen nur ein Wort ſagen, um Ihnen Reue über Ihr thörichtes Beginnen einzuflößen. Ich habe die Ehre, Kammerdiener bei dem jungen Herrn Baron von Stolzennack zu ſeyn, deſſen Vater bekanntlich erſter Miniſter und Günſtling des Fürſten iſt. Seine hochfreiherrlichen Gnaden haben Gefallen an dieſem Frauenzimmer gefunden. Sie iſt nur die Tochter eines gemeinen Pachters, verſtehen Sie mich? Hochdieſelben haben ihr ſchon längſt die vortheilhafteſten Anträge gemacht; da jedoch die alberne Perſon ſich unterfangen, einen ſolchen Herrn ſchimpflich abzuweiſen, ſo war der Herr Baron genöthigt, mir den Auftrag zu erthei-

len, ſie auf irgend eine Weiſe auf ſein Jagdſchloß zu liefern, welches Sie dort in der Ferne ſehen. Erſt geſtern Abend gelang es mir, die Widerſpenſtige zu kapern, die ſich ihrem eigenen Glücke widerſetzt. Das ſey Ihnen genug, mein Herr! Binden Sie Ihren verfluchten Hund an einen Strick, helfen Sie mir die Kaleſche wieder in Stand ſetzen, damit ich das nahe Schloß erreichen kann, und gehen Sie dann in Gottes Namen, ſo werde ich es zu rühmen wiſſen. Haben Sie in der Reſidenz etwas zu ſuchen, ſo koſtet es meinen Herrn ein Wort; bedenken Sie das!"

Allen dieſen Ueberredungsgründen wollte er auch noch einen Beutel hinzufügen, den er aus der Taſche zog, aber Leopold erwiederte trocken: „Herr! nun ich vollends weiß, wie die Sache zuſammenhängt, ſo iſt an keine Kapitulation zwiſchen uns zu denken. Sie und Ihr Herr Baron ſind beide ein paar Schurken! Mögen Sie ſehen, wie ſie mit Ihrer gebrochenen Kaleſche und Ihren zerbiſſenen

Waden aufs Schloß kommen; ich werde meine Pflicht thun, und das arme Mädchen zu ihrem Vater bringen.“

Sie hörte die letzten Worte, und ſchmiegte ſich zitternd und weinend an ihren Retter. „Kommen Sie Mamſell,“ ſagte Leopold, ſo lange ich und mein Hund leben, ſoll Ihnen kein Leid widerfahren.“

„Das wäre der Teufel!“ knirſchte der Kammerdiener, und raunte dem Kutſcher einige Worte in die Ohren, der ſchnell ein Pferd ausſpannte, ſich drauf ſchwang und dem Schloſſe zujagte. Ohne weiter darauf zu achten, nahm Leopold das Mädchen unter den Arm, ließ ſeinen Hund die Arriergarde formiren, und wanderte mit ihr fort.

Angſt und Schrecken hatten die Entführte ſo angegriffen, daß ſie nur langſam folgen konnte. Eine Zeitlang ſchwiegen beide. Die Sonne ging auf, und röthete ihr blaſſes Antlitz. Leopold warf einen verſtohlenen Blick auf ſie. Jetzt erſt wurde er gewahr, daß ſie

ſchön, ſehr ſchön ſey, und nicht ſein Auge al-
lein, auch ſein Herz machte dieſe Bemerkung.
Das Wohlwollen, welches ohnehin an ein Ge-
ſchöpf feſſelt, dem man eine Wohlthat erwie-
ſen, geſellte ſich zu den Empfindungen, die
durch die vertrauliche, ſeltſame Lage in dem
Jüngling erweckt wurden. Sie hatte ſeinen
Arm umklammert, und drückte ſich ſo warm
an ihn, ſie war ſo dankbar, ſo reizend — ein
neues Gefühl erwachte in ſeiner Bruſt, und
als ſie vollends, von der erſten Betäubung ſich
erholend, zu ſprechen anhub, da verrieth je-
des Wort ein reines Gemüth, eine kindliche
Tugend. Sie erzählte, wie der junge Baron
ihr geſchmeichelt, ihr täglich Blumen und
Früchte zugeſchickt, und ſie nichts Arges da-
bei gedacht, auch wol Gefallen daran gefun-
den. Geſtern habe ſie einer Hochzeit einer ih-
rer Geſpielinnen beigewohnt, und ſey erſt nach
Mitternacht heim gegangen. Der Kammerdie-
ner, der auch gegenwärtig geweſen, habe ihr
den Arm geboten, um ſie nach Hauſe zu be-

gleiten, worin ſie denn auch nichts Böſes geſehen. Weil aber ihres Vaters Wohnung ein wenig abgelegen, und der Weg durch das lange Dorf ſehr ſteinig ſey, ſo habe er ihr vorgeſchlagen, hinter dem Dorfe einen Fußſteig zu wählen, der quer durchs Feld und weit näher zum Ziele führte. Ohne Bedenken ſey ſie ihm gefolgt — da habe hinter dem Dorfe die Kaleſche geſtanden, er ihr plötzlich ein Tuch vor den Mund gehalten, und ſie hinein geworfen. In der erſten Betäubung habe ſie nicht einmal die Kraft gehabt, zu ſchreien, doch ihre Beſinnung bald wieder gefunden, und ihre ganze ſchreckliche Lage wol begriffen, da es aber ſtockfinſter geweſen, nichts unternehmen können. Der Wagen ſey anfangs auf lauter böſen Feldwegen der Kreuz und Quer gefahren, wodurch zum Glück die Pferde ſehr ermüdet worden. Faſt gegen Morgen habe der Kammerdiener befohlen, nach der Landſtraße einzubiegen, vermuthlich, weil ſie nun nicht mehr weit von ſeines Herrn Schloſſe entfernt waren.

Indeſſen habe er ſeine ganze Beredſamkeit erſchöpft, um das Glück zu ſchildern, das ihrer warte, und da ſie immer ſtill geſchwiegen, möge er wol gemeint haben, daß ſie in ihr Schickſal ſich ergebe. Aber ingeheim hatte ſie ſchon beſchloſſen, die erſte menſchliche Seele, die ihr begegnen würde, um Hülfe anzurufen. Als der Morgen gedämmert, und ſie den einzelnen Wanderer von fern erblickt, habe ſie freilich wol gedacht, daß der ihr nicht helfen könne, daß aber doch durch ihn vielleicht ihr Vater erfahren würde, was aus ihr geworden.

„Iſt Ihre Wohnung weit von hier?“ fragte Leopold.

Das wußte ſie nicht zu beantworten, da ſie nicht beurtheilen konnte, wie groß die Strecke Weges ſeyn möchte, die ſie in der Nacht zurück gelegt.

„Aber der Name des Dorfes?“

Rothkirchen.

Das kannte Leopold ſehr gut, denn es lag nur eine halbe Stunde von der Reſidenz.

Er war als Knabe oft dahin ſpaziert, und konnte ſeiner Begleiterinn den Troſt geben, daß ſie höchſtens noch ein paar Meilen bis dahin zu wandern hätte.

Die ſchöne Babet — ſo hieß das Mädchen — blickte oft ängſtlich hinter ſich, und ihre böſe Ahnung betrog ſie nicht. Denn kaum mochte der Platz, wo Leopold ſie befreyte, eine halbe Meile hinter ihnen liegen, als ſie in der Ferne vier Reiter entdeckten, die ihnen nacheilten, und an deren Spitze Leopold den Kutſcher erkannte. Die übrigen Begleiter waren zwei Jäger und ein Stallknecht, die er vom Schloſſe geholt und ſchnell beritten gemacht, um dem Jüngling die Beute wieder zu entreißen.

Als ſie nun ſchon ganz nahe waren, und das Mädchen ſah, daß ſie ihren Verfolgern nicht mehr entrinnen konnte, ſank ſie auf ihre Knie, rang die Hände und flehte um den Schutz aller Heiligen! Auch ihrem Retter war nicht wohl bei der Sache zu Muthe, denn er begriff,

daß er jetzt mit ſeinem Knotenſtock und ſeinem Hunger nichts würde ausrichten können; doch ein Blick vorwärts flößete ihm neuen Muth ein. „Stehen Sie auf!“ ſagte er, „Beruhigen Sie ſich! auch von jener Seite werde ich einen Haufen Reiter gewahr. Sie mögen ſeyn, wer ſie wollen, wir ſprechen Sie um Hülfe an, und ſie werden nicht zugeben, daß man auf der Land=ſtraße ein unſchuldiges Mädchen raube.“

Babet hub ihre bethränten Augen auf, und erblickte — ihren Vater an der Spitze aller ſeiner Knechte. Faſt zu gleicher Zeit trafen die Verfolger mit den Suchenden zuſammen. Mit dem freudigen Ausruf: mein Vater! ſtürzte Babet ihm entgegen, und umklammerte ſeine Knie ſammt dem Steigbügel. Als die Räuber den wohlbewaffneten Haufen erblickten, und ſich übermannt ſahen, machten ſie Halt, ſteckten die Köpfe einige Augenblicke zuſammen, wandten ihre Roſſe und ſprengten fort, ohne einen Verſuch zu wagen, ihr Bubenſtück aus=zuführen.

Der ehrliche Pachter konnte lange nur ſtottern, und ſeine Tochter in die Arme drücken. Auf ſeinem bleichen Antlitz war zu leſen, was er ſeit einigen Stunden gelitten. Früh vor Tage war er, ſeiner Gewohnheit nach, aufgeſtanden, hatte die fleißige Tochter vermiſſt, und bald erfahren, daß ſie, gleich nach Mitternacht, in Begleitung des Kammerdieners, das Hochzeithaus verlaſſen. Gleich fiel ihm der Gedanke aufs Herz, ſie ſey entführt: denn ſchon längſt war es auch ihm nicht entgangen, daß der Sohn des Miniſters ſeiner Babet nachſtelle. Gern hätte er ihm die Thür gewieſen, aber als Pachter einer fürſtlichen Domaine ſcheute er den mächtigen Feind, und verließ ſich übrigens auf ſeiner Tochter Sittſamkeit. Daß der junge Herr einen ſolchen Gewaltſtreich wagen würde, hatte er nie befürchtet.

Voll Verzweiflung bot er ſeine Knechte und einige Nachbarn auf, riß die Pferde aus dem Stalle, fand hinter dem Dorfe eine friſche Wagenſpur, die ihn durch mehrere Feldwege wieder

auf die Landſtraße führte, errieth, daß er ſein geraubtes Kind auf dem Jagdſchloſſe des Barons zu ſuchen habe, und ſprengte mit verhängtem Zügel fort, des feſten Vorſatzes, eher das Schloß in Brand zu ſtecken, als ohne ſeine einzige, geliebte Tochter zurückzukehren. Was er dabei wage, welcher Gefahr er ſich ausſetzen wolle, wußte er wol, und doppelt lebhaft war daher ſein Dankgefühl, als er Babet ſchon durch einen einzigen, muthigen Fremdling gerettet fand.

Der Zug ging nach dem nächſten Bauerhauſe, von wo der Pachter einen ſeiner Knechte zurückſandte, um einen Wagen zu holen. Während dieſer erwartet wurde, und der Vater nur Augen für ſeine Tochter, nur Ohren für ihre Erzählung hatte, ſchlich Leopold mit ſeinem Hunde davon. Er meinte, wenn er länger bliebe, möchte es ſcheinen, als erwarte er eine Belohnung, und er ſetzte ſeinen Weg ſo eilig fort, als ob er ein böſes Gewiſſen hätte. Der leere Wagen begegnete ihm kurz vor dem Dorfe.

Er trug dem Knechte noch einen Gruß an Vater und Tochter auf, und verdoppelte ſeine Schritte.

Schon lag die erſehnte Vaterſtadt vor ihm, er konnte ſchon die Thurmuhr ſchlagen hören, als noch ein kleines Abenteuer ihn aufhielt. An einer Stelle, wo mehrere große Straßen zuſammen liefen, hatte eine arme alte Wittwe ſich ein Plätzchen erſehen, wo ſie, unter dem Schirmdach einer Ziegenhaut, den ganzen Tag mit ihrem Spinnrade ſaß, und von den Vorübergehenden Allmoſen bettelte. Schon ſeit vielen Jahren war ſie im Beſitz dieſes Plätzchens, wo Leopold als Knabe ſie oft geſehen und ihr manchen Pfennig gegeben hatte. Darum freute er ſich herzlich, als er ſie ſchon von ferne noch auf der alten Stelle erblickte. Sie war die erſte Bekannte, die er wieder ſah; er hätte ſie umarmen mögen. Um ſo ſchneller war ſeine Theilnahme, da er gewahr wurde, daß ein vierſchrötiger Bauer vor ihr ſtand, heftig mit ihr zankte, und ſogar mit dem Stocke drohte; die Alte hin-

gegen ihre dürren Hände faltete, und Gott zum Zeugen ihrer Unſchuld anzurufen ſchien.

Leopold eilte herbei, und kam gerade in dem Augenblicke nahe genug, als der Bauer die Bettlerinn bei den Haaren ergriff, und ſeinen Stock wirklich aufhub, um ſie zu ſchlagen. Sogleich packte er ihn bei der Schulter, riß den Erſtaunten zurück, und fragte: „Wie mögt Ihr an einer wehrloſen alten Frau Euch vergreifen?“

„Herr! was geht es ihn an?“ ſagte der Bauer, „das Weib iſt eine Hexe, ſie hat mein armes Kind behext, das ſeit vier Monaten weder leben noch ſterben kann.“ Und mit dieſen Worten wollte er abermals über die Bettlerinn herfallen.

Leopold begriff wol, daß hier mit Vernunftgründen nichts auszurichten ſey. Er wußte kein anderes Mittel, dem Wüthenden ſein Schlachtopfer zu entreißen, als indem er ſeinen Knotenſtock einigemal ſehr unſanft auf deſſen Schultern fallen ließ. Raſch wandte ſich der rüſtige Kerl, um den ungebetenen Mittelsmann

weidlich abzuwalken. Aber Hunger zeigte ihm die Zähne ſo ernſthaft, daß er einige Schritte zurückprallte, und nach einer Fluth von Scheltworten rief: „Wer iſt der Herr? Wie unterſteht er ſich, einen ehrlichen Mann zu ſchlagen, der ſeine Abgaben quartaliter richtig bezahlt? Das ſoll er mir entgelten! Ich werde ihn verklagen! Wie heißt der Herr? Wo finde ich ihn?“

Leopold ſagte unbedenklich ſeinen Namen, und daß er im goldenen Hirſch einkehren werde; wenn der Bauer ihn verklagen wolle, ſo möge er nur gleich mit ihm kommen. Das fand jener doch nicht gerathen, ſchwur aber, er wolle ihm einen Advokaten über den Hals ſchicken, und ging fluchend ſeiner Wege. Leopold blieb noch eine Weile ſtehen, der Alten zum Schutz, bis er den Kerl aus dem Geſichte verlor. Dann ging auch er, von den Segenswünſchen der Bettlerinn begleitet.

Im goldenen Hirſch, wo er ſich bloß umkleiden und dann zu ſeinem Verwandten eilen wollte, erfuhr er leider ſchon, daß dieſer vor

wenigen Tagen geſtorben ſey, und des Jünglings Hoffnungen mit ins Grab genommen habe. Das war ein harter Schlag, der ihn lange betäubte. Was ſollte er nun anfangen? Wie ohne alle Protektion einen Weg ſich bahnen? — Zwar hatte er immer gehört, der Miniſter ſey ein rechtſchaffener Mann, der aufkeimende Talente gern hervorziehe, aber wie ſollte er ihm bekannt werden?

Im Vertrauen auf ſeine erworbenen Kenntniſſe wagte er es doch, im Pallaſte des Miniſters ſich zu melden, und um eine Audienz zu bitten; auch fand er anfangs keine Schwierigkeiten. Der Schweizer ſagte ihm: Se. Excellenz ſpräche mit Jedermann, er ſolle nur hinaufgehen in den großen Saal, und warten, bis Se. Excellenz nach Hofe führe. Aber als Leopold die Treppe hinan ſtieg, begegnete ihn zum Unglück der Kammerdiener des jungen Barons, erkannte ihn augenblicklich, ſchob ihn wieder hinunter, und ſagte dem Schweizer einige Worte ins Ohr, worauf dieſer ihm trotzig die Thür wies, und

ihm den Rath gab, ſich nie wieder blicken zu laſſen, wenn er nicht noch härter wolle empfangen werden.

„Da möchte doch wol meine alte Tante einmal Recht behalten;“ ſagte Leopold, ſchwermüthig heimgehend: „hätte ich das Bubenſtück ruhig vollführen laſſen, ſo ſpräche ich nun mit dem Miniſter.“

Noch Manches verſuchte er, um Broterwerb zu finden; an manche Thüren klopfte er, doch immer vergebens. Die alten Freunde ſeines Vaters waren alle geſtorben, er kannte Niemand, und Niemaud wollte ihn kennen. Faſt verzweifelnd trieb er in der großen Stadt ſich herum. Sein letzter Louisd'or war längſt aufgezehrt. Er gedachte wol bisweilen des Pachters und der ſchönen Babet, meinte auch zuverſichtlich, daß ſie ihm helfen würden, wenn er ſeine Noth ihnen zu wiſſen thäte; allein er konnte es nicht über ſich gewinnen, was er gethan, gleichſam ſich bezahlen zu laſſen. Indeſſen ſtieg ſein Mangel immer höher; man wollte ihn an der Wirthstafel

zum goldenen Hirſch nicht mehr ſpeiſen laſſen, und eines Abends, als er auf ſeine Dachkammer kletterte, rief der Wirth ihm nach, er ſolle ſich nur fertig machen, am andern Morgen auszuziehen. Da durchwachte er eine trübe Nacht ſammt ſeinem Hunger, der jetzt den Namen mit der That führte.

Als der Morgen anbrach, ſchnürte er ſeinen Bündel, unwiſſend, wo er am nächſten Mittag ein Stück Brot, am nächſten Abend ein Obdach finden werde. Horch, da klopfte es leiſe an ſeine Thür. Ein Jude trat ſchüchtern herein.

„Nehmen Sie's nicht vor übel.“

„Was will er, mein Freund? Ich kann weder kaufen noch verkaufen.“

„Lieber Herr, Sie kennen mich wol nicht mehr, aber ich kenne Sie noch recht gut. Sie haben ſich meiner vor drei Jahren auf dem Poſtwagen ſo großmüthig angenommen, das werde ich Ihnen nie vergeſſen. Jetzt ſind Sie in Noth — Du lieber Gott! jeder Menſch kann

ohne ſein Verſchulden in Noth gerathen. Ich habe es geſtern Abend mit angehört, als der Wirth Ihnen die Thür wies. Das ſoll Ihnen nicht widerfahren, ſo lange Nathan noch einen Groſchen hat. Da bringe ich ein Beutelchen — viel iſt nicht darin — ich ſchenke es Ihnen auch nicht, denn ich habe nichts zu verſchenken; aber ich leihe es Ihnen ohne Zinſen. Einem ſo wackern jungen Herrn kann es nicht immer fehlen, und Sie werden mich ſchon bezahlen.“

Leopolds Erſtaunen ging bald in eine ſüße Rührung über. Er umarmte den ehrlichen Juden, wollte aber ſein Geld nicht nehmen, weil er nicht die mindeſte Ausſicht habe, es ihm zu erſtatten. Doch mit den Worten: „der liebe Gott wird ſchon helfen!“ warf Nathan ſeinen Beutel auf den Tiſch, und eilte davon. „Wohlan!“ dachte Leopold, „auf dieſem Gelde ruht Segen. Gott wird ſchon helfen, ſagte der Jude; ſoll der Chriſt von ihm ſich beſchämen laſſen?“ — Er entwarf jetzt eine

Bittſchrift an den Miniſter, und nahm ſich vor, ihm dieſe an der Treppe des fürſtlichen Schloſſes zu überreichen, da er doch in deſſen eigenem Pallaſte nicht bis zu ihm dringen konnte. Drei Tage hinter einander ging er vergebens. Zwar hatte er den Miniſter einmal geſehen, aber ſein Wagen war von Bittenden umringt, und ihn, den Schüchternen, der ſich nicht vordrängen konnte, hatten die Schildwachen zurückgeſtoßen. Indeſſen ließ er ſich nicht abſchrecken, und wollte eben am vierten Tage ſein Dachſtübchen verlaſſen, um einen neuen Verſuch zu wagen, als Jemand langſam zu ihm heraufkeuchte. Es war die alte Bettlerinn.

„Was wollt Ihr, gute Mutter?" fragte Leopold ein wenig ungedultig, nachdem er ſie herein geführt und niederſitzen laſſen. „Macht es kurz, ich habe keine Zeit."

„Ach, junger Herr! Gott ſey Dank, daß ich ihn gefunden! Ich habe wol ſchon ſeit vielen Jahren mein Gedächtniß verloren, aber das

war mir doch nicht entfallen, daß ich im goldenen Hirſch ihn ſuchen müßte.“

„Nun, was wollt ihr denn!“

„Höre er mich nur an, ich meine es gut. Täglich habe ich für ihn gebetet, weil er mir armen alten Frau ſo chriſtlich beigeſtanden. Bisweilen habe ich auch wol gedacht: wenn mir doch der Himmel vor meinem Ende noch die Freude beſcherte, den braven jungen Herrn noch einmal zu ſehen, und ihm zu danken. Denn ſieht er, wenn man zwanzig Jahr und drüber ſo an der Landſtraße unter vielen tauſend Menſchen, und doch ganz allein ſitzt, ach! da thut es einem wohl, wenn endlich jemand Theil an der Verlaſſenen nimmt.“

„Weiter! weiter!“

„Nun, da ſaß ich geſtern, es war ſchon gegen Abend, da kam ein Kurier aus der Stadt gefahren, und als die Pferde an mir vorbei ſauſeten, da fiel eine lederne Taſche von ſeinem Wagen. Ich rief ihm nach, aber du lieber Gott! der war ſchon weit, und meine

Stimme iſt ſchwach. Ich hob die Taſche auf, und fand ſie verſchloſſen, und ſah, daß das fürſtliche Wappen darauf ſtand. Hm! dachte ich, es mag wol allerlei Wichtiges darinn enthalten ſeyn, und es wäre wol ein Trinkgeld damit zu verdienen. Wie ſoll ich ſie aber an den rechten Mann bringen? Unſereins kennt Niemand, und wird auch nirgends vorgelaſſen. Da gab mir Gott plötzlich in den Sinn: Geh in den goldenen Hirſch, ſuche deinen Wohlthäter, gib ihm die Taſche, er wird ſchon wiſſen, was damit zu thun iſt. Freilich — fuhr ſie fort, indem ſie die Taſche unter ihrer Schürze hervorzog — freilich iſt der Weg mir ſauer geworden, aber nun bin ich da, und nicht wahr, er nimmt vorlieb mit meinem guten Willen?“

Wie ein Blitz fuhr der Gedanke dem Jüngling durch den Kopf: ein Zufall, der mir günſtig werden kann! Wer hätte es gedacht! Vielleicht iſt dieſe alte Bettlerinn beſtimmt, mich bei dem Miniſter einzuführen. Er dankte der

Alten, verſprach, ſie nächſtens zu beſuchen, und ihr zu berichten, was mit der Taſche vorgefallen. Fröhlich trippelte ſie fort. Er knöpfte den Fund unter ſeine Weſte, ſteckte ſeine Bittſchrift zum vierten Male in die Taſche, und begab ſich zum vierten Male auf den Schloßplatz.

Ehe er noch die Pforte erreichte, wo der Wagen des Miniſters zu halten pflegte, ſah er viele Menſchen zuſammen laufen, und einen Polizeibeamten umringen, trat mit hinzu, und hörte mit Herzklopfen laut unter Trommelſchlag vorleſen: Einem geſtern Abend mit wichtigen Depeſchen abgefertigten Kuriere ſey die Taſche verloren gegangen; wer ſie finden, und in den Pallaſt des Herrn Miniſters von Stolzenack abliefern werde, habe ſich einer anſehnlichen Belohnung zu erfreuen.

Sogleich drängte ſich Leopold zu dem Polizeibeamten, und bat, ihn zu dem Miniſter zu führen, weil die Taſche in ſeiner Verwahrung ſey. Auf der Stelle führte der Be-

amte ihn in das fürſtliche Schloß, ließ dem Miniſter den Vorfall melden, und dieſer kam haſtig heraus in den Saal. Auf ſeinem Geſichte war deutlich zu leſen, wie viel ihm daran gelegen, die Depeſchen unverſehrt wieder zu erhalten. Leopold überreichte ihm die Taſche. Mit ſichtbarem Vergnügen bemerkte der Miniſter, daß ſie noch verſchloſſen ſey, und erklärte dem Ueberbringer, daß Se. Durchlaucht befohlen habe, ihm zwanzig Louisd'or auszuzahlen.

„Ach, Ew. Excellenz!" ſagte Leopold, „dieſe zwanzig Louisd'or gehören nicht mir, ſondern einer armen alten Bettlerinn, welche die Taſche gefunden. Doch erlauben Sie einem verwaiſeten Jüngling, der ſich Kenntniſſe erworben, um ſeinem Vaterlande zu dienen, daß er den Zufall benutze, um in dieſer Bittſchrift Ihnen ſeine Noth und ſeine Wünſche vorzutragen."

Der Miniſter las, unterhielt ſich mit ihm, fand Gefallen an ſeiner edlen Freimüthigkeit,

erinnerte ſich ſeines Vaters, als eines wackern Mannes, und beſtellte ihn auf den Nachmittag in ſeinen Pallaſt.

Diesmal wagte kein Schweizer ihn abzuweiſen. Er hatte eine Unterredung von einer halben Stunde mit dem ehrwürdigen Miniſter, und verließ ihn als Sekretär eines Departements, in welchem gerade eine Stelle erledigt war.

Leopold ſchwebte zum Thore hinaus, denn ſeine Füße berührten kaum den Boden. Der Miniſter hatte ihm das Geld für die Finderinn der Taſche eingehändigt; das wollte er ihr bringen, und mehr als das, die Botſchaft von ſeinem Glücke. „Wie wirſt du dich wundern, du ehrliches Gemüth," ſagte er zu ſich ſelber, als er von ferne die Alte hinter ihrem Spinnrade erblickte, „wie wirſt du dich wundern, wenn plötzlich das Ziegenfell über deinem grauen Haupte in ein goldenes Widderfell verwandelt, und ein fürſtlicher Sekretär vor dir ſteht, den du geſchaffen haſt."

Allerdings konnte die gute Alte ſich lange nicht überzeugen, daß man ihrer nicht ſpotte. Die Goldſtücke lagen ſchon in ihrer Schürze, aber ſie glaubte es nur ſo lange, als ſie die Augen darauf heftete. So oft ſie den Ueberbringer wieder anſah, ſchüttelte ſie lächelnd den Kopf, und ſagte: „Es iſt doch nicht wahr.“ Leopold mußte ihr alles lang und breit erzählen; ſie nickte bei jeder neuen Periode, und in ihrer Seele ging eine helle Sonne auf. Aber — ſo ſtark iſt die Macht der Gewohnheit — in demſelben Augenblicke, in welchem ein nie geträumter Reichthum ihren Schoß füllte, bat ſie einen Vorübergehenden um einen Pfennig. Leopold ſtand vor ihr, mit dem Rücken gegen die Straße gekehrt, als ſie zu ſeiner Verwunderung, durch dieſe Bitte ſeine Erzählung unterbrach.

Der Mann, den ſie angeſprochen, hatte ſich genähert, um ihr ein Allmoſen zu reichen, ließ aber plötzlich das Geld fallen, drückte Leopold in ſeine Arme, und rief: „Find' ich

Sie endlich! Mein Gott! wie habe ich Sie überall geſucht!" Es war der ehrliche Pachter.

„Sie ſollten ſich ſchämen," hub er wieder an, nachdem der erſte Ausbruch der Freude ihn zu Worten kommen ließ: „Einem dankbaren Menſchen eine Wohlthat erzeigen, und dann ſogleich davon laufen, das iſt hart! das drückt einem das Herz ab! Faſt täglich hat meine Tochter mich in die Stadt gejagt, und hätte ſie es nicht gethan, ſo wäre ich ſelber gegangen, um Sie aufzuſuchen, um Ihnen zu vergelten, wenn ich könnte. Auf dem Markte habe ich Stunden lang geſtanden, und mich vergebens nach Ihnen umgeſehen. Allen Bäckern, denen ich Getreide verkaufe, habe ich Sie beſchrieben vom Kopf bis zum Fuße, aber keiner wollte ſie kennen. Und wenn ich nun Abends unverrichteter Sache heim kehrte, und meine Babet mir mit fragenden Blicken entgegen kam, und ich immer wieder den Kopf ſchütteln mußte — ach Herr! das war hart! — Ja, wahrlich! Sie haben meinem Kinde ſchon viele Thränen aus-

gepreſſt, und obendrein iſt ſie krank ſeit der verfluchten Geſchichte. O ich bin auch bei dem Miniſter geweſen, der hat den ſaubern jungen Herrn, ſamt ſeinen Helfershelfern, ins Loch geſteckt; aber was kann mir das helfen? Meine arme Babet kränkelt, und wer weiß, ob ich ſie in meinem Leben wieder blühen ſehe! Geſchwind komme der Herr mit mir! Das wird eine Freude ſeyn!"

Ohne Leopolds Antwort abzuwarten, hatte er ihn bereits ein Stück Weges mit fortgezogen. Der Jüngling widerſtrebte nicht. Er bedurfte jetzt keiner Unterſtützung mehr, und ſo hinderte ihn ſein Zartgefühl nicht länger, denen unter die Augen zu treten, die ſich für ſeine Schuldner hielten. Jenes unbekannte Gefühl, das ihn zum erſten Male ergriff, als Babet, von der Morgenröthe geſchminkt, an ſeinen Arm ſich ſchmiegte, beſchlich auch jetzt wieder ſein Herz, das immer höher klopfte, je näher ſie dem Dorfe, je näher ſie der Pachterwohnung kamen.

Babet ſaß unter der Linde wie ein Geiſt; aber als ſie von ungefähr die Augen aufhub, und den Vater — früher noch den Fremdling — erblickte, da ſprang ſie auf mit einem lauten Schrei froher Ueberraſchung, ſchwankte den Kommenden entgegen, wollte ihrem Vater um den Hals fallen, und ſank in Leopolds Arme.

„Na, da bring' ich ihn dir,“ ſagte der Alte, und rieb ſich vergnügt die Hände. Mit Roſenglut übergoſſen, entwand ſich Babet den Armen des Jünglings, und kehrte ſich in holder Verwirrung zu ihrem Vater. „Ich glaube, du ſchämſt dich?“ rief der Alte, weil du ſo mir nichts, dir nichts, dem jungen Herrn in die Arme gelaufen biſt? Nun freilich, das würde ich auch nicht ſo mit angeſehen haben, wenn es ein Anderer wäre; aber deinen Erretter — meinen Wohlthäter — da brauchſt du dich nicht zu ſchämen.“

Es war ein wonnereicher Abend, den Leopold unter der blühenden Linde verlebte; denn

hier entfalteten ſich auch die Blüten der erſten Liebe. Er mußte verſprechen, wenigſtens zweimal wöchentlich wieder zu kommen, und es währte nicht lange, ſo kam er alle Tage. Der Pachter meinte endlich, Leopold könne doch wol in ſeinen Berufsarbeiten etwas verſäumen, wenn er täglich durch den weiten Spaziergang ſo viel Zeit verlöre; ſo wollte er ihm denn lieber das Mädchen in die Stadt geben, und künftig dort ſeinen Eidam beſuchen. Schon mancher vornehme Städter hatte um des reichen Pachters einzige Tochter gefreit; dem wackern Leopold wurde ſie zu Theil, denn er hatte ſie erworben durch eine edle That.

Der Hochzeitstag erſchien. Der Bräutigam bat um Erlaubniß, auch einen Gaſt mitbringen zu dürfen; das wurde ihm freundlich zugeſtanden. Zwar runzelte der Alte die Stirne, als er vernahm, dieſer Gaſt ſey ein Jude; aber ſchnell verſchwanden die Falten von der Stirn des braven Mannes, da Leopold ihm erzählte, wie edel dieſer Jude ihn zu ſeinem

Schuldner gemacht, und nun empfing er den ehrlichen Iſraeliten mit einem eben ſo herzlichen Händedruck, als ſeinen Herrn Pfarrer.

Am andern Morgen übergab die ſchöne junge Frau ihrem glücklichen Gatten ein Papier: „Es iſt meine Mitgabe, ſagte ſie ſchalkhaft lächelnd. Er entfaltete es, und ſiehe, es war ein Kontrakt, der ihn wieder in den Beſitz ſeines väterlichen Hauſes ſetzte. Oft hatte ihn der Pachter mit wehmüthigen Erinnerungen von dieſem Hauſe am Paradeplatze ſprechen hören; da war er heimlich hingegangen, und hatte es für ſeinen Eidam gekauft.

Hier wohnte nun das junge Paar im ſüßeſten Lebensgenuß ſtiller häuslicher Freuden, die blos dann und wann durch den Druck der Zeiten geſtört wurden; denn es hatte ſich die Kriegsflamme auch über dieſe Gegenden verbreitet. Doch die Liebe macht jede Entbehrung leicht, und Leopold ſchwebte auf dem Gipfel ſeines Glücks, als Babet ihn zum erſten Male mit einem Sohne beſchenkte.

Sie hatte viel gelitten, ihr Leben hatte in Gefahr geſchwebt, und noch mußte ſie das Bett hüten; da wurde in der Nähe der Reſidenz eine Schlacht geliefert, deren Folge war, daß der ſiegende Feind plötzlich die Stadt überſchwemmte, und zügellos hauſete. Umſonſt verſchloſſen die erſchrockenen Einwohner ihre Thüren, überall wurde eingebrochen und geplündert — aus allen Häuſern ſchallten Töne der Verzweiflung!

Man denke ſich die Angſt des liebenden Gatten! Gern hätte er alle ſeine Habe den Beutegierigen entgegen getragen, wenn er dadurch nur Schonung für das Krankenzimmer ſeiner Frau hätte erkaufen können. Wirklich raffte er in der Eile alles Geld, alles Silberzeug zuſammen, und ſtürzte, ſo beladen, die Treppe hinab, um es den Einbrechenden bittend zu überliefern. Da fand er, zu ſeinem größten Erſtaunen, vor ſeiner offenen Hausthür eine feindliche Schildwache, die ſo eben ei-

nen heranſtrömenden Haufen trotzig abwies, mit der Erklärung, ſie ſtehe hier als Sauvegarde.

Freudig erſtaunt ſchlich Leopold zu ſeiner bebenden Frau, theilte ihr die frohe Entdeckung mit, beruhigte ſie, trat ans Fenſter, und war mehrere Stunden lang Zeuge, wie die Palläſte rings umher geplündert wurden, und ſein kleines Haus doch ſtets verſchont blieb; wie der Soldat, gegen manchen Verſuch hinein zu dringen, muthig kämpfte, ja ſogar einmal erklärte: dem erſten, der dieſes Haus nicht reſpektire, werde er ſein Bajonnet durch den Leib rennen.

Mit Thränen dankte Leopold dem Himmel; aber unbegreiflich war es ihm, warum gerade nur er, ein unbedeutender Privatmann, das ſchreckliche Loos ſeiner Mitbürger nicht theilte? Er mußte einen Irrthum vermuthen. Sobald es etwas ruhiger wurde, holte er einige Flaſchen von ſeinem beſten Wein, ging hinunter zu dem Soldaten, ſchenkte ihm ein, und bat ihn, in franzöſiſcher Sprache, ihm das Wunder zu erklären.

„So trinke ich denn wieder ein Glas Wein auf dieſer Stelle!“ antwortete der Soldat auf deutſch, und eine Thräne fiel ihm in den Becher. „Wundern Sie ſich nicht, mein Herr! das Haus, in dem Sie mehr als einmal meinen blutigen Rücken gewaſchen, würde ich mit meinem Leben vertheidigt haben.“

Jetzt erkannte Leopold den Rekruten, und fiel ihm gerührt um den Hals. Er hatte die unmenſchliche Behandlung, die vormals unter den deutſchen Truppen ſo gewöhnlich war, nicht länger erdulden können, war deſertirt, hatte fremde Dienſte genommen, und — was ſeine Narben bewieſen — ſich brav gehalten. Jetzt, als er nach der Schlacht zum erſten Male wieder die Reſidenz ſeines ehemaligen Fürſten betrat, widerſtand er jeder lockenden Beute, eilte haſtig vor das Haus ſeines Wohlthäters, ſchützte deſſen Vermögen, und erhielt ihm vielleicht das koſtbarſte, was er auf der Welt hatte — das Leben ſeiner Gattinn!

„O!“ ſagte Leopold noch oft in ſpäten Jahren zu ſeinen Kindern, wenn ſie mit dem alten ſteif gewordenen Hunger ſpielten: „Geht an keinem leidenden Geſchöpfe kalt vorüber! und wo ihr nicht helfen könnt, da tröſtet wenigſtens! denn wahrlich! es iſt keines ſo gering, daß es nicht unverhofft euch überreich vergelten könnte!“

Was geht es mich an?

Der kleine Theodor war ein guter Knabe, nur etwas träge, und was ihn nicht nahe anging, damit gab er ſich ungern ab. „Was geht es mich an?“ pflegte er immer zu ſagen, beſonders wenn es darauf ankam, irgend einem Fremden einen kleinen Dienſt zu erweiſen: „ich werde doch den Mann in meinem Leben nicht wiederſehen oder etwas mit ihm zu ſchaffen haben.“

Sein Vater, ein vernünftiger Mann, ein Fabrikant in Breslau, verwies ihm öfter dieſe Trägheit, dieſen Mangel an Theilnahme für alles Fremde. „Unſere Welt iſt ſo klein,“ ſtellte er ihm vor, „daß wir eigentlich Alle Nachbarskinder ſind, und gar nicht wiſſen kön-

nen, wo wir noch einmal mit einander in Berührung kommen werden.“

Der Knabe ſchüttelte ungläubig den Kopf.

„Du glaubſt mir nicht? — Komm her, ich will dir ein paar Geſchichtchen erzählen, die zwar nicht mir ſelber, doch hieſigen, dir wohlbekannten, Einwohnern widerfahren ſind.“

Flugs holte ſich Theodor einen Schemel, ſetzte ſich zu des Vaters Füßen, und ſchaute ihm erwartend ins Geſicht, denn er war ein großer Liebhaber von Geſchichtchen.

„Du kennſt den Kriegsrath Weſt?“ hub der Alte an.

„Der immer ſo traurig herumſchleicht?“

„Derſelbe. Und weißt du auch, warum er ſo melancholiſch iſt?“

„O ja, er hatte eine liebe Frau, die vergiftet wurde.“

„Ganz recht, aber wie ging das zu? — Der Kriegsrath kam an einem rauhen Wintertage von einer Geſchäftsreiſe zurück. Einige

Meilen von hier findet er auf der Landſtraße einen zerbrochenen Wagen, drei Herren und eine Dame waren ausgeſtiegen und froren gewaltig. Der Kutſcher und ein Bedienter flickten an dem Wagen, um wenigſtens Breslau damit zu erreichen. Es wurde ſchon dunkel. Der Kriegsrath hätte wol die Dame und einen der Herren mit in ſeine Kaleſche nehmen können, es flog ihm auch der Gedanke durch den Kopf; allein er war eilig, er hatte ſeine Frau unpäßlich hinterlaſſen; die Wege waren ſchlecht; wenn er noch zwei Perſonen auflud, ſo kam er vielleicht eine halbe Stunde ſpäter nach Hauſe. Er fuhr alſo ſtill vorbei, und dachte: was geht es mich an? Die Reiſenden waren auch zu delikat, ihn darum anzuſprechen; doch baten ſie ihn, da er einige Stunden früher als ſie nach Breslau kommen werde, in ein Wirthshaus zu ſchicken, welches ſie ihm benannten, und warme Zimmer zu beſtellen, damit ſie ſich trocknen und auswärmen könnten. Das verſprach er, und fuhr weiter."

„Als er nach Hauſe kam, fand er ſeine Frau noch immer krank, obſchon nicht gefährlich. Er ſetzte ſich, in einen warmen Schlafrock gehüllt, mit Wohlbehagen zum Eſſen, erinnerte ſich einen Augenblick der armen Reiſenden auf der Landſtraße, die vermuthlich gegen Mitternacht erſt ankommen würden; da er aber ſeinen Bedienten, der ihn beim Eſſen aufwartete, nicht gern entbehren mochte, ſo dachte er: was geht es mich an? und ſchickte nicht ins Wirthshaus.“

„Seine gute Frau, vielleicht durch die Freude über ſeine Wiederkunft angegriffen, ſpürte in der Nacht ſo heftige Wallungen, daß ſie gegen Morgen mit der Bitte ihn weckte, ein niederſchlagendes Pulver aus der nahen Apotheke holen zu laſſen. Es geſchah. Sie miſchte die Hälfte davon ins Waſſer, trank es aus, bekam plötzlich die heftigſten, ſchmerzhafteſten Zufälle, und ſtarb wenige Stunden nachher.“

„Sie hatte Gift genommen. Der ſchlaftrunkene Apothekerburſche hatte ſich vergriffen.

Seine Entſchuldigung war: er ſey gegen Morgen haſtig geweckt worden; ein Kellner aus dem Wirthshauſe, und ein fremder Bedienter ſeyen hereingeſtürzt, um Hülfe für eine Geſellſchaft von Reiſenden zu holen, die in den letzten Zügen gelegen. In dieſer Verwirrung — da der Kellner immerfort ihm zugeſchrien, der Bediente laut geheült habe — ſey die Magd des Kriegsraths hineingetreten, und habe eben ſo haſtig ein niederſchlagendes Pulver verlangt. Da habe er die Büchſe mit Arſenik ergriffen, die er ſonſt recht wol kenne, aber Gott möge ihm gnädig ſeyn, er habe nicht gewußt, was er gethan.“

„Und die Reiſenden?“

„Die waren gegen Mitternacht angelangt, hatten kalte Zimmer gefunden; die ſchnell geheizten Ofen wollten nicht Wärme genug geben; darum lieſſen ſie, ehe ſie ſich ſchlafen legten, noch ein groſzes Becken mit glühenden Kohlen hereinbringen, ſchliefen ein, und wären ſämmtlich im Kohlendunſt erſtickt, hätte nicht der Bediente früh um drei Uhr ſie wecken wollen.

Er fand ſie ſchon ihrer Sinne beraubt. Ihnen wurde noch zu rechter Zeit geholfen, aber die ſchöne, junge Frau war und blieb todt. — Siehſt du nun, mein Sohn, hätte der Kriegsrath ins Wirthshaus geſchickt, ſo wären die Zimmer geheizt, die Reiſenden nicht krank, der Apothekerburſche nicht verwirrt geworden, und die Kriegsräthinn lebte noch.“

„Du kennſt den alten Haberkampf? Er war ein wohlhabender Mann, jetzt iſt er blutarm. Vor mehrern Jahren ſtand ein Artikel in der Zeitung: ein gewiſſer Herrmann Lißberg ſey vor geraumer Zeit in die Fremde gegangen, und habe nichts wieder von ſich hören laſſen. Da nun ſeiner Schweſter in Holland außerordentlich viel daran gelegen ſey, zu erfahren, ob der Bruder todt oder lebendig, ſo bitte ſie jeden Menſchenfreund, der etwa von deſſen Aufenthalt, Leben oder Tod unterrichtet ſeyn möchte, ihr ſolches zu melden; alle Koſten werde man gern erſtatten.“

„Nun hat der alte Haberkampf einen

Vetter, der auf der Küſte von Coromandel anſäſſig iſt, der hatte kürzlich unter andern geſchrieben: er habe einen Deutſchen, Namens Lißberg kennen lernen, der ſich viele Mühe gebe, etwas vor ſich zu bringen, dem aber nichts gelingen wolle. Unſer Haberkampf war alſo im Stande, die verlangte Nachricht zu ertheilen; er wollte es auch thun, verſchob es aber von einem Poſttag zum andern, dachte endlich: was geht es mich an? und vergaß die ganze Sache.“

„Indeſſen kam Lißberg nach vielen Jahren zurück, und fand ſeine Schweſter im Beſitz ſeines Erbes, denn ſie hatte ihn für todt gehalten, einen wackern Kaufmann geheirathet, der mit eben dieſem Gelde ſich ſchon ziemlich emporgeſchwungen, und weil er fleißig und ordentlich war, einen zehnfachen Kredit dadurch erworben hatte. Jetzt, da er plötzlich die baaren Summen wieder herausgeben mußte, weil der harte Bruder ihm keine Friſt verſtattete, ſah er ſich genöthigt, ſeine Zahlungen einzuſtellen. Da-

durch fallirte ein Haus in Bremen, mit dem er großen Verkehr getrieben. Durch das Haus in Bremen, fallirte ein anderes in Hamburg, und endlich durch das hamburgiſche eines hier in Breslau, dem Haberkampf ſein ganzes Vermögen anvertraut hatte. — Siehſt du nun, mein Sohn? Hätte er zu rechter Zeit den Brief nach Holland geſchrieben, ſo wäre Lißbergs Schwager nicht getäuſcht worden, hätte mit dem Gelde ſeiner Frau nicht ſpekulirt, das Bremer Haus mußte nicht falliren, das Hamburger auch nicht, das hieſige ſtünde noch und Haberkampf hätte ſein Geld noch."

„Du haſt den ſeligen Bolz gekannt? Er ſtarb vor Kummer. Sein Sohn lebt noch, und geht herum wie ein Schatten."

„Wie ging das zu?"

„Es wurde einmal ein Feſt in unſerm großen Klubb gefeiert, die Gäſte waren alle fröhlich, und fröhliche Herzen ſind zum Wohlthun geneigt. Das wußten ein paar ehrliche Holländer aus einem Städtchen, welches durch Ueber-

ſchwemmung gänzlich zerſtört worden war. Sie hatten von ihren Mitbürgern den Auftrag erhalten, in Deutſchland milde Gaben zu ſammeln. Sie traten beſcheiden in den fröhlichen Kreis, und trugen ihre Bitte rührend vor; auch würden ſie gewiß eine anſehnliche Beiſteuer empfangen haben, wäre nicht Bolz aufgetreten, an die Armen unſerer Stadt erinnernd, und den Satz: was gehen uns die Fremden an? mit großer Beredſamkeit vertheidigend. Die armen Holländer zuckten die Achſeln und entfernten ſich ſeufzend. Es war ihnen an mehrern Orten nicht beſſer ergangen, denn leider dient jener Satz überall, um den Mangel an Barmherzigkeit zu beſchönigen. Sie kamen folglich mit einer ſehr geringen Summe nach Hauſe, wo Hunderte von Nothleidenden ihrer ſchon lange mit Sehnſucht harrten. Mancher bekam ein Weniges, Viele bekamen nichts.“

„Das letztere Schickſal traf auch einen Müller, der, weil er ſeine Kinder nicht länger konnte hungern ſehen, ſich ins Waſſer ſtürzte. Einige

Meilen von da wohnte ein Mann, der eine hübſche Tochter hatte, auch einiges Vermögen beſaß; allein ſo wie die Reize der Tochter zunahmen, ſo nahm des Vaters Vermögen ab, denn ſie war ein verzogenes Kind, das launenhafteſte Geſchöpf auf Gottes Erdboden; ſie regierte den ſchwachen Vater unumſchränkt, und verſchwendete, was er mühſam erworben."

„Eines Tages geht ſie am Fluſſe ſpazieren; da hatte eben der Strom den Leichnam des Müllers ausgeworfen, er lag da mit offenen, ſtarren Augen, ein gräßlicher Anblick, der ihr ſo plötzlich vor das Geſicht kam, daß ſie, auf der Stelle von heftigen Krämpfen ergriffen, ohnmächtig nach Hauſe getragen wurde. Der Vater ſparte keine Koſten zu ihrer Wiederherſtellung; allein die Krämpfe kamen immer wieder, kein Arzt konnte helfen. Endlich rieth einer — was alle gewöhnlich anrathen, wenn ihre Kunſt erſchöpft iſt — eine Reiſe ins Bad. Ob nun gleich des Vaters Umſtände ſchon ſo mißlich waren, daß die Koſten einer ſolchen Reiſe zu erſchwingen ihm ſehr

ſauer wurde, ſo mußte ſie doch unternommen werden. Das Töchterlein ging nach Pyrmont, und befand ſich da ſehr wohl, denn der böſe Ruf von ihren Launen und von ihrer Kokette=rie war nicht bis dahin gedrungen."

„Der junge Bolz, der eben damals in Göttingen ſtudirte, und die Doktorwürde er=halten hatte, machte zu ſeinem Vergnügen ei=nen Ritt nach Pyrmont, lernte dort die ſchöne Holländerinn kennen, wurde von ihr angelockt, und verliebte ſich in ſie, ſchrieb an ſeinen Va=ter, er habe einen Engel gefunden, und erhielt zur Antwort, daß ihm ein Engel als Schwieger=tochter ſehr willkommen ſeyn werde. Nun heira=thete er ſie, und brachte ſie nach Breslau, wo ſie ihrer neuen Familie ein eben ſolcher Quäl=geiſt wurde, als ſie zuvor ihrem Vater gewe=ſen. Die alte, ordentliche Wirthſchaft ging zu Grunde, der Schwiegervater grämte ſich todt, und vermuthlich wird ſein Sohn ihm bald fol=gen. — Siehſt du, Theodor? hätte der alte Bolz nicht im Klubb geſagt: was geht es

uns an? ſo wären die Holländer reich beſchenkt aus Breslau gezogen. Dann hätte auch der arme Müller Unterſtützung gefunden, die Verzweiflung hätte ihn nicht ins Waſſer getrieben, das Waſſer ſeine Leiche nicht ans Ufer geworfen, das Mädchen ſie nicht erblickt, folglich auch keine Krämpfe bekommen, ſie wäre nicht nach Pyrmont gereiſet, der junge Bolz wäre ohne ſie heimgekehrt, hätte eine brave Landsmänninn geheirathet, ging nicht, wie ein Schatten herum, und ſein Vater lebte noch."

Dieſe drei Geſchichtchen machten Eindruck auf Theodor, der ſich ihrer oft erinnerte, und von Stund an gern half, wenn es ihn auch nichts anging.

Eines Tages wurde er von einem ſeiner Schulkameraden, deſſen Vater einen ſchönen Garten draußen vor dem Thore hatte, eingeladen, um Kirſchen in dieſem Garten zu eſſen. Er hatte ſich ſchon den ganzen Morgen darauf gefreut, und konnte kaum die Stunde erwar-

ten. Sie ſchlug endlich, und er trollte fröhlich zum Thor hinaus.

Der Weg führte ihn durch einen öffentlichen Spaziergang, wo viele Alleen ſich durchkreuzten und mit dichtem Gebüſch wechſelten. Hier gewahrte er einen jungen Mann mit blaſſem Antlitz, der ſehr ängſtlich etwas ſuchte. Neugierig blieb Theodor ſtehen, und ſah ihm eine Weile zu. Der Fremde ſeufzte tief, und rang die Hände. Da redete der Knabe ihn an: „Hat der Herr etwas verloren?“

„Mein Taſchenbuch,“ erwiederte jener, „es kann Niemanden nutzen, allein für mich iſt der Verluſt unerſetzlich.“

Theodor fragte, wo er es verloren? — Das konnte der Fremde nicht beſtimmt angeben, da er hier unbekannt war, und ſich ſchon mehrere Stunden lang in den Alleen und Gebüſchen herumgetrieben hatte. Theodor guckte rechts und links hinter einige Bäume und Sträucher; als er aber nicht gleich das Geſuchte fand, hingegen die Kirſchen, die ſeiner warteten, ihm

lebhaft vor Augen ſchwebten, ſo ging er ſeiner Wege, und dachte: was geht es mich an? — Doch kaum hatte dieſer Gedanke ſich auf die Lippen geſchlichen, als ſeines Vaters Geſchichtchen ihm einfielen. Wie am Draht gezogen ſtand er plötzlich ſtill. „Ich thue doch wol beſſer,“ ſagte er, „daß ich dem Fremden ſuchen helfe; die Kirſchen werden mir nicht davon laufen — und wenn auch — ich thue doch wol beſſer.“ — Flugs machte er die Runde durch ſämmtliche ihm wohlbekannte Gänge, und ſpähte mit Falkenblicken in jeden Winkel. Siehe, da lag das Taſchenbuch hinter einer Raſenbank, auf der vermuthlich der Fremde geſeſſen hatte. Mit Freudengeſchrei fiel er drüber her, hielt es hoch empor, rannte hin und her, und rief überlaut: „Fremder Herr! wo ſind Sie geblieben?“ — Der junge Mann ſaß unter einem Baum und weinte; als er aber von ferne den Knaben auf ſich zurennen ſah, und den verlornen Schatz in deſſen Hand erblickte, da ſtürzte er ihm entgegen, drückte ihn an ſein Herz, und

rief: „Ach! warum bin ich nicht reich, daß ich dir vergelten könnte!“

„Das thut nicht Noth,“ ſagte Theodor freundlich, „es iſt gern geſchehen.“ Und mit dieſen Worten wollte er ſich entfernen. Allein der Fremde rief ihn noch einmal zurück, zog eine kleine goldene Bruſtnadel, die ein paar verſchlungene Buchſtaben bildete, aus ſeinem Hemde, gab ſie dem Knaben, und ſagte: „Nehmen Sie das zum Andenken; es iſt wenig werth, aber tragen Sie es zur Erinnerung an einen Fremden, dem Sie den wichtigſten Dienſt geleiſtet.“

Theodor nahm die Nadel, dankte, und lief aus Leibeskräften nach dem Garten, wo ihm nun die Kirſchen noch einmal ſo ſüß ſchmeckten. Von dem Fremden vernahm er nichts weiter; allein die Nadel hielt er in Ehren, und trug ſie, wenn er ſich putzte.

Zwanzig Jahre verſtrichen. Theodor war ein wackerer junger Mann geworden, jedermann liebte ihn. Er verwaltete nun ſeines

alten Vaters Geſchäfte. Der Greis genoß der Ruhe. Sparſamkeit und Fleiß hatten ihm ein artiges Vermögen erworben; jetzt wollte er ſein Gewerbe dem Sohn ganz überlaſſen, darum ſeine Bücher abſchließen und die Summen einzie- hen, die man in einigen berühmten Handels- ſtädten ihm noch ſchuldig war. In dieſer Abſicht mußte Theodor eine Reiſe unternehmen. Er verweilte lange in Hamburg und Berlin, am längſten in Frankfurt am Main, wo er die Ge- ſchäfte etwas verwickelt fand.

Hier lernte er Julie Ellring kennen, die Tochter eines reichen Banquiers und eines der liebenswürdigſten Mädchen in ganz Frank- furt. Sie lebte in vertrauter Freundſchaft mit der Tochter des Hauſes, in dem er ſeine mei- ſten Geſchäfte trieb; folglich hatte er oft Gele- genheit, ſie zu ſehen, und fühlte bald, daß er für ſeine Ruhe ſie ſchon zu oft geſehen habe. Allein auch Julie erkannte, daß der offene, biederherzige Schleſier ſich von den gewöhnlichen Frankfurter Elegants ſehr vortheilhaft unter-

ſcheide. Mit dieſen konnte ſie wol tändeln, zu jenem faſſte ſie Vertrauen. Beide näherten ſich einander immer herzlicher, und nach einigen Monaten ſagte Theodor mit der Hand auf der Bruſt und niedergeſchlagenen Blicken: „Wenn ich Sie doch lieben dürfte!“

Sie hatte nichts dagegen, nur äußerte ſie mit einem verſtohlenen Seufzer, daß vermuthlich ihr Vater ſehr viel dagegen haben würde.

„Darf ich mit ihm reden?“ fragte Theodor.

Sie nickte, und verbarg ihre hold erröthende Wange.

Er bat einige Freunde, den alten Ellring auf ſeinen Beſuch vorzubereiten und ein gutes Zeugniß für ihn abzulegen. Das geſchah. Dennoch empfing der Alte ihn grämlich, und als er ſeine Worte ſchüchtern anbrachte, antwortete Ellring: „Ich habe zwar viel Gutes von Ihnen gehört, auch von Ihrem Vater, und hätte folglich gegen Ihre Perſon nichts einzuwenden; doch wenn Sie billig denken, ſo werden Sie mir

nicht zumuthen, daß ich meine einzige Tochter, den Troſt meines Alters, ſo weit von Frankfurt vermählen ſoll. Ich kann mich nicht von ihr trennen.“

Vergebens wollte Theodor verſprechen, ihn jährlich zu beſuchen, oder auch wol, nach ſeines Vaters Tode, ganz nach Frankfurt zu ziehen; der Alte blieb dabei: „Es geht nicht an; es thut mir leid, aber ich kann mich dazu nicht entſchließen.“

Da verſtummte der hoffnungsloſe Liebende, und ſchlug die Augen ſeufzend nieder. Plötzlich fragte Ellring haſtig: „Wo haben Sie die Bruſtnadel her?“

„Durch einen Zufall erhielt ich ſie in meiner Jugend.“

„Durch welchen Zufall? Ich bitte“ —

Theodor erzählte die Begebenheit. Da ſchloß zu ſeinem Erſtaunen Ellring ihn in ſeine Arme, und ſagte: „Sie ſollen meine Tochter haben! Ihnen muß ich ſie geben, denn

Ihnen verdanke ich mein ganzes Glück.“ Und nun erzählte er dem fröhlich Beſtürzten, wie er, als ein armer Handelsdiener, aus Preußen gekommen, und nichts beſeſſen, als einige vortheilhafte Zeugniſſe und Empfehlungsſchreiben, die ihm der ſterbende Bruder eines Frankfurter Kaufmanns mitgegeben, und die ſich folglich nicht erſetzen lieſſen; wie er einzig dieſen Zeugniſſen die Aufnahme in ein ſolides Haus verdankt; wie er nach und nach die Liebe ſeines Prinzipals gewonnen, endlich deſſen Schwiegerſohn und Erbe geworden. „Es iſt Gottes Finger,“ ſo ſchloß er gerührt, „Sie ſollen meine Tochter haben. Als Sie vor den Thoren von Breslau mir das Taſchenbuch brachten — hätte man mich damals gefragt: willſt du dieſem Knaben, wenn er ein wackerer Mann geworden, deine Tochter nicht verſagen? Mit Freuden würde ich Ja geantwortet haben; warum ſollte ich denn jetzt anders denken?“

Julie wurde gerufen, ſie bekannte ihre ſtille Neigung. Spät am Abend verließ Theo-

vor das Haus als Bräutigam, und wie er ſo freudetrunken über die Straße taumelte, gedachte er der Geſchichtchen ſeines Vaters, und rief laut: „Der gute Alte hat wol recht gehabt! man ſollte nimmer ſagen: was geht es mich an?“

Der Großſprecher.

Als Gelnhauſen noch eine freie Reichsſtadt war, lebte dort ein ehrlicher Fleiſcher, zugleich Rathsherr, Eleaſar Böcklein war ſein Name. Nie verkaufte er ſeinen Kunden eine magere Kuh für einen fetten Ochſen oder Knochen für Fleiſch, und wenn er, was ſie verlangten, ihnen zugewogen hatte, ſo konnten ſie getroſt das Nachwiegen erſparen, denn es fehlte nie auch nur ein Viertelloth. Eben ſo gewiſſenhaft wog er auf der Wage der Gerechtigkeit, ſobald er mit ſeinem ſchlichten Verſtande eine Sache begriffen hatte. Wenn er die grün geweſene Sammtmütze an den Nagel hängte, die weiſſe Schürze ablegte, mit dem Kamm von Meſſing dreimal durch die Haare fuhr, den braunen Rock

mit goldgeſponnenen Knöpfen anzog, den Hut mit drei langen Spitzen auf den Kopf drückte, den Stock mit dem ſilbernen Knopfe in die ſchwielenreiche Hand faßte, und ſo mit gravitätiſchen Schritten ſich nach dem Rathhauſe erhub, ſo fuhren alle Köpfe an die Fenſter, und ſprachen mit Ehrfurcht: da geht Meiſter Böcklein zu Rathe; und wer eine gerechte Sache dort anzubringen hatte, der freute ſich, denn Meiſter Böcklein duldete kein Unrecht.

Unter ſeinen Kollegen war ein Schneider, der gern bisweilen ein X für ein U machte, aber Meiſter Böcklein drückte ihm den Daumen aufs Auge. Der Schneider hatte auf ſeiner Wanderſchaft ein paar lateiniſche Sprüchlein aufgeſchnappt, durch die er, wenn er eine Sache ſonſt nicht durchſetzen konnte, den ganzen hochedeln Rath in die Enge zu treiben pflegte. Wollte er zum Exempel einem Spitzbuben durchhelfen, ſo ſagte er: „Im römiſchen Rechte iſt verordnet, post coenam stabis aut mille passus meabis, folglich iſt klar, daß der Ange-

klagte für diesmal frei geſprochen werden muß.“ Dann pflegten wol die Rathsherren einander bedenklich anzuſchauen und mit den Köpfen zu nicken: „Ja, wenn es ſich ſo verhält.“ — Aber Meiſter Böcklein ſchlug bei ſolchen Gelegenheiten mit der Fauſt auf den Tiſch, daß der Schneider bebte wie eine Fenſterſcheibe durch Kanonendonner, und ſchwur, er gebe keine magere Ziege für das ganze römiſche Recht. „Was kümmert uns der Pabſt ſamt allen Kardinälen?“ rief er mit einer Baßſtimme, für welche Mozart die Rolle des Saraſtro komponirt zu haben ſchien: „wir ſind ehrliche Proteſtanten, und Gelnhauſen iſt ſo gut eine freie Reichsſtadt, als Rom.“

Das letztere Argument pflegte den hochedlen Rath völlig zu überzeugen. Der Burgermeiſter ſagte: „Ganz recht, Herr Kollege; Rom ſoll etwas größer ſeyn, als Gelnhauſen, aber darauf kommt es hier nicht an.“ Und damit war die Sache entſchieden.

Aber ſo hoch Meiſter Böcklein auch bei

Rath und Bürgerſchaft in Anſehen ſtand, ſo war er doch in ſeinem Hauſe nur eine untergeordnete Inſtanz. Zwar in die Staatsgeſchäfte durfte Frau Martha Böcklein ſich nicht mengen, das litt er nun einmal nicht. Von der Schwelle ſeiner Hausthür bis an die Grenzen des Staats, welches gerade zweihundert und ſechszig Schritte betrug, erkannte er keine andere Obrigkeit, als Burgermeiſter und Rath. Sobald er hingegen über die Schwelle ſeiner Hausthür hineinwärts geſchritten war, ſobald er den Stock mit dem ſilbernen Knopf in die Ecke geſtellt hatte, ſo beſchied er ſich, daß ſeiner lieben Ehefrau das Hausregiment gebühre, und war, trotz ſeiner Baßſtimme, ein gehorſamer Unterthan, oder höchſtens ein Senat, der das ſchon beſchloſſene pro forma prüfen und billigen muß.

Frau Martha trug, neben vielen Schlüſſeln, auch den, unter deſſen Obhut die alten und neuen Thaler ſich befanden, die ſie fleißig zuſammenſcharrte, und von welchen ſie nur am lieben Sonntag dem Mann einige Groſchen zugeſtand,

um ſich mit guten Freunden zu erluſtiren, wie er es nannte, wobei er doch jedesmal den Vorwurf hören mußte, daß er das Geld aus dem Lande trage, weil das Wirthshaus in der That jenſeits der Grenze lag.

Für wen ſparte Frau Martha ſo emſig? — Für ihr Söhnlein, Chriſtian, einen muntern Buben, der durchaus ſtudiren ſollte, auf daß er einſt im Stande ſeyn möchte, mit dem Schneider lateiniſch zu reden. Gern hätte Meiſter Böcklein den Knaben zu ſeinem Handwerk erzogen, aber Frau Martha ſchwur, nie ſolle Chriſtian ein Beil heben, um einen Ochſen damit vor den Kopf zu ſchlagen, wenn auch der ganze hochedle Rath kein Rindfleiſch mehr eſſen ſollte. „Gelnhauſen,“ pflegte ſie zu ſagen, „iſt ja nicht die Welt, wenn gleich ein großes Stück derſelben, und wenn er in ſeinem Vaterlande nicht Bürgermeiſter wird, ſo mag er irgendwo Miniſter werden, ich habe nichts dagegen.“

Allerdings hatte der Knabe gute Anlagen, war ehrlich wie ſein Vater, und wenn er Sonn-

tags aus der Kirche kam, ſo wußte er das Thema der Predigt unfehlbar zu berichten. Schade nur, daß Frau Martha den Nagel und den Sporn, die ſie in ihrem Köpfchen trug, ſo früh als möglich in den Kopf des kleinen Chriſtian zu verpflanzen bemüht war. Er hielt ſich ſchon für was Rechtes, und ſeinen Vater für gewaltig vornehm, und ſeine Vaterſtadt ſo ziemlich für die Hauptſtadt der Welt.

Auch ſeine Mutter fand alles vortrefflich in Gelnhauſen; nur meinte ſie, die Schulanſtalten wären nicht hinreichend, um einen großen Mann zu bilden, und wenigſtens ein großer Mann ſollte ihr Chriſtian werden, wenn er auch nicht Bürgermeiſter würde. Sie ging daher mit ihrem Vetter, dem berühmteſten Gewürzhändler in ganz Gelnhauſen, zu Rathe, einem Mann, der ſämtliche Krämer daſelbſt mit Gewürz verſorgte, weil er es aus der erſten Hand, nämlich aus Hanau, verſchrieb, auch jährlich einmal in Perſon die weite Reiſe dahin unter den Thränenſtrömen ſeiner Familie antrat, und wenn er

glücklich heimkehrte, einen feſtlichen Schmaus gab. Dieſer Mann erzählte der Frau Muhme, daß in Hanau eine Penſionsanſtalt ſey, wo man nach Belieben bis an den Hals ſtudiren könne; „aber,“ fügte er achſelzuckend hinzu, „es giebt da lauter junge Grafen und Baronen, und es koſtet ungeheures Geld.“

Bei dem Worte Geld ſchlug die Frau Martha auf ihren Schlüſſelbund, als wollte ſie ſagen: habe ich denn Pfeffer in meinen Kaſten? — Und was die vornehme Jugend betraf, meinte ſie: ein Rathsherr in der freien Reichsſtadt Gelnhauſen habe wol etwas mehr zu bedeuten, als ein Graf oder ein Baron. Es wurde alſo beſchloſſen, das Söhnlein dahin zu ſenden. Der Gewürzkrämer brachte, bei ſeiner nächſten großen Reiſe, die Sache in Ordnung, und Chriſtian wurde, mit Wäſche und Würſten wohl verſehen, nach Hanau abgefertigt.

Dort merkte er nun wol bald, daß es, außer Gelnhauſen, noch ganz hübſche Leute gäbe, die an Rang und Würden mit ſeinem Vater ſich

meſſen könnten; wie auch, daß Hanau eine recht artige Stadt ſey, die wol hier und da einige Vorzüge vor ſeiner Vaterſtadt behaupten möchte; allein er geſtand das alles nur ſich ſelber ingeheim; einem Fremden hätte er um die Welt nicht zugegeben, daß es irgendwo auf Erden ſchöner und beſſer ſey, als in Gelnhauſen. Lieber nahm er zu den närriſchſten Behauptungen ſeine Zuflucht. Den Mangel an nächtlicher Straßenbeleuchtung entſchuldigte er zum Beiſpiel durch die Verſicherung: daß der Mond und die Sterne in Gelnhauſen weit heller ſcheinen, weil die Luft da immer rein von Dünſten iſt. Das elende Straßenpflaſter hielt er für weit zweckmäßiger, um ſich eine geſunde Bewegung zu machen. „Was hilft es mir,“ ſagte er, „wenn ich auf der Straße wie auf einer Diele gehe? Wird mein Körper dadurch heilſam erſchüttert? Aber wenn ich die Beine gehörig aufheben muß, wenn ich bald hoch, bald tief trete, oder auch mitunter einmal auf die Naſe falle, das iſt geſund, das macht Appetit.“

Wo ſolche Auslegungen nicht hinreichen woll= ten, da fing er an zu prahlen; bei ihm zu Hauſe war alles beſſer, man aß und trank beſſer, man hatte ſchönere Häuſer, bequemere Wohnungen, feinere Luſtbarkeiten; und dieſes Großſprechen wurde ihm nach und nach ſo zur Gewohnheit, daß er bald nicht mehr mit ſeiner Vaterſtadt al= lein, ſondern auch mit ſich ſelber prahlte. „Mein Vater, der Rathsherr — man weiß, was das in einer freien Reichsſtadt ſagen will.“— Dieſe Worte führte er beſtändig im Munde. Daß er Chriſtian Böcklein hieß, war ihm ſehr zu= wider, er nannte ſich Woldemar Bock, und behauptete, ſeine Familie ſtamme aus einem al= ten patriciſchen Geſchlechte; unter Kaiſer Hein= rich dem Vogelſteller ſey einmal ein Turnier in Gelnhauſen gehalten worden, da habe ein Bock den Preis davon getragen, und weil er klein von Natur geweſen, ſo habe man ihn Böcklein genannt. Daß ſein Vater ein Fleiſcher ſey, verſchwieg er ſorgfältig, und wenn Frau Martha ihm einen Transport der ſchönſten

Würſte ſandte, die von jedermann gerühmt wurden, ſo nahm er ſich doch wohl in Acht zu ſagen: „Mein Vater hat ſie gemacht.“

Dieſen häßlichen Hang zum Großthun ausgenommen, war Chriſtian ein braver Junge, der viel lernte, durch Gefälligkeit Liebe, und durch Rechtlichkeit Achtung gewann. In ſeinem achtzehnten Jahre wurde er reif für die Univerſität. Frau Martha beſchloß, ihr Söhnlein nach Jena zu ſenden, und verſicherte ihren Mann, das ſey ein ſehr guter Gedanke von ihm ſelbſt. So oft ſie nämlich ohne alle Umſtände eine Sache durchſetzen, und auf keinen Widerſpruch ſich einlaſſen wollte, pflegte ſie den Meiſter Böcklein zu überreden, er ſelber habe ſchon vor länger als einem Jahre dieſen Entſchluß gebilligt oder gefaſſt, er ſolle ſich nur beſinnen, es ſey an einem Sonntag geweſen, auf dieſer Stelle habe er geſeſſen, u. ſ. w. Nun hatte aber Meiſter Böcklein zwei Gedächtniſſe, ein Wochengedächtniß und ein Sonntagsgedächtniß; das erſtere war ſehr gut, das letztere taugte

nicht viel; denn ob man gleich nicht von ihm ſagen konnte, er ſey dem Trunke ergeben, ſo gehörte doch ein poculum hilaritatis, zu deutſch ein Haarbeutel, am Sonntag zu ſeinen Lebensgenüſſen. Er ſelbſt hatte nicht das mindeſte Vertrauen zu ſeinem Sonntagsgedächtniſſe; das ließ er ſich aber nicht merken, um ſeiner Würde nichts zu vergeben. Wer alſo dieſe ſchwache Seite des ſtarken Mannes kannte, und ihm irgend etwas abzwacken wollte, der durfte ihm nur auf den Kopf Schuld geben, er habe es am Sonntag verſprochen.

Meiſter Böcklein wunderte ſich ſehr, als er vernahm, daß er ſelbſt beſchloſſen habe, ſeinen Chriſtian auf die Univerſität zu ſenden, und zwar nach Jena, welche Stadt er, nach ſeiner Meinung, zum erſten Male nennen hörte. Sein Wunſch, ſo viel er ſich erinnern konnte, war, Chriſtian ſollte, wenn er aus der Schule käme, dem Herrn Stadtſchreiber adjungirt werden, und ſich ſo in die Staatsgeſchäfte hineinarbeiten. Er ſelbſt wollte ihm, beim Wurſt

machen, die wichtigſten Händel mittheilen, die während ſeiner Rathsherrnſchaft vorgefallen waren. Indeſſen, da er einmal ſein Wort gegeben, ſo mußte es ſchon bei Jena ſein Bewenden haben.

Ehe Chriſtian dahin abging, brachte er einige Wochen in ſeiner Vaterſtadt ſehr angenehm zu, denn mit wahrer kindlicher Freude ſah er ſeine Eltern wieder, und nebenher genoß er das Vergnügen, recht nach Herzensluſt prahlen zu dürfen. Wunderdinge erzählte er von Hanau. Und nun vollends von Kaſſel! wo er auch einmal in den Pfingſtfeiertagen mit einem ſeiner Lehrer geweſen war. Die damalige Wilhelmshöhe war ihm bei weitem nicht hoch genug, er verlegte ſie in die Wolken, und ließ den ganzen Mainſtrom durch die Waſſerkunſt herabfallen. Der Koloß von Rhodus war ein Kind gegen den Herkules auf dem weißen Stein; die wenigen Menſchen, die in der Keule dieſes Rieſen Platz finden, verwandelte er in ein ganzes Bataillon. Frau Martha ließ vor Verwunderung oft ihr

Spinnrad ſtill ſtehen, und Meiſter Böcklein mußte ſeine Pfeife mehr als einmal wieder anzünden.

Beſonders gern erzählte Chriſtian auch von ſeinen vornehmen Freunden und Mitſchülern, den jungen Barons von A B C, den jungen Grafen X Y Z. Sie waren alle ſeine Dutzbrüder. Die Bürgersſöhne hatte er nicht gekannt. Daß er ſich am liebſten zu jenen gehalten, war nicht gelogen; ſein Hang zum Großthun zog ihn immer zu ſeinen adelichen Mitſchülern, wenn ſie auch nicht die beſten waren. Er konnte es ihnen gleich thun, weil Frau Martha es an Geld nie fehlen ließ. Um den Unterſchied der Geburt bekümmern ſich Knaben wenig, und ſeine alt-patriciſche Herkunft hatten ſie in Gottes Namen gelten laſſen. Aber dieſe Thorheit wurde jetzt Veranlaſſung der erſten bittern Lehre, welche Chriſtian empfing.

Ein junger Baron Murki, der, gleich ihm, aus der Erziehungsanſtalt entlaſſen war, kehrte in die Heimath zurück, und ſein Weg

führte ihn durch Gelnhauſen. In der Hauptſtraße dieſer berühmten Stadt gerieth ſein Wagen in ein großes Loch, und die Deichſel brach. Das hielt ihn einige Stunden auf; er hatte Langeweile. Plötzlich fiel ihm ein, daß ſein Schulkamerad vielleicht noch hier ſey, und ſogleich erkundigte er ſich bei dem Wirthe nach dem jungen Woldemar Bock. Es wurde ihm verſichert, daß in ganz Gelnhauſen kein Woldemar Bock geboren ſey. Der Baron beſtand darauf, er ſey in Hanau mit einem Rathsherrnſohn aus Gelnhauſen, der Woldemar Bock geheißen, in Penſion geweſen.

„Ach, Ew. Gnaden meinen den Muſje Chriſtian, den Sohn von Meiſter Böcklein, dem Fleiſcher?"

Der Baron ſtutzte, errieth den Zuſammenhang, und war nicht edel genug, um ſeinem Schulkameraden die Beſchämung zu erſparen. Er ſchrieb ſeinen Namen auf eine Karte, und ließ Chriſtian einladen, ihn im Wirthshauſe zu beſuchen. Der Großſprecher gerieth in die

peinlichſte Verlegenheit. Er ſah voraus, daß Murki verlangen würde, ihm alle die Herrlichkeiten der Vaterſtadt zu zeigen, die er ſo oft ihm vorgerühmt, oder wol gar in die Wohnung ſeiner Eltern ihn einzuführen, die er bisweilen mit einem Schloſſe verglichen hatte. Indeſſen beſann er ſich ſchnell auf eine Lüge, denn ein Prahler muß immer neue Lügen in Bereitſchaft halten, um die alten zu unterſtützen. Er wollte ſagen, das prächtige Haus ſeiner Eltern ſey abgebrannt, und bis es wieder aufgebaut wäre, müßten ſie in einer geringen Wohnung ſich behelfen.

Aber noch ein anderer Umſtand mehrte ſeine Verwirrung. An die Fenſterladen waren Schinken und Würſte gemalt, zum Zeichen, daß hier ein Fleiſcher wohne. Wie ſollte er die vertuſchen? — Wurden die Laden zugemacht, ſo war es finſter im ganzen Hauſe. Deſto beſſer! dachte er, ich werde ſagen, mein Vater habe kranke Augen, er könne das Tageslicht nicht ertragen.

Und wirklich that er den Vorſchlag, die Laden zuzumachen. Warum? das ſcheute er ſich doch zu bekennen; denn hätte der Vater gemerkt, daß der Sohn ſich ſeiner ſchäme, ſo wäre ein ſchreckliches Donnerwetter losgebrochen. „Du biſt nicht wohl geſcheit,“ ſagte Meiſter Böcklein, „wer Teufel macht am hellen lichten Tage die Fenſterladen zu?“ und folglich blieben ſie offen. In großer Herzensangſt ſchlich Chriſtian nach dem Gaſthof, und was er befürchtet hatte, geſchah.

„Ich brenne vor Begierde,“ ſagte der Baron, „deinen reſpektablen Vater, den Rathsherrn, kennen zu lernen; du mußt mich bei ihm einführen.“ Keine Ausflüchte halfen; ſie machten ſich auf den Weg. In Murkis Antlitz ſtrahlte eine kleine boshafte Freude. Unterwegs ſuchte Chriſtian durch die Geſchichte von dem Brande dem übeln Eindruck vorzubeugen, den das kleine niedrige Haus ſeiner Eltern auf den vornehmen Gaſt machen könnte.

„Gute Häuſer ſind hier ſelten,“ hub er an.

„Ja, das ſehe ich," antwortete Murki lachend.

„Wir müſſen uns jetzt ſehr eng behelfen," fuhr Chriſtian fort, „wir haben uns bei einem Fleiſcher eingemiethet, es war nichts Beſſeres zu haben." Auf dieſe Weiſe wollte er den Baron auf die Schinken und Würſte vorbereiten, die ihm auf den Fenſterladen nothwendig ſogleich in die Augen fallen mußten. Murki ſtellte ſich, als nehme er Alles für baar."

„An den reichsſtädtiſchen Ton," ſagte Chriſtian, „wirſt du dich auch gewöhnen müſſen. Hier lebt alles fein bürgerlich, um keine Eiferſucht zu erregen.

Murki lächelte und ſchwieg. An der Hausthür kam Meiſter Böcklein ihm mit einem derben Händedruck entgegen, und an der Stubenthür Frau Martha mit freundlichen Knixen. Ihr war ſo wohl, daß ſie einen jungen vornehmen Herrn zu ſehen bekam, den ihr Sohn dutzte. Sie wiſchte alle Stühle mit der Schürze ab, trug Schnaps und gute Leberwürſte auf, und lief ſel-

der zum nächſten Bäcker, um friſche Semmeln zu holen. Chriſtian ſchwitzte Angſtſchweiß. Der Baron hatte guten Appetit, und fand die Würſte vortrefflich. „Wo ich nicht irre,“ ſagte er, „ſo ſind das eben ſolche Würſte, als die, welche dir bisweilen nach Hanau geſchickt wurden.“

„Ja,“ ſagte Chriſtian, und wollte das Geſpräch ablenken; doch Murki kam immer wieder auf die verdammten Würſte zurück, und meinte, es müßte ein trefflicher Fleiſcher ſeyn, der ſie verfertigt habe.

„Ei zum Henker! die habe ich ſelbſt gemacht,“ fuhr Meiſter Böcklein heraus, „das verſtehe ich am beſten in Gelnhauſen.“

„So, ſo,“ erwiederte der Baron, und hatte die Grauſamkeit, den bleichen Chriſtian dabei anzuſehen. Eine ganze Stunde währte dieſe Marter, bis endlich der Bediente meldete, der Wagen ſey wieder hergeſtellt. Stumm begleitete Chriſtian den vornehmen Schulfreund zurück, der ſich nicht enthalten konnte, ehe er

in den Wagen ſtieg, ihn noch einmal hämiſch zu fragen:

„Iſt dein Vater ein Fleiſcher?“

„Er ſchlachtet bisweilen zu ſeinem Vergnü-gen,“ ſtammelte Chriſtian, und lachend fuhr Murki davon. Der tief Zerknirſchte ſah ihm nach, den Angſtſchweiß von der Stirn trock-nend, und bekannte ſich ſelbſt zum erſten Male, daß es eine häßliche Sache um das Prahlen iſt, wäre es auch nur, weil man gelegentlich ſo be-ſchämend gedemüthigt werden kann. Eine ganze Woche lang ging keine Großſprecherei aus ſeinem Munde, allein der Hang dazu war noch zu tief gewurzelt. In Jena wurde er oft dadurch in böſe Händel verwickelt; denn wenn er auf Leute ſtieß, die ihn auslachten, ſo nahm ers übel, und es entſtand ein Gezänk. Einem ſolchen Handel verdankte er einſt eine große Schramme über die Backe, die ihn nicht verſchönerte, und über welche Frau Martha Ach und Weh ausrief, obgleich Chriſtian ſie verſicherte, er habe ſei-

nem Gegner dafür neun Finger abgehauen, bis er ihm den zehnten zur Verſöhnung gereicht.

Uebrigens erwarb Chriſtian auch in Jena den Ruhm eines fleißigen, ordentlichen und gutmüthigen Menſchen, wenn nur — fügte jeder kopfſchüttelnd hinzu — wenn nur das verdammte Prahlen nicht wäre! Seit ein paar hundert Jahren war in der Reichsſtadt Gelnhauſen kein ſo gelehrter Bürger aufgeſtanden, das bekannte ſelbſt der lateiniſche Schneider. Niemand zweifelte, daß er in wenigen Jahren bis zum Bürgermeiſter ſich emporſchwingen werde. Meiſter Böcklein ſagte: „Nun das freut mich!" Und Frau Martha konnte ſolche Prophezeiungen nur mit heißen Thränen beantworten.

Chriſtian fühlte wohl, daß er mehr gelernt hatte, als er in Gelnhauſen brauchen konnte; auch bot ſich manche Gelegenheit ihm dar, in der Fremde ſein Glück zu machen; aber da er ſeiner Eltern einziger Troſt und Freude war, ſo beſchloß er, nicht auszuwandern, ſondern ſich mit dem Looſe zu begnügen, welches ſeine

Vaterſtadt ihm gewähren konnte. Dieſe kindliche Geſinnung verſöhnte manchen ehrlichen Bürger mit ſeiner Prahlſucht.

Aber nun erlebte Meiſter Böcklein den Augenblick, wo ſämtliche Reichsſtädte aufgehoben und dem nächſten Landesherrn zugetheilt wurden. Das war ein harter Schlag für den Ehrenmann, härter noch für Frau Martha, die ihren alten Rathsherrn plötzlich wieder auf ſeine Fleiſchbank beſchränkt ſah, und in der Kirche nicht mehr in den Rathsherrnſtuhl gehen durfte. Dazu kam noch, daß nach der Schlacht bei Jena, bei Verfolgung des Feindes, die Stadt ſehr übel mitgenommen wurde. Zwar blieb Meiſter Böckleins Haus verſchont, und das verdankte er ſeinem Chriſtian; denn als ein halbes Dutzend Weißkittel hineindringen wollten, verrammelte er die Thür, ſchaute aus dem Fenſter ſeines Dachſtübchens herab, und da er fertig franzöſiſch ſprach, ſo kapitulirte er ſo lange mit den ungebetenen Gäſten, bis er einen Offizier die Straße herauf kommen ſah, den er

um Hülfe anrief. Dieſer war herzlich froh, endlich einen der Einwohner franzöſiſch reden zu hören, denn er hatte Aufträge an den Magiſtrat, und in ganz Gelnhauſen Niemand gefunden, der ihm als Dollmetſcher dienen konnte. Er bewilligte eine Sauvegarde für Meiſter Böckleins Haus, unter der Bedingung, daß Chriſtian ihn begleiten ſollte, bis ſeine Geſchäfte abgethan wären.

Als die Gefahr vorüber war, brüſtete Frau Martha ſich nicht wenig gegen den lateiniſchen Schneider mit ihrem franzöſiſchen Sohn. Aber an Meiſter Eleaſars Herzen nagte doch ein Wurm. Er hatte ſeit vierzig Jahren nicht geweint, ſonſt hätte er jetzt wol weinen mögen über den Untergang des Staats. Er beſchloß — gleich andern großen Staatsmännern — ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen, und was die Requiſitionen ihm übrig gelaſſen, in der Stille zu verzehren, ohne an den neuen Einrichtungen, die er ein neues Unweſen nannte, den mindeſten Theil zu nehmen. Sie waren ihm

ſo verhaßt, daß er auch ſeinem Chriſtian die Erlaubniß, ja faſt den Befehl ertheilte, in fremden Landen ein beſſeres Glück zu ſuchen.

Plötzlich verwandelte ſich Chriſtian Böcklein nun wieder in Woldemar Bock, und unter dieſem Namen trat er nun in K. auf. Dort war um dieſe Zeit kein Ueberfluß an jungen geſcheiten Männern; daher gelang es ihm, Sekretär bei einem der neuen Miniſter zu werden, einem ſehr wackern und arbeitſamen Mann, der des Jünglings Fleiß und Talente zu ſchätzen wußte, ihn lieb gewann, und ſich vornahm, ihm empor zu helfen; freilich durchſchaute er auch gar bald deſſen Schwachheit. Der Paß und der Taufſchein, die ſein Sekretär gelegentlich vorweiſen mußte, belehrten ihn, daß der junge Menſch nicht Woldemar Bock, ſondern Chriſtian Böcklein heiße, und dieſer einzige Zug war hinreichend für den Menſchenkenner. Durch leiſen, gutmüthigen Spott ſuchte er ihn dann und wann unter vier Augen zu beſchämen, und brachte es wenigſtens ſo weit,

daß Christian ſich ſehr hütete, den Mund, nach ſeiner Weiſe, zu voll zu nehmen. Hingegen ſtand er in der ganzen Stadt nur zu bald wieder in dem alten Rufe, und ſein jetziger Poſten gab ihm noch häufigere Veranlaſſungen, die großſprecheriſche Unart zu offenbaren. Von allen Staatsgeheimniſſen wollte er unterrichtet ſcheinen, und es gab keinen vornehmen Mann, mit dem er nicht in großer Vertraulichkeit lebte. War einer ſeiner Bekannten zu irgend einem Großen eingeladen, ſo warf er nachläſſig hin, auch er habe eine Karte empfangen, allein es mangle ihm an Zeit, er könne nicht kommen. Wußte Jemand etwas beſſer, als er, ſo behauptete er wenigſtens, er habe es auch gewußt, es ſey ihm nur entfallen. Beſonders hielt er ſich gern zu Fremden, weil die ihn noch nicht kannten, und aufs Wort glaubten, was er ihnen vorprahlte.

Freilich erfuhr er auch bisweilen manche bittere Beſchämung, und faſſte mehr als einmal den feſten Vorſatz, ſeinen Fehler abzulegen. So,

zum Beiſpiel, erzählte er einſt im Klubb einem Kreiſe von Bekannten und Fremden, der ſich um ihn geſammelt hatte, er habe in Gelnhauſen, als ein Dutzend Weißkittel in ſeines Vaters Wohnung einbrechen wollten, ſie ſämtlich in die Flucht geſchlagen, worüber ſelbſt ein feindlicher Offizier, der eben die Straße heraufgekommen, in Erſtaunen gerathen ſey, und ihn um ſeine Freundſchaft gebeten habe. Da nahm plötzlich einer aus dem Kreiſe das Wort, ſprechend: „Vergeben Sie, ich ſelbſt war dieſer Offizier. Aus dem Fenſter Ihres Dachſtübchens erſuchten Sie mich um eine Sauvegarde, die ich Ihnen zugeſtand, ſonſt war es um Ihr Haus geſchehen.“ Die Umſtehenden lachten und wandten ſich weg, und ziſchelten einander in die Ohren. Was Chriſtian empfand, kann jeder Ehrliebende leicht errathen.

Ein andersmal befand er ſich auf einer Maskerade, wo er ſich mit einigen Freunden in ein Vorzimmer um einen Punſchnapf ſetzte. Das Geſpräch fiel auf eine treffliche neue Ein-

richtung, die ſein Miniſter vor Kurzem zu Stande gebracht hatte. Da vertraute er der Geſellſchaft, daß eigentlich er die Sache vorgeſchlagen, ausgearbeitet und in Gang gebracht, wobei er zwar dem Miniſter große Lobſprüche ertheilte, aber doch das meiſte Verdienſt ſich ſelber zuſchrieb. Plötzlich klopfte eine Maske, die hinter ihm ſtand, ihm auf die Schulter, und winkte ihm bei Seite. Dort zog der Domino die Larve ab, es war der Miniſter ſelbſt. „Wenn Sie,“ ſagte er mit einer Miſchung von Ernſt und Spott, „künftig auf der Maskerade mich vorſtellen wollen, ſo geben Sie mir zuvor einen Wink davon, damit ich Ihnen auch meinen Domino leihen kann.“

Mit dieſen Worten kehrte er ihm den Rücken; der arme Chriſtian ſtand wie von Blitz getroffen, verfluchte ſeinen Hang, und ſchwur einen theuren Eid, von dieſem Tage an ſich zu beſſern. Dieſen Schwur wiederholte er am andern Morgen in die Hand des Miniſters, als dieſer ihm ſehr ernſthaft erklärte: er ſchätze ſeine

Talente und ſeinen Charakter; wenn er aber die Prahlſucht durchaus nicht überwinden könne, ſo müſſe man ſich trennen, weil er, der Miniſter, es nicht länger dulden könne, daß ſein Sekretär ſich überall lächerlich mache. Warnend entließ er ihn mit den Worten: „Ich werde ein wachſames Auge auf Sie richten.“

Die bittere Lehre hatte gewirkt. Chriſtian nahm ſich zuſammen, ſchrieb über ſeine Thür mit großen Buchſtaben: „Prahle nicht!“ verließ keinen Morgen ſein Zimmer, ohne die Worte dreimal zu leſen, legte ſich keinen Abend zu Bette, ohne zu prüfen, ob er ſeinen Schwur auch gehalten, und konnte ſich wenigſtens das Zeugniß geben, daß ihm keine grobe Prahlerei entwiſcht ſey.

Der Miniſter, der ingeheim ihn ſtreng beobachten ließ, freute ſich ſeiner Beſſerung, und ſchenkte ihm ſeine ganze Liebe wieder. Nur einmal wurde er noch irre an ihm. Ein alter Bürgermeiſter ließ ſich melden, ein reicher Mann, der auf ſeine Familie etwas ſtolz war,

weil ſeit mehrern Generationen die Glieder derſelben wichtige bürgerliche Aemter im Staate verwaltet hatten. „Ew. Excellenz,“ ſagte er, „nehmen ſich des jungen Herrn Bock ſehr gnädig an, weshalb ich unterthänigſt berichte, was maßen derſelbe geſtern am 21. Mai Abends gegen ſieben Uhr um meine einzige eheliche Tochter Catharina geziemend angehalten, und zu vernehmen komme, ob ſolches mit Ew. Excellenz Gutheißen geſchehen?“

Der Miniſter, der allerdings davon unterrichtet war, bejahte die Frage, und fügte hinzu, es werde ihn freuen, wenn der junge Mann, den er ſchätze, eine ſo gute Partie treffen könnte.

„Ich hätte auch wol nichts dawider,“ fuhr jener fort, „wenn nur — ich weiß nicht — man ſagt hier und da, er ſey von geringer Herkunft. Nun wiſſen Ew. Excellenz wohl, daß meine Familie —“

„Haben Sie ihn nicht darum befragt?“

„O ja, wenn ich ſeinen Worten trauen dürfte, ſo wäre er ein Sprößling aus einem alten patriciſchen Geſchlecht, und könnte, wenn er nur wollte, ſich von Bock ſchreiben.“

„Hat er das geſagt?“

„Mehr als einmal.“

Der Miniſter runzelte die Stirn, doch ließ er ſeinen Unwillen nicht merken, überredete vielmehr den Bürgermeiſter, es auf jeden Fall nicht allzugenau mit der Herkunft zu nehmen, da er beſchloſſen habe, wenn die Verbindung zu Stande komme, den Rathstitel für den jungen Mann vom König zu erbitten. Der Alte, der auf alle Titel großen Werth legte, war damit zufrieden, worauf der Miniſter ihn erſuchte, mit der Einwilligung zu zögern, bis er ihm einen Wink geben werde. Nach dieſer Verabredung entfernte ſich der Bürgermeiſter, wies den Freier nicht ab, nahm ſich aber Bedenkzeit.

Der Miniſter hatte während des Geſprächs den Gedanken gefaſſt, ſeinen Sekretär zu prü-

ſen, und wenn er in einem gewiſſen Punkte ihn nicht rein und lauter fände, nicht allein die Verbindung zu hintertreiben, ſondern auch ſeine Hand ganz von ihm abzuziehen.

Vierzehn Tage waren verſtrichen, als er eines Morgens, nach abgethanen Geſchäften, zu ihm ſagte: „Sie ſpeiſen dieſen Mittag bei mir.“ — Chriſtian verbeugte ſich, und eilte nach Hauſe, um ſich feſtlich anzukleiden. Zur beſtimmten Stunde trat er in den Speiſeſaal, fand ein Dutzend Gäſte verſammelt, und unter ihnen, zu ſeiner größten Verwunderung, auch den Bürgermeiſter mit ſeiner Tochter. Es war für vierzehn Perſonen gedeckt, aber nur dreizehn ſetzten ſich zu Tiſche. Ein Stuhl blieb leer.

Unter gleichgültigen Geſprächen wurde die Suppe verzehrt. Jetzt ward ein Stück Rindfleiſch von ungewöhnlicher Größe aufgetragen. Der Miniſter ſelbſt machte ſeine Gäſte aufmerkſam darauf, und es entſpann ſich ein Geſpräch über Viehmaſtung, worin beſonders die Eng-

länder es ſehr weit gebracht. Man ſprach von Ochſen, die einige tauſend Pfund gewogen. Der Miniſter warf die Frage auf: wie hoch wol in Weſtphalen dieſe Kunſt getrieben worden? Und — als der eine dies, und der andere das berichtete, und verſchiedene Meinungen herrſchten, ſo ſagte er: „Meine Herren, wir Alle verſtehen uns nicht darauf; ich denke, wir thun am beſten, wenn wir einen unſerer berühmteſten Fleiſcher kommen laſſen, der mag entſcheiden.“

Mit dieſen Worten gab er ſeinem Kammerdiener einen Wink, der ſich ſchnell entfernte. Das Geſpräch wurde noch eine Weile fortgeſetzt, da trat Meiſter Eleaſar Böcklein ehrenfeſt herein. Sein Sohn ſaß mit dem Rücken gegen die Thür, und wurde ihn nicht gewahr. Als aber der Miniſter den Fleiſcher anredete, dieſer ihm zu antworten begann, und Chriſtian ſeines Vaters wohlbekannte Baßſtimme hörte, ſprang er haſtig auf rannte auf ihn zu, und ſchloß ihn freudig beſtürzt in ſeine

Arme. „Gottlob!“ ſagte der Miniſter. „Das wußte ich wol!“ rief Meiſter Böcklein. Alle Gäſte ſtutzten. Der edle Wirth ergetzte ſich einige Minuten an der Rührung des Vaters wie des Sohnes, und an dem Erſtaunen der Gäſte, dann hub er wieder an: „Meine Herren, ich muß ihnen bekennen, daß ich ein wenig abergläubiſch bin. Wir ſind unſerer hier nur dreizehn am Tiſche, da ſchmeckt mir kein Biſſen. Erlauben Sie, daß der vormalige Rathsherr Böcklein aus Gelnhauſen Platz auf dem leeren Stuhle nehme. Setze er ſich, mein lieber Meiſter Böcklein, dort neben ſeinen Sohn; mache er keine Umſtände.“

„J nu, wenn Ew. Excellenz es befehlen,“ ſagte der ehrliche Alte, ſtellte ſeinen Stock mit dem ſilbernen Knopfe in die Ecke, hing ſeinen Hut mit den drei großen Spitzen darauf, und ſetzte ſich neben ſeinen Sohn, der mit den ſeltſamſten Gefühlen ſeine Augen dankend, bittend und fragend auf den Miniſter heftete. Dieſer erklärte nun das Räthſel, indem er ſeinen wohl-

gewählten Gäſten erzählte, welchen braven, jun= gen Mann er in ſeinem Sekretär beſitze; daß er nur einen Fehler an ihm kenne, oder vielmehr gekannt habe; daß er nun auch dieſen abgelegt, und die letzte Prüfung beſtanden: „Hätte ſeines Vaters Erſcheinung ihn auch nur verwirrt ge= macht, ſo hätte ich meine Achtung ihm entziehen müſſen. Allein er war, was er ſeyn mußte, und nun, Herr Bürgermeiſter," fuhr er fort, „nun hoffe ich, daß Sie Ihre liebenswürdige Tochter ihm nicht verſagen werden. Meiſter Böcklein iſt ein Ehrenmann, den ich mit Vergnügen an meiner Tafel ſehe; ich habe ihn dazu eingeladen, er iſt den weiten Weg auf meine Bitte hergekommen; laſſen Sie uns die Verlobung ſeines Sohnes feiern."

Er ergriff das Glas, alle Gäſte folgten ſei= nem Beiſpiel, der Champagner ſchäumte. Der Kammerdiener präſentirte eine verdeckte Schüſ= ſel, ſie enthielt Chriſtians Ernennung zum Rath. Das wirkte auf den ſtolzen Bürgermei= ſter mehr, als des Miniſters Ueberredung. Er

ließ ſeine Blicke über den Fleiſcher hinweggleiten, und nickte dem neuen Rath ſein Jawort zu. Chriſtian wollte ſich dem Miniſter zu Füßen werfen, der ihn freundlich in die Arme faſſte, und ihm in die Ohren flüſterte: „Prahlen Sie künftig nur mit Ihrer hübſchen Frau.“

Der Lügner.

In einer königlichen Hauptſtadt wohnte ein reicher, angeſehener Mann mit Weib und Kind. Merkwürdig war die Art, wie er zu ſeinem groſ-ßen Reichthum gelangte, denn die armen Eltern konnten ihm nur ihren Segen hinterlaſſen, und er mußte in ſeiner Jugend ſich durch die Welt drücken, faſt wie ein verirrtes Kind, das am Markttage in eine volkreiche Straße geräth, oder wie ein herrenloſes Hündlein, das ſchüchtern vor lauter fremden Thüren die karge Nahrung ſucht. Aber die Menſchen, die am Morgen ihres Lebens im kalten Nebel ihre Laufbahn beginnen, ſchaffen ſich bei Zeiten einen warmen Oberrock und gelangen wohlbehalten zum Ziele, wenn auch den ganzen Tag die Sonne hinter Wolken

bleibt. Wem hingegen die Sonne des Glücks ſchon in die Wiege ſcheint, der iſt ſelten vorbereitet, wenn an ſeinem Horizonte ein Gewitter aufſteigt.

Durch Redlichkeit, Fleiß und Anſpruchloſigkeit hatte Landsberg — ſo hieß der Jüngling — die Augen eines wackern Mannes auf ſich gezogen, der dieſe Eigenſchaften Jahre lang in mancherlei Geſchäften erprobte, und endlich eine Gelegenheit ergriff, ſie zu vergelten. Der alte Göritz nämlich war Vormund eines artigen, ſittſamen Mädchens, das aber auch keinen andern Reichthum beſaß, als die Hoffnung, einſt einen Oheim zu beerben, der in Indien Schätze geſammelt hatte. Auch dieſe Hoffnung war faſt verſchwunden, da jener Oheim ſeit vielen Jahren nichts von ſich hören ließ. Doch endlich ſchrieb er aus Bengalen, er fühle ſein Ende herannahen und wünſche, daß ſeine Nichte zu ihm eilen möchte, um, was er für ſie geſpart, in Empfang zu nehmen. Sollte jedoch ihre zarte Jugend (ſie zählte kaum vierzehn

Jahre) eine ſolche Reiſe nicht verſtatten, ſo möchte man ihm nur einen ſichern, mit gehörigen Vollmachten verſehenen Mann ſchicken, mit dem er Alles in Ordnung bringen werde.

Die Reiſe der kleinen Amalie hielt der Vormund für bedenklich, er zog die letztere Auskunft vor, und warf ſeine Augen auf den jungen Landsberg, einen geſunden, redlichen und wohl unterrichteten Mann, der folglich alle zu dieſem Auftrage erforderliche Eigenſchaften beſaß, und ihn gern übernahm, theils um Indien, die Wiege der Menſchheit, zu ſehen, theils weil der alte Nabob eine reiche Belohnung zugeſichert hatte. Er langte glücklich dort an, gefiel dem alten Oheim, der noch zwei Jahre lebte, und machte während dieſer Zeit ſich ihm unentbehrlich. Oft, wenn er in traulichen Stunden den jungen Fremdling ſogar dutzte, entſchlüpfte ihm der Wunſch, daß Landsberg ſein Sohn ſeyn möchte. Um ſo mehr erſtaunte dieſer, als der Mann nun endlich ſtarb, unter deſſen Papieren blos eine An-

weiſung auf ein ziemlich karges Reiſegeld zu finden, mit der Bitte, ſeiner Nichte das hinterlaſſene Teſtament und die ſchon vorläufig in Gold- und Silberbarren umgeſetzte Erbſchaft zu bringen.

Landsberg ſah nun freilich in einer Hoffnung ſich getäuſcht, allein er murrte nicht. Genügſam, wie immer, war er auch jetzt mit einer kleinen Summe zufrieden, die er von den Geſchenken des Verſtorbenen ſich erſpart hatte. Mit der pünktlichſten Redlichkeit brachte er Alles in Ordnung und kam nach Europa zurück, wo er Amalien, die unterdeſſen zu einer ſchönen Jungfrau herangewachſen war, das Teſtament überreichte, und die Schätze vor ihr ausbreitete.

Von außen ſtand auf des Oheims wohlverſiegeltem letzten Willen, er ſolle in Gegenwart der Obrigkeit und des Vormunds eröffnet und dann durch Landsberg laut abgeleſen werden. Die Eröffnung geſchah verordnetermaßen, und Landsberg hub an zu leſen, nicht ohne Thrä-

nen, da er die zitternde Handſchrift des wa=
ckern Greiſes erblickte, in deſſen Hauſe er zwei
Jahre als Sohn gehalten worden. Die Nichte
war zur Univerſal=Erbinn eingeſetzt, doch un=
ter einer Bedingung, die, als der Vorleſer an
dieſen Punkt kam, ihn plötzlich verſtummen
machte. Er wurde glühend roth, ſtammelte,
reichte das Teſtament dem Vormund und eilte
hinaus. Verwundert las der Vormund weiter.
Amalie ſollte Landsberg heirathen, oder
ihm ein Drittel von der Erbſchaft überlaſſen.
Sie zog das erſtere vor, denn der junge Mann
gefiel ihr wohl, und Alles, was er bisher ge=
than, verbürgte ſeinen edeln Charakter, folg=
lich ihr künftiges Glück.

So wurde Landsberg plötzlich der reichſte
Mann in der Stadt. Nie vergaß er, daß er
ſeinen Wohlſtand dem alten Söritz verdanke.
Oft hatte er ihm auf eine gute Art koſtbare
Geſchenke aufdringen wollen, allein der Mann
beſaß bei ſehr geringen Einkünften einen edeln
Stolz, und war nie zu bewegen, ein Geſchenk

von einigem Werth anzunehmen, auch dann nicht einmal, als er durch Unglücksfälle in Armuth gerieth. Nur auf dem Sterbebette, als die Sorge um ſeinen einzigen Sohn Anton ihn quälte, nahm er zum erſten Male des Freundes Dankbarkeit in Anſpruch, und empfahl ihm den Knaben, der nun bald verwaist herumirren ſollte.

Dieſe Empfehlung war überflüſſig. Landsberg hatte ohnehin längſt beſchloſſen, des Vaters Wohlthaten an dem Sohne zu vergelten, und mit Freuden nahm er den wohlgearteten Knaben Anton in ſein Haus, um ihn ganz wie ſeinen eigenen Sohn Julius zu erziehen, mit dem er von gleichem Alter war. Nach ſeinem oft und ernſtlich geäußerten Willen ſollte zwiſchen Julius und Anton durchaus kein Unterſchied gemacht werden; allein ſelten erfüllen Mütter eine ſolche Vorſchrift gewiſſenhaft, wenn ſie auch dazu den redlichen Vorſatz haben. Anfangs zwar nahm ſich Amalie zuſammen, und wenn auch Anton nicht eben ſo zärtlich

von ihr geliebkost wurde, als Julius, ſo hütete ſie ſich doch, dem Letztern irgend einen ſichtbaren Vorzug zu erweiſen. Aber bald erwachte die mütterliche Eiferſucht, und Jedermann fand den kleinen Anton liebenswürdiger, und Jedermann hatte Recht. Sie ſelbſt war Schuld daran, denn ſie verzog ihren Julius mit Affenliebe, bemäntelte und vertuſchte alle ſeine Unarten, und wenn ſie auch zum Glücke dadurch ſein gutes Herz nicht verdarb, ſo machte ſie ihn zu einem ungezogenen Buben, der Alles that, was ihm ſein Leichtſinn eingab. Je ſtrenger ſie hingegen ihren Pflegeſohn behandelte, je behutſamer betrug ſich der, und beide Knaben ſtachen bald ſo ſehr gegen einander ab, daß ſelbſt Landsberg einmal unmuthig erklärte: er würde gern den leiblichen Sohn gegen den angenommenen vertauſchen.

Dieſe hingeworfenen Worte mehrten den Widerwillen ſeiner Frau, und verleiteten ſie zu manchen Ungerechtigkeiten, von welchen ihr Mann nichts erfuhr, weil Anton ſie ſtill ertrug.

Manches, was in ſpätern Jahren ein Laſter wird, iſt in der Kindheit oft nur eine üble Gewohnheit, und könnte, mit einiger Aufmerkſamkeit, leicht unterdrückt werden. Dahin gehört auch das Lügen, dieſer Seelenkrebs, der immer mehr um ſich frißt, und endlich die ganze Sittlichkeit verſchlingt. Gleichwie ein Leidender, deſſen Körper vom Krebs zerſtört wird, ſich endlich von ſeinen nächſten Freunden und Verwandten verlaſſen ſieht, weil ſie die verpeſtete Atmoſphäre nicht ertragen können; ſo flieht Jedermann den Lügner. Das hatte Landsberg ſeinem Julius oft gepredigt, als er den unſeligen Hang an ihm bemerkte, bald aus falſcher Scham, bald um ſich weiß zu brennen, bald aus bloßer Neckerei zu lügen. Er beſchämte und züchtigte ihn, ſo oft er ihn auf Verdrehung der Wahrheit ertappte; er verdoppelte von Jahr zu Jahr die Strenge ſeiner Züchtigungen, und ſtellte ihm den wahrhaften Anton zum Muſter dar.

„Jede Lüge“ pflegte er zu ſagen, „hat mehr oder weniger ſchlimme Folgen, die kleinſte bisweilen die ſchrecklichſten, könnte man ihnen nur immer nachſpüren. Darum, Julius, ſcheue jede Verletzung der Wahrheit ärger, als Waſſer und Feuer! Schlägſt du dieſe Worte in den Wind, ſo prophezeie ich dir: du wirſt zu ſpät mit bitterer Reue meiner Warnung gedenken.“

Hätte die blinde Mutter das Söhnlein nicht in Schutz genommen, ſo würde Julius vielleicht die öftern herzlichen Ermahnungen ſeines Vaters nicht in den Wind geſchlagen haben; doch immer hatte ſie Entſchuldigungen für ihn in Bereitſchaft. Bald war es eine witzige Lüge, über die ſie ſich krank lachen wollte, bald eine elende Kleinigkeit, eine Kinderei, folglich nicht der Mühe werth, davon zu reden, und, hatte er es einmal zu arg gemacht, ſo hieß es wenigſtens: er hat es doch nicht aus Bosheit gethan.

Das Letztere mochte gelten; Julius war nicht boshaft, allein darum ſein Hang nicht min-

der gefährlich und verderblich. „Der Vater iſt auch gar zu pedantiſch,“ dachte er bei ſich ſelbſt, nahm ſich vor dem Vater in Acht, und log übrigens nach Herzensluſt.

Eines Tages ſpielte er im Hofe Ball mit Anton. Beide gingen nun ſchon in ihr siebenzehentes Jahr, ſchlugen und warfen daher den Ball mit jugendlicher Stärke, wobei doch Anton ſich ſtets in Acht nahm, den Fenſtern zu nahe zu kommen. Julius hingegen, minder vorſichtig, that einen Wurf, der nicht allein das Fenſter in der Mutter Schlafzimmer, ſondern auch im Zimmer ſelbſt eine Mundtaſſe zertrümmerte, die, als das Geſchenk einer verſtorbenen Freundinn, ihr ſehr lieb war. Zornig fuhr ſie ans Fenſter, hinausrufend: Wer hat das gethan? Beide Knaben verſtummten erſchrocken. Wer hat das gethan? wiederholte ſie kreiſchend.

Anton, ſagte Julius, und machte bei dieſer Gelegenheit die erſte Erfahrung, daß, wenn man auch nur zum Scherze das Lügen ſich ange-

wöhnt, man bald in ernſten Fällen faſt unwill⸗ kührlich Gebrauch davon macht, als von dem erſten Mittel, welches die verdorbene Seele aus Gewohnheit darbietet.

„Warte!" rief die Mutter dem verſtumm⸗ ten Anton zu: „Das ſollſt du mir entgelten! Durch den Kutſcher laſſe ich dieſen Abend dich peitſchen!"

Schon ein Mal hatte ſie dieſe grauſame Züchtigung bei einer andern Gelegenheit an ihm vollſtrecken laſſen, und dadurch noch mehr ſei⸗ nem Ehrgefühl, als ſeinem Körper, weh gethan. Er hatte geſchworen, ſie nicht zum zweiten Mal zu ertragen, und lieber ſein Brot in der weiten Welt zu betteln. Kaum vernahm er jetzt dieſe ſchreckliche Drohung, und kaum hatte ſeine harte Pflegemutter das Fenſter klirrend wieder zugeworfen, als er, ohne ein Wort zu ſagen, und nur einen Blick der Verachtung auf Julius werfend, aus dem Hauſe ging, und verſchwand.

Jetzt fühlte Julius Gewiſſensbiſſe. Er ſchlich herum, ihm war nicht wohl zu Muthe. Als der Abend kam, und die Hausgenoſſen zum Eſſen gerufen wurden, erſchien Anton nicht. Der Vater fragte: „Wo iſt Anton?“

„Er wird wol ſchon in ſeine Kammer gekrochen ſeyn,“ antwortete die Mutter, „denn er hat etwas eingebrockt.“ Und nun erzählte ſie den Verluſt ihrer Taſſe, die ihr ſo weh gethan, daß ſie eine Strafe ihm verkündigt habe. Sie verſchwieg weislich, welche. Landsberg bat für ihn; ſie ſagte nicht Ja noch Nein; es wurde von andern Dingen geſprochen. Der Vater ging ruhig zu Bette, vermeinend, Anton verſchlafe längſt alle Furcht. Aber Anton kam nicht nach Hauſe, und Julius, der ſchon Abends bei Tiſche die Qual des böſen Gewiſſens empfunden hatte, konnte am Morgen die Angſt nicht länger bergen; er ging zu ſeiner Mutter und bekannte ihr Alles. Sie erſchrak: allein, ſtatt gerechten Zorn ihn empfinden zu laſſen, ermahnte ſie ihn blos, ja dem Vater nichts davon zu ſa-

gen, weil ſonſt ein ſchweres Gericht über ihn ergehen würde; folglich beharrte er gegen dieſen bei ſeiner Lüge.

Der bekümmerte Landsberg ſandte auf alle Straßen, und ließ in allen Zeitungen den Entwichenen auffordern, zurückzukehren, und eines liebevollen Empfangs gewiß zu ſeyn; aber alle ſeine, Jahre lang fortgeſetzte, Nachforſchungen waren vergebens, er mußte ſie endlich aufgeben. Freilich empfand Julius Schmerz und Reue über dieſen Vorfall, denn er hatte ſeinen Jugendgefährten aufrichtig geliebt; aber er vergaß ihn auch bald, und der ganze Vortheil, den er für ſeine Beſſerung aus dieſer Begebenheit zog, war der Vorſatz, nicht wieder zu lügen, wenn es einem Andern ſchaden könnte. Als ob es möglich wäre, das vorauszuſehen!

Zwei Jahre nachher machte er zu Pferde eine kleine Reiſe nach einer acht Meilen entlegenen Stadt, wo ein ziemlich berühmter Jahrmarkt gehalten wurde. Auf dem Hinwege kam

er an eine Stelle, wo ſich die Landſtraße in zwei ganz gleich gebahnte Straßen theilte. Er wählte zufällig die unrechte, wurde jedoch bald von einem Bauern zurecht gewieſen, kam glücklich nach Lindenheim (ſo hieß die Stadt), kaufte, was ihm gefiel, tanzte, ſpielte, und als der volle Beutel, früher als er geglaubt, ausgeleert war, kehrte er faſt unmuthig heim, denn ihn drückte das Gefühl, daß er Zeit und Geld verſchleuderte.

Eben als er abermal an jenen Scheideweg gelangte, begegnete ihm ein junger Reiter, der große Eile zu haben ſchien, und ihn haſtig fragte: welches der Weg nach Lindenheim ſey? — Julius zeigte ihm den unrechten. Der Reiter wendete und ſprengte fort.

„Bin ich doch auch eine halbe Meile umgeritten," ſagte Julius lachend zu ſich ſelbſt, „er mag ſehen, wie er zurechtkommt." Ohne weitern Zufall erreichte er ſeinen Wohnort, gedachte des kleinen Abenteuers ſelten, und dann nur mit einem ſchadenfrohen Lächeln.

Auf jenem Jahrmarkt hatte er unter andern eine gefährliche Bekanntſchaft mit abgefeimten Spielern gemacht, die, nachdem ſie dort ihre Schafe geſchoren, in die Reſidenz kamen, um ihr Handwerk fortzuſetzen. Julius, der unerfahrne Jüngling, fiel in ihre Schlingen, und verſpielte eine Menge ſchöner Goldſtücke, welche die Mutter ihm zuſteckte. Da er aber von Natur keinen Hang zum Spielen hatte, auch diesmal die Mutter ihn ängſtlich bat, dieſen Abgrund zu vermeiden, ſo ſchwur er, keinen Fuß mehr in das verdammte Haus zu ſetzen, und hielt Wort. Am letzten Abende, als die Habichte ihn plünderten, und er eine ziemlich große Summe in Golde auf den Tiſch zählen mußte, fand ſich, daß es einige Thaler zu viel waren. Er ſetzte auch dieſe noch auf eine Karte, gewann, verdoppelte den Satz, gewann wieder, und ſo noch einige Male, denn die Gauner wollten ihn nicht abſchrecken. Nun legte aber der Banquier die Karten nieder, und bezahlte ihm ſeinen Gewinn mit einer Banko-

note. Julius ſteckte ſie ein und kam nicht wieder.

Zufällig erblickte der Vater dieſe Bankonote in ſeiner Hand, beſah ſie aufmerkſam, und fragte: wo er ſie herbekommen? — Der Sohn, der nicht bekennen wollte, daß er einem Spielgelage beigewohnt, antwortete: „Ich habe ſie eingewechſelt von unſerm Nachbar, dem Kaufmann Herz."

„Ueberlaß ſie mir," ſagte der Vater, nahm ſie, zahlte ihm den Werth, und Julius bekümmerte ſich weiter nicht um die Urſache, aus der ſein Vater den Beſitz gerade dieſer Bankonote wünſchen mochte.

Nun hatten ſich aber ſchon ſeit einigen Monaten in der Reſidenz falſche Bankonoten blicken laſſen; die Regierung war aufmerkſam geworden, und hatte einigen vertrauten Männern, unter andern dem alten Landsberg, aufgetragen, die Quelle dieſes Uebels auszukundſchaften, und, bei dem geringſten Argwohne, mit Hülfe der Polizei die ſtrengſten

Unterſuchungen anzuſtellen. Der Kaufmann Herz, den Julius genannt hatte, war ſeit Kurzem ſchnell reich geworden; dies machte ihn verdächtig. Landsberg benachrichtigte die Polizei von dieſem Verdachte, drang um Mitternacht unvermuthet in des Kaufmanns Wohnung, ließ ihn bewachen, und vom Boden bis zum Keller Alles mit großem Gepolter durchſuchen. Aber es fand ſich durchaus nichts; vielmehr erhellte aus des Mannes Büchern, daß er bloß durch Fleiß, Ordnung und einige wohlgelungene Spekulationen ſeinen Wohlſtand vermehrt hatte. Landsberg bezeigte ihm ſeine Achtung und ſein Bedauern über den Schrecken, den er ihm verurſacht, erklärte ihm auch, es ſey auf Veranlaſſung der falſchen Bankonote geſchehen, die er ſeinem Sohne verwechſelt habe. Der Kaufmann betheuerte, der junge Herr habe nie Geld bei ihm gewechſelt, und Landsberg ſtand mit tiefer Beſchämung, im Namen ſeines Sohnes, vor dem redlichen, gekränkten Manne. Er wußte ſich kaum zu faſſen, eilte

heim, ließ noch in derſelben Nacht Julius wecken, vor ſich kommen, und empfing ihn mit gerechtem Unwillen.

Der Jüngling, deſſen Herz nicht verhärtet war, bekannte jetzt ohne Umſchweife. Es thue ihm in der Seele weh, ſagte er, aber wie hätte er glauben können, daß eine ſo unbedeutende Lüge — — „Keine Lüge iſt unbedeutend!" fuhr ihn der Vater an, „Danke Gott, wenn dieſe keine ſchlimmere Folgen hat, als deine Schande."

Leider hatte ſie noch andere, noch weit ſchrecklichere Folgen. Des Kaufmanns geliebte Gattinn lag ſeit einigen Tagen in den Wochen. Der Schrecken, den der nächtliche Ueberfall ihr verurſachte, zog ihr ein heftiges Fieber zu, an dem ſie ſtarb. Sie ließ einen troſtloſen Gatten mit fünf Waiſen zurück. Das zerknirſchte den Lügner, der, in Thränen der Reue ſich badend, ſeinem Vater zu Füßen ſtürzte und ſchwur: es ſolle nie wieder die kleinſte Unwahrheit ſeine Lippen beflecken.

„O!“ rief Landsberg ſchmerzlich; „Du haſt dieſes ſpäte Bekenntniß theuer erkauft. Wenn du mein Sohn biſt, ſo wird der Schatten dieſer edeln, ermordeten Frau dich bis zum Grabe umſchweben.“ Ja, ſo war es auch. Julius ging tiefſinnig umher, fand nirgend Ruhe und ſann Tag und Nacht auf Mittel, ſein Vergehen wieder gut zu machen. Er ſtand ſeit einiger Zeit mit einem der liebenswürdigſten Mädchen in Verbindung, der Tochter eines angeſehenen Mannes, die er liebte und zu ehelichen hoffte; jetzt aber, da auch die Liebe ſein Gewiſſen nicht beſchwichtigen konnte, trat er eines Tages muthig vor ſeinen Vater, ſprechend: „Vater, würden Sie nichts dagegen haben, wenn ich eines Kaufmanns Tochter heirathete?“ Landsberg, der ſeine Verbindung kannte und billigte, ſtutzte bei dieſer Frage. Doch als er vernahm, daß Julius die Tochter des Kaufmann Herz meine, die weder durch Schönheit, noch Geiſt, noch Geburt ſich auszeichnete, da errieth er das Gefühl, welches dieſen Vor-

ſatz ſeinem Sohne eingeflößt, umarmte ihn gerührt, und ſagte: „Geh, ich bins zufrieden.“ Auf der Stelle ging Julius und ließ bei dem alten Herz ſich melden, der ihn mit ſichtbarem Widerwillen empfing. „Ich komme,“ ſagte Julius, „um wieder gut zu machen, was meine Unbeſonnenheit verbrochen.“ Mit einem bittern, ſchmerzlichen Lächeln fragte der Kaufmann: „Wieder gut machen? Wie das?“ Julius machte ſeinen Antrag. Das überraſchte den Alten. Der Sohn des reichen Landsberg, der überdies ein braver Jüngling war, wenn er nur nicht log — eine ſolche Verbindung hatte die Tochter des Kaufmann Herz nicht erwarten dürfen. Sie wurde geſchloſſen, und Julius, der ein Opfer ſeines Herzens gebracht hatte, beruhigte jetzt ſein Gewiſſen durch den Zuſpruch: „Ich habe als ein ehrlicher Mann Alles wieder gut gemacht.“

Allein er wurde bald gewahr, daß die böſen Folgen einer Lüge ſich nicht immer wieder gut machen laſſen. Freilich war es ſichtbar,

daß der alte Herz über eine ſo glänzende Verſorgung ſeiner Tochter Mariane ſich freute, aber der Wurm an ſeinem Herzen nagte darum doch immer fort. Er hatte ſeine Frau unausſprechlich geliebt. Beide waren blutarm geweſen, als ſie ſich geheirathet, hatten ſich wol knapp, doch fröhlich beholfen, hatten durch vereinten Fleiß die erſten Thaler erworben, ſie jeden Abend mit einander überzählt, und Plane zum fernern Fortkommen entworfen. Auch dann noch, als die erſten wenigen Thaler ſchon zu Tauſenden angewachſen waren, ging Herz noch immer an jedem Abende zu ſeiner Frau, und blieb eine Stunde oder zwei mit ihr allein, theilte jede Freude über das Gelungene, jede Hoffnung für das Künftige, berieth ſich mit der verſtändigen Hausfrau, und befand ſich ſo wohl dabei! — Auf dieſe Weiſe hatte nicht die Liebe allein, ſondern auch die Gewohnheit — die oft noch mächtiger iſt als die Liebe — ein Band geknüpft, das, wenn es zerriſſen wurde, beider Herzen Verblutung nach ſich ziehen mußte.

Wenn Abends die Stunde kam, in der Herz gewohnt geweſen, zu ſeiner Frau zu gehen, ſo überfiel ihn eine Angſt, die ſeine Kinder leider nicht zu mildern vermochten. Dann ſaß er ſtumm in einem Winkel mit gefalteten Händen, und ſah ſtarr vor ſich hin, oder er ging hinaus auf den Kirchhof, das Wetter mochte ſeyn, wie es wollte. Dort ſaß er eine Stunde auf dem Grabe ſeiner Frau, und ſuchte ſich einzubilden, daß er noch, wie vormals, ſeine Sorgen mit ihr theile.

Dieſer Gang nach dem Kirchhofe gewährte ihm noch die meiſte Beruhigung. Allein der Spätherbſt kam, und ſein Alter konnte die Beſchwerden der rauhen Witterung nicht ertragen. Eines Abends hatte er auf dem geliebten Grabe ſich eine ſtarke Verkältung zugezogen, kränkelte einige Tage, mußte ſich zu Bett legen, ſah gleichgültig die Annäherung des Todes, und ſtarb, minder von der Krankheit aufgerieben, als aus Lebensüberdruß.

Julius wurde ein redlicher Vater der nun verwaisten Kinder, aber das konnte er ſich nicht verhehlen, daß dieſe Familie noch vereint und glücklich leben würde, wenn er nicht aus falſcher Scham ſeinen Vater belogen hätte. „Es läſſt ſich nicht Alles wieder gut machen!“ ſeufzte er laut, und kämpfte gegen die unheilbarſte Schwermuth, die des Gewiſſens.

Mariane, ſeine Gattinn, empfand den tiefſten Kummer über den Tod ihres Vaters. Um ſie und ſich ſelbſt zu zerſtreuen, machte er kleine Reiſen mit ihr, unter andern eine zu demſelben Jahrmarkte nach Lindenheim, den er vor einigen Jahren als ein froher Jüngling beſuchte. Als ſie an die Stelle kamen, wo er dem Fremden, aus bloßem Muthwillen, den unrechten Weg gezeigt, fiel ihm zum erſten Male dieſe Lüge auf das Herz. Er wollte ſeiner Frau die Anekdote erzählen, aber die Scham verſchloß ihm den ſchon geöffneten Mund. Hoffentlich, dachte er, iſt dieſe Strafe die einzige jenes Uebermuthes.

Auf dem Jahrmarkte gab es wie immer viel Gewühl, viel zu ſchauen, viel zu verkaufen. Das junge Ehepaar ſchlenderte den ganzen Tag aus einer Bude in die andre, und fand wirklich Zerſtreuung unter den tauſend fremden Menſchen-Geſichtern. Ermüdet hatten ſie einſt den Abend ſich an der Wirthstafel unter mancherlei Gäſten gelagert, da wurden — wie an ſolchen Tafeln zu geſchehen pflegte — allerlei Kleinigkeiten feil geboten, unter andern kleine Körbchen, ſehr niedlich von Papier geflochten. Bei ihrem Anblicke fühlte Julius plötzlich einen ſcharfen Stich im Herzen, denn ſie erinnerten ihn an Anton, der ſchon als Knabe ſehr geſchickt in ſolcher Arbeit war. „Wer hat die Körbchen gemacht?“ fragte er haſtig.

„Dort ſitzt er an der Thür“ antwortete ſein Nachbar, „ein junger Invalide, dem beide Beine abgeſchoſſen wurden, und der ſich jetzt auf dieſe Weiſe einen kümmerlichen Biſſen Brot erwirbt.

Julius ſchlug die Augen auf, erkannte ſeinen Spielkameraden, ſtürzte hin zu ihm,

und ſchloß ihn weinend in ſeine Arme, zum großen Erſtaunen des Invaliden und aller Anweſenden. Der arme Anton blieb nicht lange im Zweifel. Die Züge des jungen Mannes, der einſt ſein Bruder geweſen, hatten ſich mit greller Stärke in ſein Gedächtniß gegraben; unwillig entzog er ſich deſſen Umarmung. Aber Julius ließ nicht nach, und ſeine Freude, wie ſeine Reue, waren ſo ungekünſtelt, daß der gute Anton ſich bald bewegen ließ, mit ſeinen Krücken ihm nachzuhinken. Julius führte ihn auf ſein Zimmer, drückte ihn noch einmal mit Ungeſtüm an ſein Herz, ſchaffte alle Erquickungen herbei, die der Wirth vorräthig hatte, und bat ihn dann mit freundlicher Wehmuth, ihm ſeine Geſchichte zu erzählen.

„Ach!“ ſagte Anton, „die iſt kurz. Nachdem du mich durch eine häßliche Lüge aus deines guten Vaters Hauſe vertrieben hatteſt — (Julius ſchlug, vor Scham glühend, die Augen nieder) — ſchweifte ich einige Tage in der Gegend umher. Der Hunger trieb mich unter die

Werber. Ich habe drei Feldzüge mitgemacht. Wie es mir ergangen iſt, ſiehſt du wol.“ Er ſah dabei auf ſeine hölzernen Beine und ſeufzte tief. Julius ſtand zerknirſcht vor ihm. „Das iſt der Sohn des Mannes, dem mein Vater ſein Glück, dem ich ſelbſt meinen Wohlſtand verdanke! Den hab' ich durch eine ſchändliche Lüge in die weite Welt gejagt! Der iſt durch mich zum Krüppel geworden!“ — Solche Gedanken zerriſſen ſein Herz. „Vergib mir, mein guter Anton!“ ſtammelte er, „ich will erſetzen, was ich vermag.“

Erſetzen? murmelte Anton, und blickte wieder auf ſeine hölzernen Beine. — „Komm zu mir,“ fuhr Julius fort, theile mit mir, was ich habe! Sey wieder mein Bruder, wie vormals!“

Gern nahm der arme Invalide zwar den Vorſchlag an, denn ſeine Papierkörbchen nährten ihn kümmerlich; aber, was auch Julius für ihn thun konnte und wollte — und er wollte es wahrlich von Herzen — die abgeſchoſſenen

Füße konnte er ihm doch nicht wieder geben! Anton war und blieb ein Krüppel.

Am andern Tage kaufte Julius für ihn eine bequeme, in Federn hängende Kaleſche, um den Wiedergefundenen, der an ſchlecht geheilten Wunden oft noch litt, ſo ſanft als möglich heimzuführen. Dieſe Anſtalten verzögerten ſeine Abreiſe, und aus langer Weile wollte Mariane, des Jahrmarkts-Getümmels bereits müde, noch einige Merkwürdigkeiten der Stadt beſehen. Zu dieſen gehörte auch ein Hoſpital, das mit großer Sorgfalt unterhalten wurde. Am Arme ihres Gatten ging ſie durch die Krankenſtuben, freute ſich der reinlichen Betten, und theilte mit wehmüthigem Vergnügen einige Wohlthaten aus. Dann beſuchte ſie die Blinden in einem andern Flügel des Hauſes, die, nach dem Muſter des vortrefflichen Pariſer Inſtituts, dort den köſtlichſten Sinn entbehren lernten. Auf dem Rückwege mußte ſie über eine Gallerie gehen, wo ſie in einem offenen Zimmer eine ſehr ſchöne junge Frau mit zerſtreuten Haaren ſitzen ſah,

die eben dieſe Haare beſtändig in Zöpfe flocht, wieder aufdrehte und abermals flocht. —

Neugierig blieb Mariane ſtehen und fragte den Führer, was das zu bedeuten habe? — „Ach!“ ſagte er, „die arme junge Perſon iſt wahnſinnig.“ Erſchrocken klammerte ſich Mariane an ihren Mann, und wollte ſchnell vorübergehen, allein der Führer verſicherte, ſie habe nichts zu fürchten, die Unglückliche thue Niemanden etwas zu Leide. Ja, anfangs habe ſie gerast, man habe ſie binden, auch wol peitſchen müſſen; aber nun, ſeitdem ſie Geſellſchaft habe, ſey ſie fromm wie ein Kind.

„Welche Geſellſchaft?“ fragte Julius.

„Treten Sie hinein,“ antwortete der Führer, „Sie werden eine der intereſſanteſten, wiewol der traurigſten Geſchichten vernehmen.“

Die Fremden traten hinein und gewahrten nun, in einer Ecke ſitzend, einen bleichen, hagern, jungen Mann, der aus hohlen Augen vor ſich hinſtarrte, und ihrer nicht zu achten ſchien.

„Iſt der auch wahnſinnig?“ flüſterte Julius dem Führer zu.

„O nein, nur ſehr unglücklich! er hat ſich blos hieher begeben, um diejenige zu bedienen, die minder unglücklich iſt als er, weil ſie ihren Zuſtand nicht kennt.“

Mariane faſſte ſich ein Herz, trat der armen Wahnſinnigen näher und fragte ſanft: „Was machen Sie da?“

Die junge Frau grinste Marianen freundlich an: „Ich putze mich,“ ſagte ſie, „ich putze mich für meinen Mann; heute wird er kommen.“

Marianens Augen füllten ſich mit Thränen. Sie wünſchte die Geſchichte der Leidenden zu wiſſen, und auf die Verſicherung des Führers, daß der junge Mann ſie wol bisweilen erzähle, wenn er durch Theilnahme erweicht werde, wandte ſich Julius an den Unglücklichen, redete ihn an, und bat ihn mit dem ſanfteſten Ausdrucke der Empfindung, den Urſprung dieſes Elends ihm und ſeiner Gattinn mitzutheilen. Anfangs blickte der Mann ihn

wild an, und ſchien ſeine Bitte nicht zu achten; als er aber Marianen weinen ſah, da betrachtete er ſie lange ſchweigend, ſeine Wildheit ging in Schwermuth über, und auch ihm rollten ein Paar große Thränen über die Wangen.

„Mein Vater,“ hub er an, war hier ein bemittelter Kaufmann. Er verlor meine Mutter früh. Einige Jahre nachher wollte er ſich wieder mit einem Frauenzimmer verbinden, das er liebte, und von dem er herzlich wieder geliebt wurde; allein ſie war von einem eigenſinnigen Oheim abhängig, der einen alten Groll gegen meinen Vater hegte, und ſeine Einwilligung hartnäckig verſagte. Länger als ein Jahr boten die Liebenden Alles auf, um jenen Groll zu vertilgen, aber vergebens. Indeſſen rückte die Zeit heran, wo das Frauenzimmer, mündig, der Gewalt ihres Oheims und Vormundes entzogen werden ſollte. Beide Liebende erwarteten dieſen Zeitpunkt mit Ungedult, doch ehe er noch eintrat, entführte der Alte ſeine Nichte, Niemand wußte wohin.

„Mein Vater war in Verzweiflung. Er forſchte unaufhörlich nach dem Aufenthalt ſeiner Geliebten, er unternahm ſelbſt eine lange Reiſe in dieſer Abſicht, doch all ſein Forſchen blieb fruchtlos.

„Kurz vor ihrem Verſchwinden hatte er ein Findelkind bei ſich aufgenommen, ein liebes Mädchen, das ich Schweſter nannte. Wir wuchſen mit einander auf, und mein Vater theilte ſeine Liebe zwiſchen uns beiden.

„So viel wußte ich von ſeiner Geſchichte, als ich, um die Handlung zu erlernen, mich in die Reſidenz begab, und nach fünf Jahren Buchhalter in einem guten Hauſe wurde. Hier trat eines Tages keuchend ein Bote zu mir herein, meldete mir, daß mein Vater vom Schlage gerührt ſey, daß er die Annäherung ſeines Todes fühle, und mich dringend bitten laſſe, auf der Stelle zu ihm zu eilen, weil er mir noch etwas Wichtiges zu entdecken habe, woran die Ruhe ſeiner Sterbeſtunde hänge. Ich warf mich haſtig auf ein Pferd, und flog zum Thore hinaus. Als Knabe

hatte ich dieſen Weg nur ein Mal gemacht, es war daher kein Wunder, daß ich ſtutzte, als ich an eine Stelle kam, wo die Landſtraße ſich theilte. Mich ergriff der ängſtliche Gedanke, es ſey möglich, daß ich den falſchen Weg erwählen, und dadurch die koſtbarſten Augenblicke verlieren könne. Als ich aber eben in dieſer ängſtlichen Minute einen wohlgekleideten Reiter kommen ſah, ſo verſchwand meine Beſorgniß. Ich bat ihn höflich und dringend, mir den rechten Weg nach Lindenheim zu zeigen. Er ſelbſt mußte ihn wiſſen, denn, da es hier nicht mehr als zwei Straßen gab, ſo kam er entweder gerades Weges aus meiner Geburtsſtadt, oder die andere Straße mußte die rechte ſeyn. Das Erſtere war der Fall, wie ſich nachher ergab; allein der Unmenſch trieb den grauſamſten Muthwillen mit mir, und zeigte mir den falſchen Weg.

Julius erblaſſte. „Wann war das?“ fragte er den Erzähler ſtotternd.

„Vor drei Jahren um dieſelbe Zeit. Ich war wol ſchon zwei Stunden auf dem Irrwege

fortgeritten, ohne manchen mir begegnenden Wanderer zu fragen; denn eine ſolche Frage hätte mich nur aufgehalten, und wie konnte ich vermuthen, daß ein Menſch ſo ſchlecht geweſen, die einfachſte, leichteſte Pflicht der Menſchenliebe zu verhöhnen?

Julius hielt mit zitternder Hand ſein Schnupftuch vor das Geſicht.

„Endlich," ſo fuhr der Erzähler fort, „kam ich an ein mir unbekanntes Städtchen, und wurde meinen Irrthum gewahr. Den böſen Schalk verfluchend kehrte ich ſtracks um, und ſpornte mein Pferd aus allen Kräften. Es war mit Schaum bedeckt, als ich ſpät in der Nacht vor meines Vaters Hauſe ankam. Ach! es war zu ſpät! Wenige Stunden vorher hatte er den gequälten Geiſt aufgegeben, und ſeine letzten Worte waren eine Frage nach mir!

„Als die erſten, ſchmerzvollen Tage überſtanden waren, unterſuchte ich emſig alle ſeine Papiere, um eine Spur des Geheimniſſes zu entdecken, welches er mir noch hatte vertrauen

wollen; allein umſonſt. Da ich die Geſchäfte alle in der beſten Ordnung fand, ſo meinte ich, es müſſe blos eine perſönliche Angelegenheit, etwa irgend ein Unrecht wieder gut zu machen, geweſen ſeyn, und in dieſer Vermuthung gab ich den Armen reichlich.

„Babet, das nun durch meines Vaters Tod zum zweiten Male verwaiste Findelkind, war ſeit meiner Abweſenheit ſo ſchön und liebenswürdig geworden, und hing noch immer mit ſo ſchuldloſer Liebe an mir, daß ich ſogleich beſchloß, ſie zu meinem Weibe zu nehmen, um ſo mehr, da ich meines Vaters Zärtlichkeit für ſie gekannt, und vermuthen durfte, daß, wenn ſein Schatten uns umſchwebe, dieſe Verbindung ihn freuen werde; ja, ich hegte gern den Gedanken, daß er vielleicht gerade deshalb ſo ſehr gewünſcht, mich noch zu ſprechen, um mir Babet zur Gattinn zu empfehlen.

„Auch ihr ſchmeichelte dieſe Vorſtellung. Wir verbanden uns, und lebten ein halbes Jahr ſo glücklich mit einander, ſo glücklich —

Hier unterbrachen Thränen ſeine Worte, er mußte ſich ſammeln, ehe er weiter reden konnte. — Julius ſchien auf einer glühenden Lava zu ſtehen. — Der bleiche junge Mann fuhr fort: „Ein Brief aus Nord-Amerika zertrümmerte in einem Augenblicke dieſes ſtille Glück. Er war von der vormaligen Geliebten meines Vaters geſchrieben, — nicht von ſeiner Geliebten, — von ſeiner Gattinn, mit der er ein ganzes Jahr heimlich vermählt geweſen. Sie meldete ihm, daß endlich ihr grauſamer Oheim geſtorben; und wie er ſie viele Jahre lang in einen Winkel von Louiſiana verborgen, und wie er einen dortigen Pflanzer ihr zum Gatten aufdringen wollen; aber ſie ſey ihrem Schwur und ihrer Liebe ſtets treu geblieben, — daſſelbe hoffe ſie von dem geliebten Manne — nun ſey ſie endlich frei, und im Begriffe, nach Europa zurückzukehren — freilich ſey ſie alt geworden, und werde ihm nicht mehr ſo reizend erſcheinen, wie in jenen glücklichen Tagen der Jugend und Liebe; aber ſie lebe der frohen Ue-

berzeugung, daß das Kind, welches ſie ihm geboren, ihre Babet, das Bild der Mutter in des Vaters Herzen ſtets erneuern werde. — Erlaſſen Sie mir das Uebrige! — Sie ſehen hier die Folgen dieſes Briefes — ich war der Gatte meiner Schweſter! ich mußte mich von ihr trennen — leider war mein Kopf ſo ſtark, daß er das Schrecklichſte ertrug, ohne verwirrt zu werden; — der ihrige unterlag! denn zu der grenzenloſen Liebe für mich, der ſie entſagen ſollte, geſellte ſich auch noch ihre ſchüchterne Frömmigkeit — ſie glaubte, ein ungeheures Verbrechen, obſchon unwiſſend, begangen zu haben — ſie fiel in Raſerei — man mußte ſie binden — man mußte meine ſanfte Babet durch gewaltſame Mittel bändigen; nur wenn ſie mich erblickte, wurde ſie ſtill und ruhig, obgleich ſie mich nicht kannte, und nie wieder erkannt hat! Dieſe mehrmals wiederholte Erfahrung beſtimmte mich, ihre traurige Wohnung zu theilen. Es iſt das Einzige, was ich für ſie thun

kann, und ich will es thun, bis Gott ſie oder mich abruft.

„Bald wird auch ihre Mutter eintreffen — welch ein neues Schauſpiel des Jammers erwartet mich dann! — O daß der Unmenſch Zeuge davon ſeyn könnte, der durch eine einzige muthwillige Lüge all dieſes namenloſe Elend über uns gebracht hat! Er ſey verflucht! und möge Gott ihm lauter wahnſinnige Kinder geben, die, täglich ihn angrinſend, meine arme Babet furchtbar rächen!

Bei dieſen Worten taumelte Julius gegen die Mauer, hielt ſich noch einen Augenblick, und ſank dann ohnmächtig zu Boden. Als er wieder zu ſich kam, lag er auf einem Ruhebette im Wirthshauſe und ſtarrte Alles um ſich her mit wilden Blicken an. Gegen Abend ergriff ihn ein heftiges Fieber. Anton und Mariane wichen nicht von ſeinem Bette. Wochenlang kämpfte er mit dem Tode, ſeine ſtärkere Jugend ſiegte, aber um den Frieden ſeiner Seele war es für immer geſchehen! —

Er ſchlich herum wie ein Träumender, verſteckte ſich ſchüchtern vor jedem Fremden, und war ſtumm, ſelbſt für ſeine Gattinn und Hausgenoſſen. Nur als er, von tiefem Kummer nach und nach aufgezehrt, auf dem Sterbebette lag, ließ er, wenige Stunden vor ſeinem Tode, ſich den Knaben auf das Bett heben, den Mariane ihm geboren hatte, und ſprach zu ihm mit heißen Thränen: Mein Kind! Lüge nie! Selbſt die kleinſte Lüge kann ſchreckliche Folgen nach ſich ziehen! Und beſäßeſt du alle Schätze der Erde, du wirſt Lügen vergebens wieder gut machen wollen!

Die Reiſe nach Köln.

Hinweg von dem traurigen Bilde des hart beſtraften Lügners! Die Folgen dieſes Laſters ſind nicht immer ſo ſchrecklich, oft nur lächerlich; ſie ſchaden nicht immer andern, oft nur dem Lügner ſelbſt.

In Köln lebte ein Mann, Namens Dietrich Schwarz, der eine hübſche Tochter und ein großes Vermögen hatte. Er war aber kein Nachkömmling von dem berüchtigten Berthold Schwarz, der, vor faſt 500 Jahren, dort zum Verderben der Menſchheit das Pulver erfand, ſondern er war aus Sachſen gebürtig, ſchon in ſeiner Jugend in die Fremde gezogen, und hatte, durch Fleiß und Glück, ſeinen Wohlſtand begründet.

Zwei ſeiner Brüder lebten noch in Sach⸗ſen, arme, aber redliche Männer, und obgleich Herr Dietrich Schwarz die Heimath nie wieder beſucht hatte, ſo hing er doch noch im⸗mer mit großer Liebe an ſeinen Verwandten, wie die braven Sachſen gewöhnlich zu thun pfle⸗gen. Regelmäßig ſchrieb er jährlich zweimal nach Hauſe, meldete, was ihm Merkwürdiges begegnet, und empfing dagegen den Bericht von Allem, was in der Familie vorgefallen, wurde auch fleißig zu Gevatter gebeten.

Jeder ſeiner Brüder hatte einen Sohn, Chriſtoph hieß der eine, Karl der andere dieſer Söhne, beide waren des reichen Oheims Pathen, und verfehlten nicht, an jedem Neu⸗jahrstage ein Gratulationsſchreiben zu überſen⸗den, wogegen er auch zu ihrer Erziehung mit manchem Goldſtück herausrückte und ſich freute zu hören, daß beide ein Paar geſchickte Jüng⸗linge geworden.

Seine Tochter, Erneſtine, hatte nun das ſechszehnte Jahr erreicht, und es meldeten

ſich manche Freier; allein er hatte beſchloſſen, daß ſie einen ihrer Vetter heirathen ſolle — wenn er anders ihrer würdig ſey — damit ſein erworbenes Vermögen in der Familie bleiben möchte. Um aber zu erforſchen, ob einer dieſer Vetter, und welcher, das Glück verdiene, Erneſtinens Gemahl zu werden, fing er es ſchlau genug an, ob er gleich das Pulver nicht erfunden hatte. Zuerſt machte er ſeine Brüder mit ſeinem Vorhaben bekannt. Beide ſtimmten fröhlich ein und ſtrichen ihre Söhne um die Wette heraus.

„Erneſtine kann aber doch nur Einen heirathen;“ antwortete Dietrich Schwarz, „darum begehre ich von Euch, daß Ihr ſie beide auf meine Koſten zu mir ſendet, damit wir das Ausſuchen haben. Weil aber beide noch ſehr jung ſind, und zum erſten Male in die Welt gucken, ſo will ich nicht, daß ſie die weite Reiſe ohne alle Aufſicht unternehmen, ſondern ich werde meinen vertrauteſten Handlungsdiener, den Herrn Lange, ſchicken, einen Mann bei

Jahren, der ſich viel in der Welt herumgetrie-ben und überall Beſcheid weiß; der wird ſie ſicher zu mir geleiten. Er ſoll gegen Oſtern bei Euch eintreffen.

Dieſe Nachricht verurſachte in der Schwarz-ſchen Familie eine große Bewegung. Es wur-den neue Kleider gemacht, die Mütter und Schweſtern nähten neue Wäſche und verabſäum-ten nichts, um ihre Söhne und Brüder ſo her-auszuſtaffiren, daß ſie als Brautwerber mit Eh-ren jenſeits des Rheins auftreten könnten. Die beiden Jünglinge ſelbſt hegten ſehr verſchiedene Gedanken und Empfindungen. Beide hielten es für ein großes Glück, wenn ſie die ſchöne, reiche Couſine heimführen könnten, nur mit dem Un-terſchiede, daß der ſchüchterne Karl es kaum zu hoffen wagte, der kecke Chriſtoph hingegen es halb und halb für unmöglich hielt, daß die Wahl nicht ihn treffen ſollte. Wahr iſt's, er wußte zu ſchwatzen und ſeine Kenntniſſe geltend zu machen, auch manche, die er nicht beſaß; er ſtreute den Leuten Sand in die Augen, und konnte

mit einer edeln Unverſchämtheit lügen, als ob es gedruckt wäre. Im Grunde war ſeine Geſtalt minder angenehm, als die ſeines Vetters; aber er kleidete ſich geſchmackvoll und hatte beſſer tanzen gelernt.

Karl wußte viel, und was er wußte, gründlich, konnte es aber nicht recht von ſich geben, und wenn ſein Vetter der Kreuz und Queer über Dinge ſchwatzte, die ihm gänzlich unbekannt waren, ſo ſchwieg er hingegen nur zu oft über Dinge, die er ſehr wohl kannte. Auch wußte er ſelbſt recht gut, daß er ſich in Geſellſchaften ein wenig linkiſch benahm, und daß ſeine Verbeugungen nicht zu den zierlichen gehörten. Dieſes Bewußtſeyn machte ihn noch verlegener, noch ſtummer, und ſo war es denn kein Wunder, daß Manche ihn einen ehrlichen Simpler nannten.

„Ach!" dachte er, „wenn mein Oheim einen guten Schwätzer und meine Couſine einen guten Tänzer begehrt, ſo kommt die Reihe nicht an mich. Doch es geſchehe, was da wolle,

meines Vetters Glück will ich nimmer benei-
den.“

Mit großem Verlangen ſahen beide Jüng-
linge dem Oſterfeſte entgegen, und ſo oft der
Poſtwagen von Leipzig ankommen ſollte, fand
man ſicher beide auf der Landſtraße, den ange-
meldeten Herrn Lange erwartend. Er kam
endlich. Es war aber Herr Dietrich Schwarz
in eigener Perſon. Nämlich, er hatte klüglich
berechnet, daß die beiden jungen Leute, wenn
ſie nach Köln zu ihm kämen, nur ihre ſchönſten
Seiten herauskehren würden, und er folglich
doch kein richtiges Urtheil über ihre Charaktere
fällen könnte. Auf einem Poſtwagen hingegen,
auf einer Reiſe von 50 Meilen, da hätte es
mit dem Henker zugehen müſſen, wenn er ſie
nicht vollkommen entziffert hätte. Darum be-
ſchloß er, die Rolle des Herrn Lange ſelbſt
zu übernehmen, und kam am grünen Donners-
tage mit ſeinen eigenen Kreditiven wohl verſehen.

Christoph und Karl machten bereits auf
der Landſtraße ſeine Bekanntſchaft. Jener ver-

ſicherte ihn, er habe ſchon drei Nächte in einem Dorfe geſchlafen, wo der Poſtwagen durchfahren müſſe, um ja das Vergnügen nicht zu verſäumen, ihn zuerſt willkommen zu heißen. Karl ſchwieg, denn er war kaum ſeit einer halben Stunde mit ſeinem Vetter aus dem Thore gegangen, und wollte ihn doch nicht Lügen ſtrafen.

Herr Lange ſtieg aus und ſchlenderte vollends zu Fuße mit ſeinen neuen Bekannten nach der Stadt. Chriſtoph erkundigte ſich nach des Oheims Befinden, ob er noch ſo ſehr rüſtig ſey? Wie viel er wol im Vermögen habe? Ob er gleich nach der Hochzeit mit dem Gelde herausrücken werde? Oder ob man ſeinen Tod erſt abwarten müſſe? in welchem Falle er lieber gar nichts von ihm haben wolle, denn er empfinde bereits eine Zärtlichkeit für ihn, als ob er ſein rechter Vater ſey. Im Grunde werde er ihm ein kleines Opfer bringen, weil ſchon manches ſchöne reiche Mädchen in ſeiner Vaterſtadt die Augen auf ihn geworfen.

Karl ſagte weiter nichts, als: der Oheim muß wol ein rechter braver Mann ſeyn, weil er ſeine Familie ſo großmüthig bedenkt.

Herr Lange hörte und ſah mit allen ſeinen Augen und Ohren. Beide Neffen hatten ihn in die Mitte genommen. Er maß mit Seitenblicken bald dieſen, bald jenen, und freute ſich ingeheim über die beiden ſtattlichen Jünglinge. Weder ſein Herz noch ſeine Vernunft trafen eine vorläufige Wahl; doch wenn er ſich auf ſein Gewiſſen befragte, welcher ihm am beſten gefalle? ſo ſchien es doch, als gäbe er dem muntern, geſchwätzigen Chriſtoph den Vorzug. Allein davon ließ er ſich vor der Hand nichts merken, ja, er beſaß ſogar Stärke genug, alle die heftigen Empfindungen der fröhlichſten Wehmuth zu unterdrücken, die ihn, nach einer mehr als dreißigjährigen Abweſenheit, bei'm Anblicke ſeiner Vaterſtadt, noch mehr bei'm Wiederſehen ſeiner Brüder, ergriffen. Er gab ſich auch ihnen nicht zu erkennen, wohl einſehend, daß die väterliche Liebe ſie leicht verleiten könne,

den Söhnen zu verrathen, was er im Schilde führte.

Bei Christophs Vater forſchte er vor allen Dingen, ob der Sohn nicht etwa ſchon in irgend einer Verbindung mit einem andern Frauenzimmer ſtehe? weil, nach deſſen Aeußerungen, es nur von ihm abhing, eine der vortheilhaften zu ſchließen. Der Vater betheuerte hingegen, Christoph ſey erſt vor wenigen Monaten von der Univerſität zurückgekommen, und kenne nicht ein einziges Frauenzimmer in der ganzen Stadt. Das fiel dem Oheim auf. Gleich am erſten Abend bei der Mahlzeit war es auch ſchon kund geworden, daß er keineswegs drei Tage in einem Dorfe zugebracht, um ihn zu erwarten. Alſo ſchon zwei Lügen! Darüber ſchüttelte der Alte bedenklich den Kopf.

„Ich bin gar nicht verlegen um eine Verſorgung,“ hatte Christoph auch zu ihm geſagt, „denn unſer Fürſt bemerkt mich allergnädigſt, und zeichnet mich bei jeder Gelegenheit aus. Noch neulich, als ich mit meiner Schwe-

ſter Annchen dem Exerciren beiwohnte, hat er mich ſehr freundlich angeredet.“ Der junge Herr berief ſich dabei auf Annchen, ein munteres, naives Mädchen, die eben mit ihrem Strickzeug am Fenſter ſaß. „O ja,“ ſagte ſie lachend, „der Fürſt hat dich angeredet. Geh er doch ins Teufels Namen aus dem Wege! die Huſaren werden ihn ja überreiten.“

Der Oheim lächelte: „Nun freilich,“ äuſſerte Chriſtoph etwas verlegen, „Se. Durchl. waren beſorgt um mich.“

Aus dieſen kleinen Vorfällen ſchloß Dietrich Schwarz, daß er auf ſeiner Hut ſeyn müſſe, um nicht durch Chriſtophs angenehme Eigenſchaften geblendet zu werden.

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen, während dem in der Familie, dem Abgeſandten des Bruders zu Ehren, wacker geſchmaust worden war, ſetzte ſich Herr Lange mit den beiden, ſeiner Obhut anvertrauten, Gefährten auf den Poſtwagen und reiste unter Segenswünſchen ab. Chriſtoph flüſterte ſeiner Schwe-

ſter noch ins Ohr: „Beſtelle dir nur zeitig bei unſerm Stadt-Poeten ein Hochzeitgedicht in Stanzen!“ Karl aber ſagte zu der ſeinigen: „Lache mich nur nicht aus, wenn ich ohne Frau nach Hauſe komme!“

Des Oheims Beſtreben ging auf der Reiſe hauptſächlich dahin, die jungen Leute ſchwatzen zu laſſen, um ihre Geſinnungen zu erforſchen, ohne über irgend einen Punkt ſeine eigenen zu verrathen. Er ſtellte ſich vielmehr etwas einfältig, damit ſie nicht ſcheu gegen ihn würden. Dennoch ſprach Karl bei weitem nicht ſo viel, als Herr Lange gewünſcht hätte; indeſſen, was er ſprach, war verſtändig und wahrhaft. Chriſtoph hingegen plauderte unaufhörlich, unterhielt durch Witz und Laune, nahm es aber mit der Wahrheit nicht genau. Die Elbe drohte in dieſem Frühjahre weit auszutreten; das gab ihm Veranlaſſung, ſich zu rühmen, daß er ein vortrefflicher Schwimmer ſey, und noch im vorigen Jahre bei Meiſſen ein Kind aus dem Waſſer gerettet habe. Er berief ſich dabei, nach

ſeiner Gewohnheit, auf das Zeugniß ſeines Vetters, der das Faktum zwar nicht bekräftigte, aber doch ſchwieg — und Chriſtoph wußte wohl, daß er ſchweigen würde. Der Oheim freute ſich im Stillen dieſer edeln That, und dachte: der junge Menſch iſt ein Windbeutel, aber das wird ſich geben, er iſt brav.

Seine gelehrten Kenntniſſe verſtand der Alte nicht zu prüfen; da aber Chriſtoph einigemal Verſe aus dem Virgil citirte, und verſicherte, dieſen Dichter ſo gut zu verſtehen, als ob er Gellerts Fabeln läſe, ſo machte ſich Herr Schwarz auch von ſeinen Kenntniſſen große Begriffe.

Gelegentlich hatte der angebliche Herr Lange geäußert, er ſey zum erſten Male in Norddeutſchland, und weiter als bis Dresden nie gekommen. Chriſtoph fragte: ob er nicht in Berlin geweſen ſey? und auf die Verneinung dieſer Frage hub er an zu erzählen, wie er vor zwei Jahren eine Reiſe dahin gemacht, auf dem

Entenmarkte gewohnt, den Obelisk auf dem Schloßplatze bewundert, auf der Spree eine Fregatte erbauen ſehen, im Thiergarten ſich an den Känguruhs ergetzt, die dort ſo häufig herumliefen, als in Sachſen die Haſen, und was dergleichen mehr war. Der Oheim, der wirklich nie in Berlin geweſen, auch ſonſt eben keine großen geographiſchen Kenntniſſe beſaß, hörte dem angenehmen Schwätzer mit offenem Munde zu. Aber plötzlich erhub ſich eine Stimme aus dem Hintergrude des Poſtwagens, die einem alten verabſchiedeten Dragoner-Hauptmann zugehörte. „Sakerment!“ brüllte die Stimme, „ich bin doch ſelbſt ein Berliner, aber von allen den Herrlichkeiten hab' ich in meinem Leben nichts gehört. Ein Obelisk auf dem Schloßplatze — eine Fregatte auf der Spree — Känguruhs im Thiergarten — ich will verdammt ſeyn, in einer Enten-Pfütze zu wohnen — denn einen Entenmarkt gibt es in Berlin auch nicht — wenn der junge Herr nicht lauter Wind macht.“

„Ich bitte um Verzeihung," ſtammelte Chriſtoph, „der Herr Hauptmann ſind vielleicht lange nicht in Berlin geweſen?"

„Seit vier Jahren nicht."

„Nun, in vier Jahren kann ſich Vieles ändern."

Der Offizier lachte in ſeinen Schnurrbart und ließ es gut ſeyn. Der Oheim aber ſchrieb es ſich hinter das Ohr. In Leipzig, wo gerade Pferdemarkt war, forderte er den jungen Herrn auf, einen wilden Mecklenburger zu beſteigen, denn Chriſtoph, der in Jena manches Philiſter-Pferd getummelt hatte, prahlte öfter unterwegs, er ſey der beſte Reiter in ganz Sachſen und fürchte ſich vor keinem Bucephalus. Herr Lange freute ſich, eine Gelegenheit zu finden, dieſe gerühmte Kunſt auf die Probe zu ſtellen. Chriſtoph konnte es nicht mehr ablehnen, ſchwang ſich auf den Gaul und wurde augenblicklich ſo unſanft herabgeworfen, daß er einige Tage Zimmer und Bett hüten mußte. In der erſten halben Stunde ſchämte er ſich ein

wenig, weil Jedermann ihn auslachte, dann vergaß er's wieder.

Der Aufſchub der Reiſe verurſachte dem Oheim Langeweile. Er ging in einen Buchladen, begehrte ein neues intereſſantes Produkt, und man gab ihm das berühmte Buch: Anſichten und Ausſichten. Er las und es gefiel ihm ſehr, denn der Verfaſſer hat es wenigſtens ſehr gut gemeint. Auch Chriſtoph blätterte darin und bemerkte vor allen Dingen, daß der Verfaſſer ſich nicht genannt habe. Als nun Herr Lange eines Abends mit warmem Lobe von dieſem Buche ſprach, hub Chriſtoph mit erkünſtelter Beſcheidenheit an: „Ihr Lob, mein werther Herr Lange, iſt ſo ſchmeichelhaft, daß ich mich nicht überwinden kann, mein hartnäckiges Schweigen länger zu behaupten. Sie ſollen wiſſen, ich bin der Verfaſſer dieſes Buches. Doch es bleibt unter uns. Ich wollte erſt der Kenner Urtheil erlauern, und war ſo ſchüchtern damit hervorzutreten, daß ich nicht einmal meinem Vetter etwas davon geſagt habe."

Der Oheim ſah ihn mit großen Augen an. Es regten ſich wol Zweifel in ſeiner Seele, aber er wünſchte von Herzen, es möchte wahr ſeyn, und folglich glaubte er es auch ſchon halb. Karl, den er darum befragte, meinte, es ſey wol möglich, ſein Vetter beſitze große Talente.

„Wenn er das Buch geſchrieben hat,“ murmelte Dietrich Schwarz, ſo ſoll eine Menge kleiner Thorheiten ihm verziehen ſeyn.“

Sie reiſen endlich weiter. In Naumburg, wo der Poſtwagen etwas lange aufgehalten wurde, gab ſich Herr Lange mit einem muntern zwölfjährigen Knaben, dem Sohne des Poſtmeiſters, ab, und ergetzte ſich an deſſen treffenden Antworten.

„O!“ ſagte der Poſtmeiſter, „er kann auch ſchon lateiniſch.“

„Wirklich?“ erwiederte Lange, „Ei, das wollen wir gleich hören. Herr Chriſtoph Schwarz, treten Sie doch näher und examiniren den Knaben ein wenig!“

Chriſtoph warf ſich in die Bruſt, ließ ihn amo konjugiren und mensa dekliniren, und das ging vortrefflich. Der Oheim, der nicht ein Wort Latein verſtand, hörte mit wahrer Rührung zu, und überzeugte ſich von den Kenntniſſen ſeines Neffen. Aber indeſſen war ein Schüler aus Sekunda hereingetreten, der Lehrer des Knaben, der den Herrn Examinator lateiniſch anredete: Quove tenetis iter? — da verſtummte der gelehrte Lateiner.

„Ei,“ ſagte Herr Lange, „ſo antworten Sie doch, Sie leſen ja den Virgil, als ob es Gellerts Fabeln wären.“

„Mein lieber Herr Lange,“ ſtotterte Chriſtoph, „es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem Virgil und zwiſchen einem ſolchen Küchenlatein; das verſteh' ich nicht.“

„Ich bitte um Verzeihung,“ ſagte der Schüler, „gerade dieſe Phraſe: quove tenetis iter, iſt aus der Aeneide des Virgil, und zwar aus dem erſten Buche entlehnt.“

„Das kann ſeyn,“ antwortete Chriſtoph, ſich verdrüßlich umwendend, „im Sprechen hab' ich mich nicht geübt.“ — Ei, ei! dachte Herr Lange; wenn es nur mit den Anſichten und Ausſichten ſeine Richtigkeit hat!

In Weimar war der ehrliche Dietrich Schwarz im Hauſe des gaſtfreien Bertuch bekannt. Er wurde, nebſt ſeinen jungen Begleitern, zu einer freundlichen Thee-Geſellſchaft eingeladen, wobei verſchiedene Gelehrte mit berühmten Namen, Einheimiſche und Fremde, gegenwärtig waren. Karl ſaß mit ſtillem Entzücken im Kreiſe von Männern, die er ſo oft bewundert hatte, und lauſchte Jedem die Worte von den Lippen. Selten, und nie unbefragt, war er ſo kühn, ſich in das Geſpräch zu miſchen. Chriſtoph hingegen ſchwatzte links und rechts über den Tiſch hinüber, doch weil er nicht dumm ſchwatzte, ſo hatte der Oheim im Stillen ſeine Freude daran, zumal da er ſah, daß einige der Gelehrten den kecken Neffen einer wohlwollenden Aufmerkſamkeit würdigten, indeſſen Karl über-

ſehen wurde. Ich muß doch den Chriſtoph überraſchen, dachte er; es wird ihnen Allen, und mir Freude machen.

„Meine Herren,“ ſagte er laut, „iſt Ihnen ein neues Büchlein bekannt, betitelt? Anſichten und Ausſichten?“

Ei freilich! riefen Alle.

„Nun, ich habe die Ehre, in dieſem jungen Manne Ihnen den Verfaſſer zu präſentiren.“

Ei wirklich? erſcholl es von allen Lippen; und nun drängten ſich die Gelehrten um den beſcheidnen Anonymus, und überhäuften ihn mit Lobſprüchen, und faſt hätte Karl bei ſich ſelbſt gedacht: wer doch auch ſo lügen könnte, wie mein Vetter!

Im erſten Augenblicke, da Herr Lange das Geheimniß verrieth, wurde Chriſtoph blaß und roth, und das Herz klopfte ihm gewaltig. Als er aber ſah, daß Alles glücklich ablief, und daß die berühmten Männer ihn nun ſämtlich als ihres Gleichen behandelten, da fand er ſich ſehr ſchnell in ſeine Lage, nahm mit freund=

lichen Verbeugungen alle die Lobſprüche in Empfang, oder lehnte ſie mit ſchlecht erkünſtelter Beſcheidenheit ab.

Dieſe Entdeckung hatte die Folge, daß die Gelehrten um die Wette den Schriftſteller Chriſtoph Schwarz nebſt ſeinem Bruder und Herrn Lange zu Gaſte luden, wobei wohl zu bemerken war, daß die letztern Beiden nur unter ſeinen Flügeln ſich einfinden durften. Auch gab es ihnen Chriſtoph bisweilen mit einigem Lächeln zu verſtehen. Dem ſtillen Vetter Karl war dies doch ein wenig ſchmerzlich, dem Oheim aber gewährte es einen köſtlichen Genuß, und Alles, was er ſich hinter das Ohr geſchrieben hatte, verlöſchte nach und nach.

Schon vier Tage hindurch hatten ſie von einer wohlbeſetzten Tafel zur andern ſich durch den Lohnbedienten führen laſſen, und überall, beim kräftigen Dufte des Rheinweins, auch den ſüßen Dampf des Weihrauches nicht vermiſſt. Auf den fünften waren ſie eingeladen, und fanden diesesmal die Geſellſchaft beſonders zahlreich, ob-

gleich bei ihrer Ankunft die Gäſte noch nicht alle verſammelt waren. Unter den ſchon Gegenwärtigen befand ſich Einer, der mit den Grundſätzen des mehr genannten Buches nicht einſtimmig dachte, obſchon er deſſen Verfaſſer alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er bat den jungen Hrn. Schwarz um Erlaubniß, ihm einige Einwürfe vorzutragen, und that es mit vieler Humanität. Es hatte ſich um beide ſogleich ein Kreis gezogen, und ſo ſehr auch Chriſtoph dieſer Prüfung auszuweichen ſuchte, betheuernd, daß er nur hinter dem Schreibtiſche ſeine Gedanken gehörig ordnen könne, ſo wäre es doch höchſt unſchicklich geweſen, gar nicht zu antworten. Hr. Lange ſelbſt feuerte ihn an, ſeine Grundſätze zu vertheidigen. Er wagte endlich einige Worte, in Hoffnung, daß die Suppe bald erſcheinen, und dem läſtigen Geſpräch ein Ziel ſetzen werde; allein, was er ſagte, enthielt ſo auffallende Widerſprüche, daß ſein Gegner voll Verwunderung ihn in die Enge trieb, und alle Umſtehende die Angſt auf ſeinem Geſichte laſen.

Er blickte mehrmal nach der gedeckten Tafel, die Suppe wollte noch immer nicht erſcheinen, wohl aber traten zwei neue Gäſte herein. Der Eine derſelben, ein alter Freund vom Hauſe, wandte ſich ſogleich an den Wirth, ſprechend: „Sie werden mir gewiß verzeihen, daß ich Ihnen hier noch einen ungebetenen Gaſt mitbringe, wenn ich ſage, daß ich die Ehre habe, Ihnen den Verfaſſer des ſchönen Werkes, Anſichten und Ausſichten, zu präſentiren.“

Alle verſtummten, und machten große Augen. Der Wirth faſſte ſich zuerſt wieder, bewillkommte den Fremden, und ſtellte ihm die Gelehrten ringsumher vor. Als er auch an Chriſtoph kam, ſagte er: „Dieſen Herrn werden Sie ſonder Zweifel ſchon kennen? Herr Schwarz, Ihr Mitarbeiter?“

„Ich habe nicht die Ehre,“ ſagte der Fremde.

„Ei ei, beſinnen Sie ſich! Er hat ja gleichfalls Anſichten und Ausſichten geſchrieben.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ antwortete der Fremde.

„Nun ſo wird Herr Schwarz uns wol am beſten erklären können,“ fuhr der Wirth fort, „wie die Sache zuſammenhängt!“

„Allerdings,“ ſtammelte Christoph; vermuthlich herrſcht hier ein Irrthum. Wie ich nun vernehme, ſo iſt das Buch, von welchem hier die Rede iſt, bereits gedruckt vorhanden; das meinige, unter demſelben Titel, iſt noch Manuſcript.“

Ah ſo! ſagte der Wirth, und ein lautes, lachendes Chor wiederholte dieſes Ah ſo!

Alle wandten dem Beſchämten ſpöttiſch den Rücken, und der dichte Kreis, der ihn kurz zuvor umgab, zog ſich ſchnell um den Fremden. Der Oheim biß ſich in die Lippen, und Karl dachte: es iſt doch beſſer, nicht ſo zu lügen, als mein Vetter.

Die harte Prüfung war noch nicht überſtanden. Der wahre Verfaſſer bat ſich die Erlaubniß aus, bei Tiſche neben Herrn Schwarz

zu ſitzen, da es ihm äußerſt intereſſant ſey, daß dieſer Herr über denſelben Gegenſtand geſchrieben, und ſie während der Mahlzeit ihre Ideen gegen einander austauſchen könnten. Da wurden dem armen Christoph die leckern Schüſſeln durch hundert läſtige Fragen weidlich verſalzen, und jeder Biſſen blieb, nebſt der Antwort, im Halſe ſtecken. Er fand endlich kein anderes Mittel, ſich aus der fatalen Schlinge zu ziehen, als plötzliche Kopfſchmerzen, die ihn nöthigten, die Tafel zu verlaſſen, und an den Wänden der Straßen in ſein Wirthshaus zu fliehen, wo er zum Zeitvertreib an den Nägeln kaute.

Der Oheim und Vetter Karl, die zurückgeblieben waren, befanden ſich auch in drückender Verlegenheit, denn die Geſellſchaft konnte ja vermuthen, ſie hätten Theil an dem Betruge genommen. Der humane Wirth that ſein Möglichſtes, um dieſe Verlegenheit zu mindern; er zog beide öfter ins Geſpräch, welches, gegen das Ende der Tafel, glücklicherweiſe auf die

ſächſiſchen Fabriken fiel. Hier war Karl ganz zu Hauſe. Er ſprach über dieſen Gegenſtand nicht allein mit ſo ausgebreiteter Sachkenntniß, ſondern er zeigte auch ſo tiefe Einſichten in die Staatswirthſchaft, daß ſämtliche Gäſte ihm mit Vergnügen und Verwunderung zuhörten, und plötzlich eine ganz andere Meinung von dieſem ſtillen Jünglinge faſſten. Auch ſein Oheim hegte mit heimlichem Vergnügen nun eine andere Meinung von ihm, und konnte ſich nicht entbrechen, ihm unter dem Tiſchtuche die Hand zu drücken.

In Weimar war nun, nach dieſer Kataſtrophe, ihres Bleibens nicht länger. Am andern Morgen in aller Frühe ſaßen ſie auf dem Poſtwagen, Herr Lange etwas verſtimmt, Chriſtoph maulend, und Karl heiter wie immer. Sie kamen ohne weitern Zufall nach Frankfurt am Main, wo ſie auch nur Einen Tag verweilten, und dann ſogleich ihre Reiſe weiter fortſetzten. Bisher waren ſie größtentheils allein auf dem Poſtwagen geweſen, einige unbedeu-

tende Zugvögel ausgenommen, die auf der nächſten Station wieder verſchwanden. Allein von Frankfurt aus hatte ihre Geſellſchaft ſich anſehnlich vermehrt. Eine ältliche Dame mit einem allerliebſten jungen Mädchen geſellte ſich zu ihnen, und außerdem noch ein junger Kaufmann, der in Handelsgeſchäften reiste.

Die Bekanntſchaft war bald eingeleitet. Herr Lange fragte die alte Dame, wohin ſie gedenke? — Sie wollte gleichfalls nach Köln, um ihre Tochter dort in ein Kloſter zu bringen. Das wäre Schade, meinte Chriſtoph, und Karl dachte daſſelbe, und der junge Kaufmann wiederholte es laut. Das ſchöne Mädchen lächelte, und warf nicht ſelten verſtohlne, obgleich ſehr ſittſame, Blicke auf die beiden Vettern, die ihr gegenüber ſaßen, ſprach übrigens wenig, und nur mit ihrer Mutter oder mit Herrn Lange, was ſie aber ſprach, verrieth Geiſt und Gefühl.

Chriſtoph fing an, ihr förmlich den Hof zu machen, und wurde ihr nicht ſelten läſtig

durch ſein Geſchwätz, noch mehr der junge Kaufmann, der in faden Schmeicheleien unerſchöpflich war. Den reinſten Eindruck hatte doch wol ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit auf Karl gemacht, obgleich er kein Wort mit ihr ſprach; aber ſeine Augen hingen wider ſeinen Willen unaufhörlich an ihr, und es war deutlich darin zu leſen, daß in ſeinem Herzen der erſte Funke der Liebe ſich entzündet hatte. Auch mochte wol die ſchöne Julie (ſo wurde das junge Frauenzimmer genannt), ſeine Empfindungen bald errathen, denn ſie bemerkte ſeine Aufmerkſamkeit nicht ohne holde Verwirrung.

In Koblenz verweilten die Reiſenden einen Tag. Als ſie weiter fuhren, vermiſſten ſie den Kaufmann, der zurückgeblieben war. Julie äußerte ihr Vergnügen darüber, endlich von ihm befreit zu ſeyn. Da gab Chriſtoph ihr zu verſtehen, daß ſie dieſes Vergnügen ihm zu verdanken habe; daß er den Tag des Aufenthaltes in Koblenz benutzt, den Fremden unter vier Augen ermahnt, ſich fernerer Zudringlichkeiten

zu enthalten, und, als er dieſe höfliche Ermahnung mit Grobheit vergolten, ihn auf einen einſamen Spaziergang gefordert, und dermaßen zugerichtet habe, daß er in mehrern Wochen Koblenz nicht werde verlaſſen können.

Julie erſchrak im Ernſte. „Sie haben ihn verwundet? Doch nicht gefährlich?“

„Das eben nicht,“ antwortete Chriſtoph, „ein Hieb über den Arm und eine Schmarre über die Naſe; auf Ehre! weiter nichts.“

Bewieſener Muth macht unfehlbarn Eindruck auf weibliche Herzen. Auch die ſchöne Fremde betrachtete ihren Ritter mit gütigern Blicken als gewöhnlich, und ſeine Heldenthat würde ihm vielleicht den Weg zu ihrem Herzen gebahnt haben, wäre nur nicht auf der nächſten Station, als ſie eben, nach gewechſelten Pferden, den Poſtwagen wieder beſteigen wollten, eine Extrapoſt vorgefahren, aus welcher der Verwundete wohlbehalten herausſprang, und ſogleich Julien mit den Worten anredete: „Sie werden geglaubt haben, meine Dame, ich

ſey ein ungeſchliffener Paſſagier, der eine ſo in-tereſſante Geſellſchaft verlaſſen könnte, ohne ihr einmal eine glückliche Reiſe zu wünſchen? Allein ſo war es nicht gemeint. Mich hielten blos nothwendige Wechſelgeſchäfte einige Stunden länger in Koblenz zurück, aber ich wußte, daß ich mit Extrapoſt Sie bald genug einholen würde. Da bin ich wieder, und bitte um Erlaubniß, meinen alten Platz einzunehmen."

Erſtaunt ſah Julie den jämmerlich verwirrten Chriſtoph an, der diesmal nicht ein Wörtchen aufzubringen wußte, und ſeine ſonſt flackernden Augen eine ganze Stunde lang niederſchlug. Doch war ſie noch ſo großmüthig, in Gegenwart des Kaufmannes ihn nicht zu beſchämen; allein bei erſter Gelegenheit, wo dieſer ſich entfernte, ſagte ſie ſpöttiſch: „Die Wundärzte in Köln müſſen wol die Erſten in der Welt ſeyn, da ſie einen Hieb über die Naſe in wenigen Stunden ſo trefflich zu heilen wußten, daß nicht die mindeſte Spur davon ſichtbar blieb."

Das war die einzige Rache, die ſie ſich erlaubte, und die der junge Herr, an Demüthigungen ſchon gewöhnt, bald verſchmerzte, zumal da Julie ihn dennoch immerfort mit einer gewiſſen Freundlichkeit behandelte. Im Vertrauen ſagte er dem Herrn Lange, das Mädchen ſey in ihn verliebt, daran laſſe ſich gar nicht mehr zweifeln; ſie habe ihm, beim Ausſteigen aus dem Wagen, ſchon mehrere Male die Hände gedrückt und verſtohlen geſeufzt.

„Ei da ſollten Sie Ihr Glück weiter treiben," ſagte Lange, „ein Liebeshandel mit einem ſchönen Mädchen, das in Kurzem eine Nonne ſeyn wird, iſt vorzüglich intereſſant."

„Freilich," antwortete Chriſtoph, „aber meine Couſine? was würde die dazu ſagen? eine Braut hat bisweilen die Grille, ganz allein geliebt ſeyn zu wollen."

„Durch mich ſoll ſie kein Wörtchen davon erfahren," erwiederte Lange, „darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort; doch unter der Bedingung, daß Sie mir nicht verhehlen, wenn es

Ihnen gelingen ſollte, die ſchöne Fremde, troß der mütterlichen Aufſicht, ihrem himmliſchen Bräutigam abſpenſtig zu machen.“

Er fügte noch manches hinzu, was die Eitelkeit des Jünglings reizen und ihn ermuntern konnte, das Abenteuer zu beſtehen. Es währte auch nicht lange, ſo hatte Chriſtoph auf jeder Station ihm neue Fortſchritte mitzutheilen. In Bonn, wo ſie eine Nacht verweilten, ſollte Julie ſogar auf der Gallerie des Wirthshauſes eine ganze Stunde im Dunkeln mit ihm geſprochen, und ihre Liebe unter heißen Thränen und Küſſen geradezu bekannt haben. „Es iſt zum Erſtaunen,“ ſagte Herr Lange lächelnd, „daß ein ſo junges Frauenzimmer ſchon ſo viel Verſtellungskunſt beſitzt, denn im Wagen merkt man nichts von dem Allem.“

Das ſey unter ihnen verabredet, ſagte Chriſtoph, allein wenn er nur wollte, ſo würde ſie augenblicklich mit ihm davon laufen. Herr Lange ſtellte ſich gläubig und ſchwieg.

Sie näherten ſich nun dem Ziele der Reiſe; nur Eine harte Prüfung ſtand dem Lügner noch bevor, ehe ſie Köln erreichten. Bei einem Dorfe, wo ein ziemlich ſtarker Bach in den Rhein fiel, war die ganze Gegend überſchwemmt, und der, im Sommer nicht ſehr bedeutende, Strom durch den Eisgang ſo angeſchwollen, daß er bereits in höhern Gegenden große Verwüſtungen angerichtet hatte. Zerſtörte Häuſer und allerlei Hausgeräthe kamen herab geſchwommen.

Die Reiſenden ſtanden auf einem Hügel, und ſahen dem traurigen Schauſpiele zu. Plötzlich rief Julie: „Mein Gott! dort kommt eine Wiege den Strom herab! wenn nur kein Kind darin liegt!“ — Aller Augen wandten ſich dahin. Man erblickte die Wiege immer deutlicher, und bald gewahrte man auch ein Kind, das ſeine Aermchen daraus hervorſtreckte.

„Um Gottes willen! Hülfe! Hülfe!“ ſchrie Julie außer ſich.

„Geſchwind, Herr Schwarz,“ ſagte Lange zu Chriſtoph, „Sie ſind ja durch die Elbe

geſchwommen, haben ſchon einmal ein Kind gerettet; geſchwind, erneuern Sie hier die ſchöne That!"

„Erlauben Sie," antwortete Chriſtoph, „dort war der Strom nicht ſo reißend; hier würde ich augenſcheinlich mein Leben auf das Spiel ſetzen."

„Sie können ſchwimmen?" fragte Julie haſtig.

„Schwimmen kann ich freilich." —

„O ſo retten Sie! retten Sie!"

Mit bittender Geberde faſſte ſie ſogar ſeine Hand, allein er blieb unbeweglich, und ſchon war der Augenblick gekommen, in dem die Wiege vor ihm vorüber in den Rhein ſchwimmen ſollte, um ohne Zweifel dort verſchlungen zu werden.

„Sie ſind ein Unmenſch!" ſagte Julie, und ſtieß ſeinen Arm zurück. Aber indem ſie ſich von ihm wandte, ſah ſie mit einer Miſchung von Schrecken, Angſt, Hoffnung und Freude, daß Karl bereits, ohne ein Wort zu ſagen, ins Waſſer geſprungen war. Der Oheim ſchrie laut

auf, denn er gewahrte augenblicklich, daß der brave Jüngling nicht ſchwimmen konnte; daß er zwar verſuchte, die Wiege zu erreichen, daß er aber ſelbſt unfehlbar untergehen werde. Alle kreiſchten und rangen die Hände, und ſtellten ihre letzte Hoffnung auf ein Boot, das vom jenſeitigen Ufer ſich bereits genähert hatte. Es kam noch zu rechter Zeit, um ſowol das Kind als den ſinkenden Jüngling zu retten. Unverſehrt wurde jenes, leblos dieſer ans Ufer gebracht; doch des Oheims verſtändige Anſtalten riefen ihn bald wieder ins Leben zurück.

„Mir iſt recht wohl,“ ſagte er, „mir iſt nichts geſchehen.“

Mit inniger Zärtlichkeit ruhte Juliens Auge auf ihm. Der Oheim hingegen, als er ihn in Gefahr ſah, fing an zu ſchelten: „Mein Gott! Herr Schwarz, können Sie denn ſchwimmen?“

„Nein, ich habe es nie verſucht.“

„Aber zum Henker! warum ſpringen Sie denn ins Waſſer?“

„Der Anblick der Wiege,“ ſagte Karl, und — und“ —

Was er noch ſagen wollte, kam nicht über ſeine Lippen; allein er ſah Julien dabei ſo bedeutend an, daß ſie dieſen Blick ſich gern durch die Worte verdollmetſchte: „und der Wunſch des Mädchens.“

„Kurz, ich war meiner nicht mächtig,“ fuhr Karl endlich fort, „ich mußte ſpringen.“ Herr Lange drückte ihm bewegt die Hand, und Julie hätte viel darum gegeben, ihm auch die Hand drücken zu dürfen. Auf dem noch übrigen kurzen Wege nach Köln ruhte ihr Auge ſeelenvoll auf ihm. Sein Vetter wurde jetzt von Allen mit kalter Geringſchätzung behandelt; nur ſchien er weniger zu leiden, als der arme Karl, der Juliens ſeelenvolle Blicke nicht ertragen konnte; ſie gruben ſich tief in ſeine Bruſt, und als er nach Köln kam, wünſchte er von ganzem Herzen, der Oheim und die Couſine möchten für Chriſtoph entſcheiden, denn Er hatte weit mehr Luſt, ein Mönch zu werden, wenn nur

das Kloſter in der Nachbarſchaft desjenigen ſtünde, in welchem Julie den Schleier nehmen wollte.

Die ganze Geſellſchaft trat im Wirthshauſe ab. Die alte Dame und ihre Tochter entfernten ſich ſogleich, und es ſchmerzte den guten Karl nicht wenig, daß Julie ihm nicht einmal einen Abſchiedsblick zuwarf. Auch daß ſie ſo fröhlich davon trippelte, war ihm faſt unbegreiflich, da er auf der ganzen Reiſe keinen Beruf zum Kloſterleben an ihr verſpürt zu haben glaubte.

Herr Lange ſagte: die beiden Vettern möchten nur ein Stündchen im Wirthshauſe verweilen, er wolle ſogleich den Oheim von ihrer Ankunft benachrichtigen, und ſie dann rufen laſſen. Er ging, und Chriſtoph putzte ſich, und auch Karl wechſelte wie im Traume ſeine Kleider. Jener bat ihn, keinen Groll auf ihn zu werfen, wenn, wie es wahrſcheinlich ſey, die Couſine ihn vorziehe. Dagegen verſprach er ihm großmüthig, von ſeinem künftigen Reichthum ihn brüderlich zu unterſtützen. Karl dankte ſeufzend. „Nimm dirs nicht ſo zu Her=

zen,“ ſagte Chriſtoph, und jener benahm ihm den eiteln Irrthum nicht.

Jetzt erſchien ein wohlgekleideter Bedienter, ankündigend, daß er den Auftrag habe, die jungen Herrn zu ihrem Oheim, dem Herrn Dietrich Schwarz, zu führen. Chriſtoph ging und ſchritt wie ein Hahn durch die Straßen, und auf ſeinem Geſichte ſtand leſerlich: „Mir kann es nicht fehlen.“ Karl folgte mit klopfendem Herzen.

Jetzt betraten ſie das Haus, und der Bediente öffnete die Thüre eines Zimmers, in welchem Herr Lange ſamt der ältlichen Dame und ihrer Tochter am Theetiſch ſaßen. Chriſtoph ſtutzte, und Karl freute ſich herzlich, die Reiſegeſellſchaft wieder anzutreffen, die beide Vettern freundlich willkommen hieß. Man trank Thee, man ſchwatzte von der zurückgelegten Reiſe, aber noch immer wollten weder der Oheim noch deſſen Tochter erſcheinen. Karl empfand auch kein Verlangen nach dieſer Erſcheinung; doch

Chriſtoph fragte endlich: „wo bleibt denn der Oheim?"

„Hier ſitzt er, mein lieber Neffe," ſagte Herr Lange, „ich bin es ſelbſt."

Chriſtoph ſah ihn mit großen Augen an, und die ſonſt ſo bewegliche Zunge erſtarrte. Karl ſprang auf und wollte ſeine Hand küſſen. Der Oheim ſchloß ihn in die Arme.

„Ihr werdet mir verzeihen, liebe Neffen," hub Dietrich Schwarz an, „daß ich dieſe Komödie mit Euch geſpielt habe. Es lag mir daran, Euch kennen zu lernen, und nicht von Euch getäuſcht zu werden, was doch vielleicht, ſelbſt ohne Euern Vorſatz, hätte geſchehen können. Gegen den Kaufmannsdiener Lange, dachte ich, werdet Ihr Euch nicht verſtellen. Vielleicht war die Vorſicht überflüſſig, aber einem alten Manne müßt Ihr ſchon eine Grille zu Gute halten. Auch meine Tochter, ſo meinte ich, würde ſicherer in Eure Herzen blicken, wenn Ihr eine Weile mit ihr umginget, ohne ſie zu kennen. Darum ließ ich ſie mit ihrer Gouver-

nantinn nach Frankfurt kommen. Sie mußte ihren Vater verleugnen, ſo wie ich ſie verleugnete, und als künftige Nonne uns begleiten."

„Wie? Julie!" rief Karl.

„Nicht Julie, ſagte Herr Schwarz, ſondern meine Erneſtine, der ich Gelegenheit verſchaffen wollte, mit der Vernunft, wie mit dem Herzen, eine glückliche Wahl zu treffen.

Karl zitterte am ganzen Leibe. — Chriſtoph ſtammelte unverſtändliche Sylben.

„Wenn ich meinem lieben Neffen Chriſtoph trauen darf," fuhr der Oheim fort, „ſo hat meine Erneſtine gewählt; denn, nachdem ſie ihm ſo oft die Hand gedrückt, und ſogar im Wirthshauſe zu Bonn unter heißen Thränen und Küſſen ihm ihre Liebe bekannt hat, ſo iſt die Sache wol entſchieden."

Chriſtoph wurde bleich bis an die Naſenſpitze, und zerknüllte ſeinen Hut.

„Der Herr Vetter," ſagte Erneſtine jetzt, „hat den Scherz ein wenig weit getrieben.

Ich muß ihn bitten, zu erklären, daß nichts an der Sache iſt, weil ſonſt mein künftiger Gatte eine ſehr üble Meinung von mir faſſen könnte.“

„Ich — ſtotterte Chriſtoph — ich — verzeihen Sie — es war nur eine Ahnung von meinem künftigen Glücke.“ —

„Da hören Sie es, lieber Vetter Karl,“ ſagte Erneſtine freundlich, erhob ſich von ihrem Seſſel mit ſchüchterner Sittſamkeit, trat dem bebenden Jünglinge näher, reichte ihm ihre Hand, und flüſterte: „ich bringe Ihnen den Segen meines Vaters.“

Mit ſtummen Entzücken warf der beſcheidene Karl ſich zu des Oheims Füßen, der ihn als einen lieben Sohn an ſein Herz drückte.

Der beſchämte Lügner zog aus Köln, ohne die Hochzeit abzuwarten; als er aber heim kam, empfing ihn ſeine ſchalkhafte Schweſter Annchen doch mit dem beſtellten Hochzeitsgedichte.

Die wüſte Inſel.

Anſelm und Hector, zwei Jünglinge, haſſten ſich tödlich. Schon im Knabenalter war dieſer Haß entſtanden und mit jedem Jahre bitterer geworden. Fragte man Hector, was er von Anſelm halte? ſo nannte er ihn einen boshaften Menſchen; und wurde Anſelms Urtheil über Hector begehrt, ſo war ſicher die Antwort: er iſt ein ſchlechter Menſch. Beide irrten. Beide waren weder boshaft noch ſchlecht; warum ſchienen ſie denn einander ſo?

Aus lauter unbedeutenden Fäden hatte ſich das böſe Gewebe des Haſſes entſponnen. Hector, ein wenig mürriſch und träge, kleidete ſich bisweilen etwas ſonderbar, und wenn er eine Verbeugung machte, ſo glich er einem Ta=

ſchenmeſſer, das zur Hälfte zuſammengeſchlagen wird. Der zierliche Anſelm lachte gern über Alles, und hatte jene Unbehülflichkeit bisweilen verſpottet. Das erfuhr Hector, und es kränkte ihn tief.

Hingegen hatte er mehr gelernt, als Anſelm, der wol bisweilen in den Tag hinein von Dingen ſchwatzte, die er nicht verſtand, und wenn er ſich anders nicht zu helfen wußte, durch eine kleine Unverſchämtheit den Mangel an Kenntniſſen bedeckte. Einmal unter Anderm hatte eine Dame in irgend einem Romane einen lateiniſchen Vers des Ovid gefunden, und bat Anſelm, ihn zu überſetzen. Dieſer, obgleich er ihn ſelbſt nicht verſtand, überſetzte friſch drauf los und ſagte, was ihm eben einfiel. Zu ſeinem Unglücke trat Hector herein und beſchämte ihn durch eine richtige Verdeutſchung. Das konnte Anſelm ihm nicht vergeſſen.

Bald darauf bewarb er ſich um einen Dienſt, unwiſſend, daß auch Hector ſchon darum nachgeſucht. Das nannte dieſer boshaft. Ein an-

dermal vergaß Hector eine ganze Woche lang einen Brief zu beſtellen, den er als Einlage für Anſelm empfangen; das nannte dieſer ſchlecht. Wer könnte alle die Kleinigkeiten erzählen, die ſie einander begierig aufmutzten oder gehäſſig verdrehten. Aus lauter ſolchen Tropfen bildete ſich die Quelle ihrer Feindſchaft. Jeder betrachtete den Andern und Alles, was der that, durch eine angelaufene Brille. Daß Anſelm ein gutmüthiger, dienſtfertiger Menſch war, wollte Hector durchaus nicht ſehen; und Jener wiederum blieb hartnäckig blind für Hectors Redlichkeit. Gern wären beide einander ausgewichen, aber ſie wohnten in einer kleinen Stadt, waren Eines Standes, mußten einerlei Geſellſchaften beſuchen, mußten oft einander ſehen und ſprechen; das verbitterte Beider Leben. Bei dieſer Gährung der Gemüther war es wol kein Wunder, daß eines Tages ihr Grimm — abermals bei geringfügiger Veranlaſſung — in Thätigkeiten ausbrach und ſie einander auf Piſtolen forderten, beide ſchwörend, Einer von

ihnen müſſe auf dem Platze bleiben. Schon ſtanden ſie, die Mordgewehre in den Händen, ſich blutdürſtig gegenüber, als der Kommandant der Stadt ſie mit Gewalt trennte, Beiden mit Schimpf und Kerker drohend, wenn ſie nicht künftig Ruhe hielten. Finſter grollend ſchieden ſie vom Kampfplatze und ſchwuren ſich ewigen Haß.

Dies läſtige Gefühl beſtimmte zuerſt den jungen Hector, ſein Vaterland zu verlaſſen. Hamburg lag nicht fern. Ein naher Verwandter von ihm war dort ein angeſehener Schiffer, und machte große Reiſen nach Oſtindien. Zu dieſem flüchtete er gleichſam, da ihm der Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt durch Anſelm unerträglich wurde. Der Schiffer nahm ihn liebreich auf, und findend, daß ſein junger Vetter in der Mathematik bereits große Fortſchritte gemacht, bildete er ihn zum Seemanne, nahm ihn mit auf Reiſen, und verſchaffte ihm Gelegenheit, manche kleine Summe zu erwerben.

Einſt kehrten ſie aus China mit einer reichen Ladung zurück. Schon in der Straße von Banka erkrankte der Schiffer; denn die flachen überſchwemmten Ufer der Küſten von Sumatra erzeugen eine ungeſunde Luft, welcher oft der abgehärtetſte Seemann unterliegt. Es wurde täglich ſchlimmer mit dem Kranken; er fühlte ſeinen nahen Tod, übergab ſeinem Vetter das Schiff, und empfahl ihn einem alten, erfahrnen Steuermanne, von deſſen Treue er ſich verſichert hielt. In der Straße von Sunda ſtarb er. Hectors Schmerz war aufrichtig und machte ihn unfähig, in den erſten Tagen die Kenntniſſe zu üben, die der Verſtorbene ihn gelehrt. Zur Schwermuth ohnehin geneigt, ſaß er den ganzen Tag in einem Winkel der Cajüte, und überließ die Führung des Schiffes ganz dem alten Steuermanne.

Der hatte viele Jahre lang treu gedient, allein er gehörte zu der großen Zahl jener ſogenannten ehrlichen Leute, deren Tugend nie eine Feuerprobe beſtanden. Jetzt überwältigte

ihn die Lockung zu einem Verbrechen, deſſen Gelingen plötzlichen Reichthum ihm vorſpiegelte. Er zettelte unter dem Schiffsvolk eine Verſchwörung an. Eines Abends — Hector ſchlummerte eben in ſeiner Hangematte — ſtürzten drei Bewaffnete in die Cajüte, ergriffen, banden und warfen in den Schiffsraum ihn hinab.

Er wußte nicht, wie ihm geſchah. Die ganze Nacht lag er betäubt, und erwartete den Tod. Am Morgen brachte man ihm etwas gekochten Reis und einen Schluck Wein. Vergebens fragte er, was man mit ihm vorhabe? man würdigte ihn keiner Antwort. Noch einen ganzen, langen Tag wurde er ſeinen düſtern Ahnungen überlaſſen. Allerdings hatten die Matroſen ihn über Bord werfen wollen, damit der Zeuge ihres Verbrechens auf ewig verſtummen möchte; aber der alte Steuermann fühlte doch noch menſchlicher, und wollte keinen Mord begehen. Um Mitternacht wurde Hector hervorgezogen, man ſchleppte ihn auf das Verdeck.

Der Mond ſchien hell. In geringer Entfernung erblickte er einen ſchwarzen Streifen in der See; es war eine von den maldiviſchen Inſeln, deren zwölftauſend ſeyn ſollen. Viele derſelben ſind unbewohnt.

Es wurde ein Boot ausgeſetzt, Hector hineingeſtoßen, mit etwas Mundvorrath verſehen, und ſeinem Schickſal überlaſſen. Eine Strömung führte ihn gerade zu der nächſten Inſel, die jedoch von ſchroffen Felſen rings umgeben war. An dieſen Klippen ſcheiterte das Boot, und ſonder Zweifel hatte das Schiffsvolk darauf gerechnet, daß er in der Brandung ſeinen Untergang finden werde; aber, eine Felſenſpitze umklammernd, hielt er ſich, bis es Tag wurde, ſchwamm und kletterte dann von einer Klippe zur andern, und erreichte endlich ganz erſchöpft einen trockenen Gipfel. Hier blieb er lange unmächtig liegen. Die heißen Sonnenſtrahlen weckten ihn. Mühſam erhob er ſich, ſah das Schiff noch in der Ferne, und weinte bitterlich.

Hunger und Durſt begannen ihn zu peinigen. Der wenige Zwieback, den man ihm ins Boot geworfen, war, mit dieſem zugleich, ein Raub der Wellen geworden. Er blickte in das Innere des Landes, und ſah die Wipfel grüner Bäume hinter den Felſen hervorragen. Die ganze Inſel war gleichſam ein Keſſel von Granit, in dem die Sonne Kräuter und Früchte kochte. Er ſammelte ſeine letzte Kraft, um an den Felſenwänden in das Thal hinab zu klimmen. Hier fand er, was die Natur allen maldiviſchen Inſeln reichlich zum Geſchenke verlieh: wildwachſende Cocosnüſſe, die mit ihren mandelgleichen Kernen ihn ſpeisten, durch ihre ſüße Milch ihn erfriſchten. Er legte ſich in den Schatten dieſer wohlthätigen Bäume, und da ſeit mehrern Tagen Kummer und Angſt ihm die Ruhe geraubt, ſo fiel er jetzt in einen tiefen Schlaf, aus dem er erſt erwachte, als gegen Abend ein erquickender Thau ſein grünes Bett befeuchtete. Er ſtand auf und beſchloß, in nächtlicher Kühle, vom Mondſcheine begünſtigt, das Innere des Landes zu erforſchen.

denn er wußte noch nicht, wo er war, und meinte, man habe an einer von jenen großen Inſeln, Sumatra oder Borneo, ihn ausgeſetzt, wo es engliſche und holländiſche Niederlaſſungen gibt, deren eine er zu erreichen hoffte. Aber kaum mochte er eine Stunde auf ungebahnten Pfaden mühſam fortgeſchritten ſeyn, als er auch ſchon die ganze Inſel durchſchnitten hatte, folglich wiederum durch eine hohe Felſenwand ſich aufgehalten ſah. Keine Spur von Menſchen konnte er entdecken. Nur eine Schlange ziſchte hier und da ihm aus dem hohen Graſe entgegen, oder ein unbehülflicher Penguin verließ ſchnatternd ſeine Eier. Die halbe Nacht ſchweifte Hector hin und her; doch welche Richtung er auch nehmen mochte, immer ſtieß er am Ende auf ſchroffe Felſen, die, gleich einem Walle, die ganze Inſel umgaben. Am andern Morgen erkletterte er den höchſten dieſer Felſen, blickte nach allen Seiten umher, und überzeugte ſich mit einem tiefen Seufzer, daß er auf einer kleinen, unbewohnten Inſel ſich befinde, die zu ei-

ner langen, unabſehbaren Inſelkette gehöre. Nun erinnerte er ſich, daß die maldiviſchen Inſeln ſich auf mehrere hundert Meilen in die See hinaus erſtrecken, und errieth, daß eine derſelben ihm zur künftigen Wohnung, vielleicht zum Grabe, beſtimmt ſey.

Doch ließ er die Hoffnung nicht ſinken. Er hatte geleſen und gehört, daß die verſchiedenen Inſel-Gruppen alle unter einem Sultan ſtehen, der ſich Herr der zwölftauſend Inſeln nennt, obgleich ein Drittel derſelben nur aus kahlen Sandbänken beſteht, und ein zweites Drittel völlig unbewohnt iſt.

„Einmal im Jahre wird doch ein Boot hier landen," dachte Hector, und ſollte ich auch in Sklaverei gerathen, beſſer, als hier einſam verſchmachten." Er fing nun an, ſich in ſein Schickſal zu fügen, und, in Erwartung baldiger Befreiung, emſig Alles aufzuſuchen, was die Natur zu Friſtung ſeines Lebens ihm darbot. An Nahrungsmitteln fehlte es nicht; die Cocosbäume lieferten reichlich ihre

Nüſſe, die Penguinen ihre Eier. Auch hätte er leicht mit einem Knittel dieſe Vögel bei Dutzenden todſchlagen, und am Seeufer eine Menge Krabben ſammeln mögen; aber wie ſollte er ſie zubereiten? er hatte kein Feuer. Daß man, zwei dürre Hölzer an einander reibend, endlich Feuer gewinnen kann, wußte er freilich, verſuchte es auch öfter, doch, ungeübt in dieſer Kunſt und der nöthigen Gedult ermangelnd, gab er es hundert Mal wieder auf.

Endlich, zu ſeiner großen Freude, gelang ihm ein Verſuch; er genoß das unausſprechliche Vergnügen, eine Flamme emporlodern zu ſehen, zu deren Unterhaltung er unaufhörlich Holz herbeitrug, bei dem er mit Wohlbehagen einige Penguins, halb roh, halb gebraten, verzehrte. Aber ſeinem Feuer immerfort neue Nahrung zu verſchaffen, war eine Kunſt, die ſeine Kräfte überſtieg. Er beſaß kein Beil, nicht einmal ein Meſſer, womit ſollte er Holz fällen? — Dürre, vom Winde abgebrochene Aeſte, oder kleines Buſchwerk, das er mit der

Fauſt zerknicken konnte, war Alles, was er herbeizutragen im Stande war. Dieſer Vorrath erſchöpfte ſich bald, und als nun vollends der Winter eintrat, das heißt: als ewige Regenſtröme ſechs Monate herabſtürzten; da erloſch das geſellige Feuer. Mit verſchränkten Armen, den ſtarren Blick darauf geheftet, ſtand er da und beim Verglimmen der letzten Kohle war ihm zu Muthe, als ſtürbe ihm ein Freund.

Er mußte nun den Troſt entbehren, an einer praſſelnden Flamme ſich zu wärmen, oder zu trocknen. Der Höhlen gab es genug, in die er flüchten konnte. Eine derſelben hatte er von einer Schlange erkämpft, und mit dürren Blättern ſich zum Lager angefüllt. Hier wohnte er mit ſeinem Kummer und dem einzigen Freunde, der die Menſchen auch auf wüſte Inſeln begleitet, dem Schlafe. Recht oft beſuchte ihn dieſer freundliche Bruder des Todes; denn hatte Hector den ganzen Tag ſich Wege durch verwachſenes Geſträuch gebahnt, um einige Eier zu finden, oder hatte er, die Felſen auf- und abklimmend, verge-

bens Stundenlang nach einem rettenden Boote umhergeſchaut; ſo kam er mit erſchöpften Kräften heim, und Ermüdung ſchloß ihm die Augen.

Ein Glück, daß der heiße Himmelsſtrich ihm die Kleider entbehrlich machte, denn er mußte ſeine Lumpen bald in Dornengebüſchen, bald an zackigen Felſen hängen laſſen, und endlich — um ſo lange als möglich ſein einziges Hemd zu ſchonen, ſich aus Palmenblättern Schürzen flechten.

So lebte er nun faſt ein ganzes Jahr. Immer ſchwächer wurde die Hoffnung, aus dieſer Einöde jemals erlöst zu werden. Jeden Morgen beſtieg er die höchſten Klippen, beſonders wenn es ſtürmte, weil dann Schiffe hieher verſchlagen werden konnten; er ſah deren auch bisweilen in der Ferne, aber ſie hüteten ſich wohl, den, als höchſt gefährlich bekannten, Durchfahrten der maldiviſchen Inſeln-Gruppen nahe zu kommen, und ſo nährte nur ihr Anblick ſeinen Schmerz. Oft ertappte er ſich auf dem Wunſche, daß ein Schiff hier ſcheitern

möchte; denn ſo iſt der Menſch! Das Unglück von Hunderten ſeiner Brüder möchte er gern herbeiführen, um nur ſich, den Einzigen, zu retten. „Ich kann ja doch keinen Schiffbruch veranlaſſen,“ damit entſchuldigte ſich Hector, wenn ſein Gewiſſen ihm zurief: ſchäme dich des Wunſches!

Eines Abends, als er, nach Gewohnheit, von der höchſten Klippe das Meer überſchaute, ſah er die Sonne blutroth untergehen, und das Krächzen mancher Seevögel verkündete nahen Sturm. Der brach aus in der Nacht mit ſeltner Heftigkeit. Hector, in ſeiner Höhle auf dürren Blättern ſich wälzend, hörte ihn fürchterlich heulen; Felſenſtücke riſſen ſich los, und donnerten ins Thal hinab; die ſtärkſten Bäume brachen oder kehrten die Wurzeln gen Himmel, Es war ein unaufhörliches Krachen und Toſen; Regenſtröme ſtürzten herab. Als am Morgen nach dieſer ſchrecklichen Nacht des Sturmes Wuth ſich minderte, eilte Hector, eine Felſenwand zu erklimmen, um das große, furcht=

bare Schauſpiel mit anzuſehen, wie die empörten Fluthen ſich an den Klippen brachen, und der Schaum der Wellen bis zu ihm hinauf sprützten.

Schon hatte er wol eine Viertelſtunde lang dieſen Aufruhr mit Schaudern betrachtet, da dünkte ihn plötzlich, er ſehe etwas auf dem Abhang eines nackten Felſen liegen. Ein Sonnenblick, der eben durch die Wolken brach, zeigte ihm deutlich, er irre nicht, nur konnte er nicht unterſcheiden, was es war. Das Herz klopfte ihm gewaltig. Nun mußte er in der Nähe unterſuchen, was der Sturm hier ausgeworfen; vielleicht nur einen todten Fiſch, vielleicht aber auch irgend etwas ihm Nützliches. Schroffe Klippen trennten ihn von dem Gegenſtande. Er konnte durch einen Umweg bequemer dahin gelangen, aber dann verlor er Zeit, und eine hohe Welle konnte unterdeſſen das Ausgeſpiene wieder wegſpülen, zumal wenn die Fluth eintrat. Jetzt war noch Ebbe, und kein Augenblick zu verſäumen.

Des Kletterns ſchon gewohnt, wagte Hec≠tor einige Gemſenſprünge, klimmte dann wie≠der auf und ab, ſchöpfte bisweilen Athem, faſſte in ſolchen Augenblicken den immer näher rü≠ckenden Gegenſtand ſchärfer ins Auge, und end≠lich erkannte er deutlich, es ſey ein Menſch. Durch dieſe Entdeckung heftig erſchüttert, wäre er faſt vom Felſen hinabgeſtürzt. Ihm ſchwin≠delte. Er mußte eine Zeitlang ſich platt nieder≠legen, um nicht zu fallen, und erſt nach und nach an den Gedanken ſich gewöhnen, daß ein menſchliches Weſen ihm nahe ſey.

„Ach!“ ſeufzte er, „vermuthlich ein Todter! das Schickſal verhöhnt mein Unglück! es ſendet mir nur einen Leichnam, um ihn zu begraben.“ Indeſſen konnte auch in dieſem Falle die trau≠rige Begebenheit immer noch ihm Vortheil brin≠gen; er konnte allerlei ihm Nützliches, lang Ent≠behrtes, in der Taſche des Todten finden, vor≠züglich ein Meſſer, ein Schatz für ihn! Auch die Kleider hatten großen Werth für einen Na≠ckenden. Hector eilte, nach kurzer Erholung,

den Platz zu erreichen, wohin die Hoffnung ihn mächtig zog. Mit Schaudern betrat er endlich den Abhang, auf dem der Lebloſe ausgeſtreckt lag; mit Schaudern näherte er ſich ihm, ſah in das blaſſe Geſicht, und erkannte Anſelm.

Ein Blitz durchzückte ſeine Gebeine, das Haar ſträubte ſich empor. „Was iſt das!“ rief er grinſend; „ſpottet meiner die Hölle? — Länger als ein Jahr hab' ich mühſam hier vertrauert, mit heißen Thränen oft nach einem menſchlichen Weſen mich geſehnt, und plötzlich führt ein ſchadenfroher Geiſt mir den Todfeind her! — Doch nur ein Leichnam — er iſt nicht mehr — das Schickſal hat mich an ihm gerächt — aber auch ihn an mir! — Ja, wenn er wüßte, daß ich ſo elend bin, faſt wünſchen zu müſſen, er lebe noch!“ —

Hier warf Hector einen wehmüthigen Blick auf Anſelm und — bebte zurück — denn eben jetzt verrieth ein erſter Athemzug, daß Anſelm wirklich noch lebe. Vom Gefühle des Haſſes überwältigt, wollte Hector ent-

weichen, doch immer zog ſein Herz ihn wieder zurück. Er ging, er kam, er ſtand, er wankte. Bald betrachtete er den Ohnmächtigen mit ſtarren Blicken, bald wandte er die Augen von ihm ab.

„Laſſe ich ihn hülflos liegen,“ dachte er nun, „ſo wird er ein Raub der Fluth, die jetzt ſchon immer höher ſteigt. Er iſt ein Menſch, ich muß ihn retten. Die Inſel iſt klein, doch groß genug für uns beide, daß wir, entfernt von einander, unſer elendes Daſeyn fortſchleppen mögen.“

Mit dieſem Entſchluſſe bückte er ſich über Anſelm, der eben jetzt die Augen aufſchlug, und einen Wilden zu entdecken glaubte; denn Hectors langer Bart, ſein ſtruppiges Haar, ſein entfleiſchtes, verbranntes Geſicht, ſeine karge Bekleidung von Palmenblättern, machten nicht nur ihn völlig unkenntlich, ſondern lieſſen auch durchaus keinen Europäer in ihm vermuthen. Anſelm hob die Hände bittend zu ihm auf. Hector ſah ihn finſter an. Jener fürch-

tete, der Wilde werde ihn plündern und ermorden. Mit rührender Geberde rief er aus: „Ach! wenn ich deine Sprache verſtünde, vielleicht würde es mir gelingen, dich zu erweichen.“

Bei den Tönen der wohlbekannten Mutterſprache wurde Hector von einem ſeltſamen Schauer durchbebt. Allein er antwortete nicht, ſondern er winkte nur dem ſich langſam Erholenden, daß er aufſtehen und ihm folgen ſolle, wobei er mit der Hand auf die wachſende Fluth deutete. Anſelm verſtand ihn, raffte alle ſeine Kräfte zuſammen, und wankte ihm nach.

Gerade emporzuklimmen, war dem Erſchöpften unmöglich. Durch einen weiten, aber ſanftern Umweg führte Hector ihn die Felſenwand hinan, reichte ihm ſogar einige Mal einen Stab, an dem er ihn nach ſich zog; denn ihm die Hand zu reichen, konnte er nicht über ſich gewinnen. Als ſie oben ſtanden, zeigte er ihm das Innere der Inſel, deutete beſonders auf die Cocosbäume, und gab ihm durch Geberden zu verſtehen, daß ſie eine gute, geſunde Nahrung lieferten. Dann

ließ er ihn plötzlich allein, ſprang haſtig die Felſen hinab, und verlor ſich im Gebüſche. Vergebens rief Anſelm ihm beweglich nach, er wollte nicht hören; er glaubte, die Menſchenpflicht erfüllt zu haben, und weitere Gemeinſchaft mit dem Feinde begehrte er nicht. Aber tief bewegt ſchlich er in ſeine Höhle, warf ſich auf die Blätter, und fand keine Ruhe.

„Wer mir geſtern geſagt hätte: Morgen wird dein Wunſch erfüllt, morgen wirſt du einen Leidensgefährten antreffen, und dennoch verlaſſener ſeyn als zuvor! — Grauſames Schickſal! nur noch ein Menſch, außer mir, bewohnt dieſe Inſel, und der Eine iſt mein Todfeind!" — Grollend rief er alle die Gründe ſich ins Gedächtniß, die er zu haben vermeinte, um Anſelm ewig zu haſſen, und grollend ſchwur er aufs neue, fern von ihm zu bleiben, ſollte auch im eignen Todeskampfe kein Tropfen Waſſer ihn erquicken.

Indeſſen war Anſelm mühſelig bis in das Thal hinab geklettert, und hatte ſchon durch ei-

nige Cocosnüſſe ſich erquickt. Dem Vaterlande entwichen, um nicht fremde Waffen zu tragen, hatte er einen Schreiberdienſt auf einem Schiffe der oſtindiſchen Kompagnie gefunden. Dies Schiff war im Sturme, durch nicht zu bekämpfende Strömungen, zwiſchen die maldiviſchen Inſeln getrieben und geſcheitert. Mehrere ſeiner Gefährten hatten ſich, ihm unwiſſend, auf andere Inſeln gerettet, ihn aber die Wellen bewußtlos an dieſes Eiland geworfen. Er hielt es nicht für unbewohnt, denn wie konnte er glauben, der Wilde, der ihm beigeſtanden, ſey der einzige Bewohner? Würde er dann ihn wohl ſo ſchnell verlaſſen haben? Würde er nicht ſelbſt hoch erfreut geweſen ſeyn, den Unglücksgefährten zu finden? Sicher gab es alſo hier noch mehrere Wilde, und, wenn ſie Alle ſo gutmüthig waren wie dieſer, ſo hatte er nichts von ihnen zu fürchten. — Aber geſetzt auch, ſie waren minder menſchenfreundlich, was blieb ihm übrig? — er mußte, auf jede Gefahr, ihre Wohnungen aufſuchen.

Das that er nun wirklich mehrere Tage lang, allein vergebens! — Bisweilen hörte Hector ihn in ſeiner Nähe mit hochklopfendem Herzen; doch immer verkroch er ſich in das dickſte Gebüſch, und kam dem Suchenden nicht unter die Augen.

Nachdem Anſelm ſich überzeugt hatte, es ſey auf der Inſel keine Wohnung zu finden, ſo wurde das Verſchwinden des einzigen Wilden, den er geſehen, ihm noch unbegreiflicher, und er gerieth bisweilen in Verſuchung zu glauben, ein Engel habe ihn gerettet. Vergebens rief er oft nach allen Seiten mit lauter Stimme; nur das Echo von den Felſen antwortete ihm. Doch da er ſtets unermüdet in dem engbegrenzten Thale ſeine Nachforſchungen fortſetzte, ſo konnte es nicht fehlen, daß endlich der Zufall ihn auch in die Gegend führen mußte, die, durch Hectors Hand mehr gelichtet, die Nähe eines Menſchen verrieth. Anſelm folgte den Spuren der abgebrochenen Zweige, des niedergetretenen Graſes, und entdeckte die Höhle, in welcher Hector eben ſchlummerte. Das Geräuſch,

welches er beim Eintritt in dieſelbe machte, erweckte den Schlafenden. Haſtig ſprang er auf. Anſelm trat ihm mit freundlicher, bittender Geberde entgegen — aber wie wurde ihm, als Hector plötzlich ausrief: „Weiche von mir! ich habe nichts mit dir zu ſchaffen!“ — In dem vermeinten Wilden einen Deutſchen zu finden, und einen Deutſchen, der von ſeinem Landsmann mit ſolcher Heftigkeit ſich losſagte — darob erſtarrte das Blut in Anſelms Adern.

„Mein Gott!“ ſprach er zitternd, als er ſeiner Zunge mächtig wurde: „Du biſt ein Deutſcher und fliehſt einen Deutſchen in dieſer furchtbarn Einöde, deren einzige Bewohner wir ſind?“

„Ich würde dich fliehen,“ erwiederte Jener, „und wenn wir auf einer Sandſcholle mitten im Meere ſtünden! Erkenne mich! ich bin Hector.“

Mit einem Laute des Schreckens und Unwillens entwich Anſelm aus der Höhle, und irrte ſtundenlang durch das verworrenſte Ge-

büſch mit verworrenen Sinnen. Hector indeſſen wünſchte ſich Glück zu ſeiner rauhen Standhaftigkeit, und meinte, er ſey mit ſich ſelbſt zufrieden; aber ein geheimes Unbehagen ſtrafte ihn Lügen. Er hätte für ſein Leben gern von Deutſchland und von ſeiner Heimath mit dem Ankömmlinge geſprochen, auch allenfalls von China oder Japan, wenn er nur hätte ſprechen dürfen. Denn was Bewegung dem Körper, das iſt Sprechen der Seele; beide kränkeln, wenn ſie dieſer Erfriſchung entbehren. Allein der Haß achtet nicht, daß die Bruſt, in der er wüthet, ihn ſelbſt beſeufze, wenn er nur mit der Vorſtellung ſich kitzeln darf: das wird den Feind verdrießen. Zur Schande der Menſchheit ſey es geſagt: gewöhnlich iſt der Haß größerer Entſagungen fähig, als die Liebe.

Etwas biegſamer jedoch war Anſelms Starrſinn. Zwar wollte auch er des Feindes Anblick meiden, und ſuchte ſich eine Höhle, die von Hectors Wohnung ſo fern als möglich lag; aber er geſtand ſich doch, es ſey ein fata-

les Verhältniß, und wohl zu wünſchen, daß es anders ſeyn möchte. Auch konnte er ſich nicht verhehlen, daß Hector gewiſſermaßen der Retter ſeines Lebens geworden, ein Gedanke, der in manchen Augenblicken ihm ſehr drückend wurde, in manchen andern doch zu ſanftern Gefühlen ihn ſtimmte. Anſelm nahm überhaupt Alles leichter, und beſaß kein ſo ſcharfes Gedächtniß für empfangene Beleidigungen. Ohne Hectors unfreundlichen Empfang würde er vielleicht dem Manne, der an ſeinem Stabe ihn die Klippen hinauf zog, gern die Hand gereicht haben. Jetzt aber hatte des Feindes Störrigkeit auch ihn aufs neue erbittert, und einſam trotzte Jeder dem andern, ſich ſelbſt zur Qual. Was Hectors Groll natürlich mehrte, war die Erinnerung, daß er um Anſelms willen ſein Vaterland verlaſſen, Anſelm folglich alles jetzige Elend an ihm verſchuldet habe.

Indeſſen ſehnte ſich doch Jeder bisweilen nach dem Anblicke eines Menſchen. Da es nun auf der Inſel keinen andern Menſchen gab, ſo

belauſchten die Feinde einander gern; nur ſuchte Jeder ungeſehen den Andern zu erblicken. Ganz abgeſondert hielt es keiner länger als einige Wochen aus; dann ſchlich ein Jeder, ſich ſelbſt durch allerlei Vorwand täuſchend, der Gegend zu, in welcher er den Feind vermuthete. Traf es ſich, daß ſie einander begegneten, ſo ſchienen ſie zu ſtutzen, warfen ſich finſtere Blicke zu und kehrten einander den Rücken. Aber beide kamen zufrieden heim, denn Jeder hatte ſich überzeugt, daß, außer ihm, noch ein menſchliches Weſen auf der Inſel ſey. Es war ein dunkles, doch behagliches Gefühl, welches Jedem zuflüſterte: im Nothfall biſt du nicht allein.

Auf einer dieſer lauſchenden Wanderungen geſchah es einſt, daß Anſelm ſeinen Feind ſchlafend erblickte. Er lag im hohen Graſe unter einer Cocos-Palme. Anſelm näherte ſich leiſe und betrachtete ihn zum erſten Male recht genau. Es war nicht mehr die blühende Geſtalt des Jünglings, wie er, von der Heimath her, ſich noch ihn dachte; der Gram hatte tiefe

Furchen auf ſeine Wangen gezogen, und Anſelm ſagte ſich leiſe: „Fürwahr, dieſer Hector ſcheint ein Anderer zu ſeyn, als den ich ſo lange gehaßt.“

Eben als er dieſer Betrachtung nachhing, wand ſich eine giftige Schlange dicht neben dem Schlafenden aus dem Graſe hervor. Anſelm ſchauderte. Ungereizt würde ſie vermuthlich, wie Schlangen pflegen, fortgekrochen ſeyn, ohne beſchädigen zu wollen; aber Hector, dem von der nahen Gefahr nicht träumte, ſtreckte zum Unglücke gerade in dieſem Augenblicke ſeinen Arm aus, und ließ ihn unſanft auf die Schlange fallen, die ſogleich ſich gegen ihn ringelte, im Begriffe, ihren Zahn in ſeine Hand zu drücken.

Gedankenlos, aber blitzſchnell, ergriff Anſelm einen platten Stein, der zu Hectors Füßen lag, und ſtürzte damit auf die Schlange, der er in dem Augenblicke den Kopf zerquetſchte, als ſie ſchon die Hand des Schlummernden berührte. Es war ein gefährliches Wageſtück, denn verfehlte er auf den erſten Streich den

Kopf, und traf er etwa den Hals, ſo daß die Schlange nur ein wenig Raum behielt, den Kopf zu wenden, ſo war es um ihn geſchehen.

Hector, deſſen Hand der Stein nothwendig ſtreifen mußte, erwachte plötzlich, um bei dieſem Anblicke zu erſtarren. Der Feind kniete neben ihm und quetſchte noch immer das Schlangenhaupt mit ganzer Kraft. Hector begriff, in welcher Gefahr er geſchwebt; tief erſchüttert war ſein Gemüth — aber er verſtummte. Anſelm, ſeines Sieges gewiß, ſtand nun ruhig auf, warf den Stein von ſich und ging. Er ſah ſich nicht wieder um, und Hector rief ihm auch nicht, obgleich ihm zu Muthe war, als müſſe er ihn rufen, und als wolle der Name Anſelm! mit Gewalt über ſeine Lippen ſich drängen. Beiden gab die Begebenheit für mehrere Tage Stoff zu Selbſtgeſprächen.

„Ich hätte ihm wol danken ſollen,“ meinte Hector, „doch warum? Hab' ich ihn doch auch von einer nicht minder großen Gefahr errettet und keinen Dank begehrt.“ —

Daſſelbe dachte Anſelm: „Er iſt mir ſein Leben ſchuldig, und hat mir nicht einmal ein Gott vergelts! nachgerufen. Doch wozu? Als er der ſteigenden Fluth mich entriß, hab' ich ihm ja auch nicht gedankt."

Aber großen Einfluß auf Milderung des Starrſinnes beider Theile hatte dieſer Zufall doch. So lange Hector allein ſich ſagen durfte: ich habe meinem Feinde einen großen Dienſt erwieſen; ſo lange ſchien dadurch der Abſtand zwiſchen ihm und Anſelm noch vergrößert, und er gefiel ſich gleichſam in einer gewiſſen eiteln Großmuth, welche der Verſöhnlichkeit nicht beförderlich war. Jetzt mußte er wider Willen ſich geſtehen, daß ſie einander gleich geworden, und wenigſtens war nun doch die Wand der Eitelkeit niedergeriſſen. Auf der andern Seite empfand Anſelm nicht allein das Vergnügen, ſeinem Feinde nichts mehr ſchuldig zu ſeyn, ſondern nährte auch das Bewußtſeyn, eine edle That vollbracht zu haben. Den Gegenſtand einer ſolchen kann man nicht

eigentlich haſſen, weil der Gedanke an ihn ſich ſtets mit der Erinnerung an das gethane Gute miſcht, und das Licht des Letztern den ſchwarzen Kern des Erſtern ſanft umfließt.

Schon fingen Beide an, im Stillen zu unterſuchen, ob ſie, in frühern Jahren, nicht ſelbſt vielleicht dann und wann Veranlaſſung zum ausgebrochenen Unmuthe gegeben? Zwar bekannten ſich Beide in dieſem Punkte nur zu Kleinigkeiten, aber es war doch immer eine Art von Entſchuldigung für den Andern; es milderte doch den Groll ein wenig, und ſchon ertappten ſich Beide nicht ſelten auf dem Wunſche, daß eine Verſöhnung möglich ſeyn möchte. Nur falſche Scham hielt Jeden noch zurück, den erſten Schritt zu thun. „Er könnte wol meinen, ich bedürfte ſeiner,“ dachte Jeder, und obgleich ſie allerdings Einer des Andern recht ſehr bedurften, ſo wäre doch Jeder lieber umgekommen, ehe er ſich entſchloſſen hätte, dem Andern etwas dergleichen einzubilden.

Indeſſen war die Regenzeit nun wieder her- angerückt, und äußerte dieſes Mal auf Hectors Geſundheit einen verderblichen Einfluß. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen, kaum konnte er ſchleichend und wankend ſeine Höhle erreichen. Das hatte Anſelm von ferne geſehen, und lauerte nun zwei Tage, ob er nicht hervor kommen würde. Als aber Hector auch am Morgen des dritten Tages noch nicht erſchien, fühlte Anſelm eine große Bangigkeit. „Sollte er in ſeiner Höhle verlaſſen ſterben? Das wäre mir doch leid!" So flüſterte er, ſich näher ſchleichend und immer näher, bis er ſchon den Eingang von fern erblickte. Da ſtand er wieder zögernd und bedenklich. „Geſetzt, er wäre nicht krank? er hätte ſich nur, des böſen Wetters halber, nicht herausgewagt? und ich käme nun mit ungebetenem Dienſteifer, würde er meiner nicht ſpotten! Immerhin! ich muß mich überzeugen, muß wenigſtens einmal dicht an der offenen Höhle vorübergehen und einen Blick hinein werfen, als ob es zufällig geſchähe."

Das that er, und gewahrte ſogleich, daß er nur allzurichtig vermuthet. Hector lag ausgeſtreckt ohne Beſinnung, mit ſtarren, gläſernen Augen, mit lechzender Zunge und geborſtener Lippe. Anſelm überwand ſich, ihm näher zu treten, überwand ſich ſogar, die Worte auszuſprechen: „Biſt du krank?“

Hector hörte ihn nicht, und fort eilte Anſelm, um eine friſche Cocosnuß zu holen, deren Milch er ihm einflößte. Dann füllte er auch die leere Cocosſchale, die neben Hectors Lager ſtand, mit friſchem Waſſer. Dann nahm er ſein Feuerzeug zur Hand (denn als er Schiffbruch litt, hatte er zufällig einen in der Taſche), und zündete von dürren Reiſern vor der Höhle Feuer an. Dann entfernte er ſich einige hundert Schritte, und legte ſich hinter ein dickes Gebüſch, um die erſte Wirkung ſeiner Sorgfalt abzulauern.

Ein guter Geiſt hatte ihn gerade in der Stunde herbeigeführt, als Hector in einer bedenklichen Kriſis lag. Die eingeflößte Milch und

das Feuer, welches die Luft in der feuchten Höhle verbeſſerte, unterſtützten die Natur.

Nach einigen Stunden fand der Kranke zum erſten Male ſeine Beſinnung wieder. Mit großen Augen blickte er um ſich. Die ungewohnte Wärme des Feuers that ihm wohl. Wer als Anſelm konnte es angezündet haben? und das friſche Waſſer neben ihm — er erinnerte ſich deutlich, daß ſeine Cocosſchale leer, und er, trotz ſeines brennenden Durſtes, nicht im Stande geweſen, bis zu der nahen Quelle zu ſchleichen. Wer als Anſelm konnte die Schale gefüllt haben? — Die Krankheit hatte ſeine Nerven abgeſpannt, ſeinen ſtörriſchen Geiſt überwältigt; er war gerührt. „Ich werde ſterben,“ ſagte er mit bebender Lippe, „doch ehe ich ſterbe, möchte ich ihm gern verzeihen.“

Hätte er dieſe Worte laut genug geſprochen, hätte Anſelm ſie vernommen, ſicher wäre der Milder-Geſinnte herzugeſtürzt. Aber ſie wurden nur leiſe geflüſtert, und Hector entſchlummerte ſüß, eingewiegt von der tröſtenden Vor-

ſtellung, daß ein menſchliches Weſen ſich ſeiner angenommen.

Als Anſelm gewahrte, das Feuer werde bald erlöſchen, ſchlich er wieder näher und bemerkte mit großem Vergnügen, daß Hector die Cocosſchale geleert, und jetzt eines erquickenden Schlafes zu genießen ſcheine. Sogleich füllte er die Schale aufs neue, trug noch mehr Holz zum Feuer, und begab ſich dann wieder in ſeinen Hinterhalt, weder Sturm noch Regen achtend. So trieb er es zwei Tage, ſelten eine Stunde zu Befriedigung eigner Bedürfniſſe ſich abmüßigend. Einen ganzen Holzſtoß trug er zuſammen, damit, wenn der Kranke wieder zum Vorſchein käme, er ohne Mühe das Feuer unterhalten könnte.

Am dritten Tage endlich hatte er die Freude, den faſt Geneſenen zwar noch wankend, aber doch mit erneuten Kräften, aus der Höhle treten zu ſehen; ja, Hector ſchlich ſchon ſelbſt zum Bache, um ſeine Cocosſchale zu füllen. Auch Anſelm bedurfte der Ruhe, nachdem er ſo lange,

vom Regen durchnäßt, für ſeinen Feind gewacht und gearbeitet hatte. Er kroch in ſeine eigene Höhle, und ſchlief, mit dem Bewußtſeyn recht gehandelt zu haben, viele Stunden hinter einander den ſüßeſten Schlaf. Als er endlich neugeſtärkt erwachte, ſah er eine Stange, dicht vor ſeiner Höhle in die Erde gepflanzt, und an der Stange flatterte ein breites Palmenblatt im Winde. Er ſtutzte, rieb ſich die Augen, ſtand auf, ging hin und fand mit einem ſpitzigen Holze die Worte auf das Blatt gekritzelt: Ich danke dir.

So viel hatte Hector über ſich vermocht. Nur den Feind anzureden, konnte er ſich nicht entſchließen; aber daß er gern mehr als Worte zum Danke geben wollte, bewies er bald; denn eines Morgens fand Anſelm, mit nicht geringem Erſtaunen, vor ſeiner Höhle eine Kiſte ſtehen, die mit allerlei nützlichen Geräthſchaften und Kleidungsſtücken genau zur Hälfte angefüllt war. Hector hatte ſie am Strande gefunden, mit unſäglicher Mühe auf die Inſel geſchafft, und

dort den Inhalt Stück vor Stück auf das Gewiſſenhafteſte getheilt. Sie ſchien das Eigenthum eines Zimmermanns auf einem, ohne Zweifel geſcheiterten, Schiffe geweſen zu ſeyn, und es befand ſich nichts darin, was für die Bewohner einer wüſten Inſel nicht ein Schatz geweſen wäre.

Die Hälfte dieſes Schatzes trug Hector in der Nacht vor Anſelms Höhle, hoffend, ihm dadurch ſeine Pflege zu vergelten. Aber Anſelm achtete das Palmenblatt mit den Worten: ich danke dir, höher, als dieſe Kiſte. Es kam ihm vor, als wolle Hector ſich mit ihm abfinden. Der Gedanke war ihm unerträglich. Er rührte kein Stück von dem Geſchenkten an, ſondern trug es mit einigem Unwillen zurück, fand Hector am Bache ſitzend, und ſtellte die Kiſte ſchweigend vor ihm nieder. Beider Blicke trafen ſich, nur nicht mehr ſo finſter wie vormals; Verlegenheit und Wehmuth ſchienen darin zu kämpfen.

Als nun Anſelm mit zögernden Schritten ſich entfernen wollte, brach Hector das

Schweigen. „Sie iſt dein,“ ſagte er trocken. — Mit nichten, erwiederte Anſelm.

„Ich habe ſie gefunden am Meeresſtrande.“

So iſt ſie dein.

„Du haſt mir Gutes gethan, ich mußte dir danken.

Du haſt mir ſchon gedankt.

„Hätteſt du ſie gefunden, du würdeſt ſie auch getheilt haben.“

Ja, doch hätteſt du die Hälfte von mir angenommen?

Hector ſchwieg.

Antworte mir auf dein Gewiſſen!

„Hab' ich doch in Todesnoth ein Labſal von dir angenommen.“

Nur in Todesnoth.

„Willſt du mir aus Rache eine unvergoltene Wohlthat aufbürden?“

Du haſt mich die Klippen herauf-gezogen, biſt mir nichts ſchuldig.

„Du haſt der Schlange den Kopf gequetſcht. Wir waren quitt.“

Sollen wir denn ſo genau und ängſtlich einander nachrechnen? –

„Wollte Gott, es wäre anders, oder könnte anders werden!“

O Hector, ſcheint es doch faſt, Gott habe das gewollt, als er uns ſo wunderbar zuſammenführte.

Hector ſchwieg und ſeufzte. Anſelm fuhr fort mit bewegter Stimme: Mit der Piſtole in der Hand ſah ich im Vaterlande dich zum letzten Male mir gegenüber ſtehen.

„An den Küſten Aſiens, ohnmächtig auf einer Klippe, ſah ich zum erſten Male dich wieder.“

Ein neuer Lebenslauf hat für uns Beide begonnen.

„Hier iſt eine Cocosnuß mehr werth, als alle die Kenntniſſe, mit welchen ich, bisweilen vielleicht zur Unzeit, mich brüſtete.

Hier iſt ein Nagel koſtbarer, als der Stachel des Witzes, mit dem ich

wol ehemals, vielleicht aus Uebereilung, Manchen verwundete.

Eine Pauſe. Dies gegenſeitige Bekenntniß ebnete die Bahn.

„Verhältniſſe,“ fuhr Hector fort, ernſt vor ſich hinſchauend, „Verhältniſſe entzweien nicht ſelten Menſchen, die einander lieben könnten.“

Bisweilen, erwiederte Anſelm, löst das Schickſal wunderbar die widrigen Verhältniſſe.

„Wir ſind die einzigen Bewohner dieſer Inſel, und müſſen vielleicht hier ſterben.“

Wir könnten das Jammerleben uns wechſelſeitig erleichtern.

„Freilich könnten wir das.“

Und warum thun wir es nicht?

„Weil der Beleidigte vergebens hofft, daß der Schuldige ſein Unrecht bekennen werde.“

Welcher von uns beiden iſt der Beleidigte.

„Ich bin es!“

Ich.

„Nun ja wir beide.“

Und welcher iſt der Schuldige? — Du ſchweigſt? — Laß uns nur bekennen: auch wir beide.

„Wie es in allen ſolchen Händeln der Fall zu ſeyn pflegt.“

Aufhetzer legen ſich dazwiſchen, keiner will nachgeben.

„Es wird ein Ehren-Punkt daraus, und die Feindſchaft dauert ewig.“

Aber jetzt bewohnen wir einen Punkt der Erde, auf dem der verdammte Ehrenpunkt noch nicht heimiſch iſt.

„Freilich ſollte zwiſchen dieſen Klippen Eintracht herrſchen.“

Die Herzen ſollten ſich aufſchlieſſen.

„Wäre dieſer Bach der Letheſtrom.“ —

Haſtig ergriff Anſelm eine Cocosſchale, ſchöpfte Waſſer aus dem Bache, hielt die volle

Schale hoch empor, und ſah den alten Feind mit einem fragenden Blicke an.

„Trink!“ ſagte Hector, und Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. Da brachen plötzlich auch bei Anſelm die Thränen hervor und floſſen in die Schale, die er zur Hälfte leerte, dann ſie zitternd ſeinem Gegner reichte. Hector nahm ſie zitternd, und trank bis auf den letzten Tropfen, und warf die Schale hoch in die Luft, und ehe ſie noch den Boden berührte, lagen Beide einander in den Armen, umklammerten ſich feſt, und ſchluchzten Einer an des Andern Halſe. Jedem war eine ſchwere Laſt vom Herzen gewälzt, jeder fühlte ſich frei, leicht und glücklich — ja glücklich ſogar; denn der Augenblick, in welchem zwei gute Menſchen, ihren Groll vertilgend, einander in die Arme ſinken, verwandelt die düſterſte Einöde in einen freundlichen Garten. Von nun an waren ſie Brüder, bewohnten nur eine Höhle, und verſüßten einander das traurige Schickſal durch herzliche Eintracht. Beide vermieden an-

fangs in ihren Geſprächen, ihre vormaligen Verhältniſſe zu berühren, doch bald wurde auch dieſe Vorſicht unnütz, und ſie konnten nicht begreifen, wie es möglich geweſen, daß ſolche Kleinigkeiten ſie ſo hart zu entzweien vermochten. Sie fingen an, darüber zu ſpotten. Jeder nahm jetzt freiwillig die Schuld auf ſich, und das war der einzige Punkt, dem ſein Freund widerſprach. Täglich entdeckten ſie an einander neue, gute Eigenſchaften, und faſt täglich fragte jeder ſich ſelbſt im Stillen: Wie konnte ich meinen Freund ſo lange verkennen?

Mit vereinten Kräften des Körpers und der Seele erleichterten ſie ſich das Leben und ſannen auf Rettungsmittel. Daß nie ein Schiff hier landen könne, ſchien leider gewiß. Nicht einmal ein Boot durfte es wagen, der ſchrecklichen Brandung zu trotzen. Aber ſie hatten in der Kiſte, die der Sturm an's Ufer geworfen, auch eine alte hundertjährige Reiſebeſchreibung von Franz Pyrard gefunden, aus welcher ſie lernten, daß die Kanäle zwiſchen den maldi-

viſchen Inſeln ſelten mehr als eine Tiefe von zwanzig Faden haben, und daß man zur Zeit der Ebbe ſogar durchwaten könne, wobei das Waſſer oft nicht höher, als bis zum Gürtel ſteige; nur, hieß es, ein ſolcher Durchgang ſey gefährlich wegen der Hayfiſche, auch der Boden mit ſpitzigen Klippen beſät.

Doch hier blieb keine Wahl. Sie mußten entweder auf die Hoffnung verzichten, jemals wieder in die bewohnte Welt zurückzukehren, oder das kühne Wageſtück unternehmen. Die nächſte Inſel ſchien nicht weiter, als etwa eine deutſche Meile entfernt. Sie hatten bisweilen dort Rauch aufſteigen ſehen, folglich war ſie nicht ganz unbewohnt.

Anſelm und Hector machten ſich eine Art von Lanzen, indem ſie einige große Meſſer an der Spitze eines langen Bambus-Rohrs befeſtigten. Das waren die einzigen Waffen, mit welchen ſie die Haifiſche abzuwehren hofften, überhaupt Alles, was ſie von ihren kleinen Habſeligkeiten mit ſich nahmen, um durch

keine Laſt den bedenklichen Gang noch mehr zu erſchweren. Ein Hemd und ein leinenes Beinkleid war ihre ganze Bedeckung. So ausgerüſtet, erwarteten ſie betend am Ufer die niedrigſte Ebbe; ſobald ſie eingetreten war, ſchwang Anſelm die Lanze über dem Haupte, rief: In Gottes Namen! und ſprang ins Waſſer. Hector folgte.

Einige hundert Klafter lang war der Boden mit weichem Sande bedeckt, das Waſſer reichte kaum bis an die Knie, und dieſer Anfang erhöhte ihren Muth. Sie verdoppelten die Schritte. Doch bald geriethen ſie auf Stellen, wo zwiſchen Korallenzacken der Fuß nur ſelten ohne Verwundung ein Plätzchen fand. Die Tiefe nahm zu. Das Waſſer ſtieg oft bis an die Bruſt, bis an das Kinn; man konnte nur ſehr langſam vorwärts ſchreiten, denn bei jedem wankenden Schritte war man in Gefahr zu fallen, dabei von heftigen Schmerzen gepeinigt; das Blut der zerriſſenen Füße färbte ſchon das Waſſer.

Hector, dem von ſeiner Krankheit noch immer eine Schwäche zurückgeblieben, ermüdete zuerſt, und jammerte, daß ihm unmöglich ſey, weder das jenſeitige, noch das verlaſſene Ufer zu erreichen, denn ſie befanden ſich ungefähr in der Mitte des Kanals. Anſelm ſprach ihm Muth ein, und ermahnte ihn, ſeine Augen nur ſtets auf die Inſel zu richten, die jetzt ſchon ſo nahe vor ihnen lag, daß ſie ſogar an deren Ufer eine Hütte erkennen konnten. „Es iſt noch um eine böſe Stunde zu thun,“ rief er dem ſtöhnenden Freunde zu, „ſo ſind wir unter Menſchen und gerettet.“

Hector raffte alle ſeine Kräfte zuſammen und folgte wieder eine Weile ſchweigend: aber plötzlich trat er ſich eine ſcharfe Korallenſpitze in den Fuß, ſchrie laut auf: ich ſinke! und wäre in der That geſunken, wenn nicht Anſelm ihn beim Arm ergriffen hätte. „Laß mich los,“ ſagte Hector, „ich kann nicht weiter — ich muß hier eine Beute der Haifiſche werden — lebe wohl — lebe glücklich — laß mich los!“

„Das ſey fern!“ erwiederte Anſelm, „ſo wahr mir Gott helfe! ohne dich will ich meinen Fuß nicht an jene Inſel ſetzen. Du ſiehſt, die Tiefe des Waſſers nimmt ſchon ab, wir ſind dem Ziele nahe. Ermanne dich.“

„Ich kann nicht mehr,“ antwortete Hector, „mein linker Fuß iſt unbrauchbar; laß meine Qual mich ſchnell enden.“

„Ich bin noch ſtark,“ rief Anſelm, „ſteig auf meinen Rücken, umklammere meinen Hals! Geſchwind, hier iſt kein Augenblick zu verlieren, auf daß die Fluth uns nicht ereile!“

Hector weigerte ſich: „Wie kannſt du mich hinüberſchleppen, da ſchon dem Einzelnen jeder Schritt mühſelig wird? Sicher kämen wir beide um.“

„Wie Gott will!“ ſagte Anſelm, „ich mag ohne dich nicht leben. Verſuch' es, umſchlinge mich!“ Und er zwang den Freund, ſeinen Rücken zu beſteigen. Allerdings hatte er ſeinen Kräften zu viel getraut, und wäre nicht, nachdem er hundert Schritte fortgetaumelt war,

der Boden ſandig und eben geworden, ſo hätte er ſeinem edeln Beſtreben unterliegen müſſen. Mehr als einmal ſah er ſich genöthigt, die liebe Bürde abzuſetzen, und eine Minute lang auszuruhen, obgleich die Fluth ſchon ziemlich ſchnell wieder zu ſteigen begann. Späteſtens in einer halben Stunde mußte er das Ufer erreichen, oder es war um Beide geſchehen. Er nahm, zur letzten Anſtrengung, allen Muth, alle Kräfte noch einmal zuſammen, und keuchend erſtieg er endlich das Ufer, wo er ſogleich, völlig erſchöpft, in den Sand fiel, und der dankbare Hector ſo gut er konnte, forthinkte, um in der Hütte, die ſie von ferne geſehen, Erquickung für ſeinen Retter zu ſuchen. Er fand dort eine kleine, freundliche Familie, die nur zu gewiſſen Jahrszeiten ſich hier aufhielt, um Cocosnüſſe zu ſammeln, aus welchen ſie Oel preſſte.

Es iſt überhaupt auf den maldiviſchen Inſeln nicht Sitte, Schiffbrüchige zu Sklaven zu machen. Hector wurde gaſtfrei mit indiſcher Höflichkeit aufgenommen, und als ſeine Geber-

denſprache die Bewohner der Hütte errathen ließ, daß ein Hülfsbedürftiger am Strande liege, eilte ſogleich das Haupt der kleinen Familie mit einer Kalebaſſe voll Rum dahin. Dies ſtärkende Getränk, deſſen Anſelm ſchon ſo lange entbehrt hatte, wirkte jetzt um ſo kräftiger auf ihn. Erquickt ſtand er auf, wurde von dem Inſulaner nach der Hütte geleitet, und fühlte, nach einem langen, feſten Schlafe, ſich ſo ſtark als zuvor.

Mehrere Wochen brachten die Freunde bei dieſen guten Menſchen zu, ſo lange nämlich die Sammlung der Cocosnüſſe währte, wobei ſie treulich halfen, und ein wenig von der Sprache der Maldivier zu erlernen ſuchten. Als die Ernte vorüber war, nahm man ſie mit auf ein großes Boot, und führte ſie zu einer andern, größern, ziemlich bevölkerten Inſel, wo ſie, nicht minder gaſtfrei behandelt, bald Gelegenheit fanden, ſich nach Malee zu begeben, der Reſidenz des Königs, mit einem bequemen Hafen, in welchem öfter fremde Schiffe landen. Hier trafen ſie zum Glück einen braven Amerikaner,

der vormals auch in Hamburg geweſen, und Hectors Oheim wohl gekannt hatte. Von dieſem erfuhr Hector zu ſeiner großen Freude, daß das Schiff, von welchem die Aufrührer ihn verſtoßen hatten, in Neuyork als verdächtig angehalten worden; daß die Böſewichter ihr Verbrechen geſtanden und ihren Lohn empfangen, wie auch, daß ein vormaliger Korreſpondent ſeines Oheims für Schiff und Ladung Sorge getragen und Nachricht von dem Vorfalle nach Europa ertheilt habe, um entfernte Verwandte aufzufordern, die Erbſchaft in Empfang zu nehmen, weil man den in des Verſtorbenen Papieren als Erben bezeichneten Neffen für todt hielt.

Der Amerikaner bot den Freunden unentgeltlich ſein Schiff zur Ueberfahrt an. Voll neuer Hoffnung kam Hector nach Neuyork, und fand dort bereits einen jüngern Bruder, der zu der Erbſchaft ſich gemeldet hatte, doch ſeinen Anſprüchen gern entſagte, als er den geliebten, verloren geglaubten Bruder in die Arme ſchloß.

Die Ladung ward zu Gelde gemacht. Auch das Schiff verkaufte Hector, und ſah ſich im Beſitze eines Vermögens von 60000 Thalern. Sogleich trug er die Hälfte zu Anſelm, der ſich ſtandhaft weigerte, ſie anzunehmen, weil er Hectors Bruder nicht berauben wollte. „Du biſt mir mehr als Bruder geworden,“ ſagte Hector. „Wenn du nicht mit mir theilen willſt, ſo wollte ich lieber, ich läge wieder in meiner Höhle und ſähe das Feuer brennen, welches du angezündet, als du noch mein Feind warſt. Mir bleibt noch genug und mehr, als ich und mein Bruder bedürfen.“

Der edle Wettſtreit währte lange. Endlich kam man überein, es ſolle Jeder gleichen Theil an der Erbſchaft haben, und eine gemeinſchaftliche Handlung errichtet werden unter der Firma: Die Gebrüder Hector und Anſelm. So geſchah es. Sie ſchifften nach Europa und erſchienen Arm in Arm in ihrer Vaterſtadt, zum großen Erſtaunen aller Mitbürger, die einſt Zeugen ihres unverſöhnlichen Haſſes waren.

„Wie iſt das zugegangen?“ wurde oft gefragt. „Sehr natürlich,“ antworteten die Freunde. „Wir hatten uns verkannt, und würden, bei der Fortdauer unſerer damaligen Verhältniſſe, uns nie haben kennen lernen. Jeder Menſch hat ſeine guten Eigenſchaften, nur iſt der Feind blind für ſie. Aber man ſetze ihn mit dem Gehaßten auf eine wüſte Inſel, ſo wird er ſie erkennen und ſein Groll bald erſticken.“

„Merkt Euch das, Jünglinge!“ ſo ſprach bei dieſer Gelegenheit ein ehrwürdiger Greis zu ſeinen Söhnen: „und weil das Schickſal nur ſelten zwei Feinde auf einer wüſten Inſel zuſammenführt, ſo wartet nicht auf ſolch ein wundervolles Ereigniß, ſondern denkt Euch immer in dieſe Lage, wenn Euch der Haß beſchleichen will. Sucht das Gute an Euern Feinden auf, kommt ihnen mit Wohlwollen entgegen, und was gilts, Ihr werdet oft mit Erſtaunen wackere Männer finden, die Ihr verkanntet, und die, durch Euer Wohlwollen entwaffnet, vielleicht Eure beſten Freunde werden.“

Die
Gefahren der Einbildungskraft.

Wilibald war eines reichen Mannes Sohn in Holland. Glück und Natur hatten ihn zu ihrem Liebling erkohren, und mit ihren Gaben ausgeſtattet. Ein offener Kopf, ein empfängliches Herz, ein klarer Verſtand, ein raſches Gefühl, alles das verbunden mit einer eiſernen Geſundheit in einem ſchönen Körper — was blieb ihm noch zu wünſchen übrig? — Ein Zügel für die Einbildungskraft, die alle ferne Gegenſtände mit glänzenden Farben mahlt, und jede Wolke am Himmel in einen Thron verwandelt, auf dem man ſitzen möchte. Mit dieſer gefährlichen Gabe hatten ihn die Feen allzureichlich beſchenkt; ſie los zu werden, hätte er wünſchen

ſollen, weil ſie nur ein Leben voll Täuſchungen ſchafft, deren jede, gleich böſen Pocken, eine Narbe zurückläſſt. Glücklich noch, wenn nicht zu ſpät eine theuer gekaufte Erfahrung das vernarbte Herz heilt!

Schon als Knabe zeigte Wilibald den gefährlichen Hang, das Feine, Unbekannte mit allen Reizen zu ſchmücken, die nothwendig ſein heftiges Verlangen darnach erregen mußten, da hingegen, was er beſaß, und wäre es auch zehenmal ſchöner geweſen, ihn nimmer befriedigte. Er hatte einen allerliebſten kleinen Wagen, lakirt und vergoldet, den gab er einem Straßenjungen für einen papiernen Drachen. Er beſaß eine Leier, welche die ſchönſten Gaſſenhauer ſpielte, die vertauſchte er gegen eine Rohrpfeife von Weidenrinde. Immer dachte er ſich den Genuß der Dinge, die nicht ſein waren, unausſprechlich ſüß, und immer fand er am Ende, wenn er ſie durch große Opfer ſich zugeeignet hatte, daß er ihren Werth viel zu hoch angeſchlagen. Am Weihnachtfeſte pflegten ſeine Eltern ihn köſtlich

zu beſchenken, aber ſie mochten ihre Gaben noch ſo übermäßig ſpenden, ſie erreichten doch nie die glänzende Vorſtellung, welche der Knabe ſich Wochenlang zuvor davon eingebildet hatte.

So ging es ihm auch mit Allem, was berühmt war. Auf einer Reiſe nach der Schweiz nahm ſein Vater ihn mit, und zeigte ihm den Rheinfall bei Schaffhauſen. Aber Wilibald hatte ſtets den höchſten Kirchthurm ſeiner Vaterſtadt zum Maßſtabe dieſes Falles angenommen, und konnte nun nicht begreifen, warum man ſo viel Weſens davon mache? — Einen berühmten Trauerſpieldichter, deſſen Werke ihn entzückten, dachte er ſich als eine Heldengeſtalt, war begierig ihn zu ſehen, und nicht wenig verwundert, als er ihn klein und bucklich fand.

Hätten nur die mannigfaltigen Erfahrungen, die er ſchon in ſeiner Kindheit auf dieſe Weiſe machte, ihm in ſpätern Jahren als Warnungstafeln vorgeſchwebt! Allein es ſchien vielmehr, als ob ſeine Einbildungskraft immer üppiger ſich ausbreitete, und die Vernunft immer mehr ver-

drängte; gleich der Vanille, die eine ſo würz-
hafte Bohne trägt, aber doch nur eine Schling-
Pflanze iſt, die den geſunden Baum, um den
ſie ſich windet, erſtickt.

Als Wilibald ein Jüngling geworden, und ſeine künftige Beſtimmung wählen ſollte, da reizten ihn alle Stände, weil er keinen derſelben kannte. Bald wollte er Advocat werden — denn wo gab es einen ſchönern Beruf, als den, die Unſchuld eines Angeklagten zu vertheidigen? — Bald Prediger — denn was konnte herrlicher ſeyn, als an jedem Sonntage auf der Kanzel die Menſchen zu rühren und zu beſſern? — Bald Soldat — denn was war rühmlicher, als für das Vaterland zu kämpfen? was lockender, als in bunter Uniform die Augen auf ſich zu ziehen? — Wenn man ihn dagegen an die mancherlei Beſchwerden eines jeden Standes erinnerte, ſo ſchien ſeine Phantaſie plötzlich gelähmt; er dachte ſich wol Beſchwerden, aber nur als einen Begriff, er geſtaltete ſie nicht; er ließ den Hinter-

grund im Nebel, und ſchmückte blos die Figuren im hellen Vorgrunde mit den ſchönſten Blumen.

Während er noch ſo ſchwankte, welchen Stand er ergreifen ſollte, kam eine herumziehende Schauſpielergeſellſchaft in ſeine Vaterſtadt. Wilibald ſtand zum erſten Male vor einer Bühne, und war hoch entzückt. Die ſchönſten Werke der Dichtkunſt lebendig darzuſtellen; an jedem Abend lauten Beifall einzuernten; auf ein großes Publikum ſo unmittelbar zu wirken; das ſchien ihm nicht allein das glänzendſte, das poetiſchſte, ſondern auch das nützlichſte Leben. Einen höhern Genuß — dachte er — kann kein Stand auf der Welt gewähren! Täglich lebt der Schauſpieler in einer reizenden Ideenwelt, und da er unaufhörlich die Tugend liebenswürdig darſtellt, das Laſter dem Abſcheu oder dem Spotte Preis giebt, ſo muß er nothwendig ſelbſt zu den beſten Menſchen gehören. Welch ein Glück, unter lauter ſo trefflichen Menſchen zu leben? —

Sein Vater lachte ihn aus, und hielt es für eine der gewöhnlichen Schwärmereien, die ſo oft oft bei ihm wechſelten. Aber ſiehe da, als jene herumziehende Truppe die Stadt verlaſſen hatte, war bald nachher auch Wilibald verſchwunden. Nur auf der Bühne hatte er bis jetzt die ſämtlichen Mitglieder geſehen, und dort, nach Maßgabe ihrer Rollen, Bewunderung, Ehrfurcht, Liebe, oder auch Haß und Abſcheu für ſie empfunden. Der Direktor als Wallenſtein, und deſſen Tochter als Thecla, hatten ihn vorzüglich intereſſirt; er dachte ſich jenen als den ehrwürdigſten Greis, dieſe als das zarteſte weibliche Geſchöpf, und mit dieſer Erwartung trat er in des Hrn. Direktors Zimmer, der eben betrunken war, und ſeinem Zetteltrager ein Paar Ohrfeigen gab, weil er die Zettel, ſtatt ſie herum zu tragen, in einer Gewürzbude für ein Glas Branntwein verkauft hatte. Die holde Thecla ſaß bei dieſer Scene auf einer gemahlten Raſenbank, und flickte mit blaurothen Händen ihr Tuch. Ein Paar Kin-

der ſpielten auf der Erde in den Kleidern der Genien aus der Zauberflöte, weil ihre eigenen gewaſchen wurden. Auf dem Tiſche lag, umgewendet, ein Türkenbund, aus welchem der Herr Direktor vor der Hand Tabak ſtopfte.

Wilibald ſtutzte, als er ſich auf einmal aus den Zauber-Palläſten ſeiner Phantaſie in dieſe rohe Wirklichkeit verſetzt ſah; indeſſen brachte er ſeinen Wunſch geziemend an, ein Mitglied dieſer ehrwürdigen Geſellſchaft zu werden. Wallenſtein maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen. und blies ihm eine dicke Rauchwolke ins Geſicht. Nach einer Pauſe hub er an: „gut gewachſen, und auch hübſche Kleider auf dem Leibe. Der Herr will engagirt ſeyn? Dazu kann Rath werden. Wie iſts mit der Stimme? Spreche der Herr einmal ſo recht aus Leibeskräften.“ Wilibald erhub die Stimme und Wallenſtein war zufrieden.

„Aber kann der Heer auch leſen und ſchreiben? — Zwar mit dem Schreiben nehme ichs nicht ſo genau, aber leſen muß der Herr fir

und deutlich, darauf halte ich große Stücke.“ Voll Erſtaunen fragte Wilibald, ob es möglich ſey, die erhabenſte der Künſte zu üben, ohne die gemeinſte zu verſtehen? „O ja,“ erwiederte Wallenſtein, „ich habe ſelbſt einen Helden unter meiner Bande, es iſt ſonſt ein tüchtiger Kerl im Schreien und Luftſägen, aber leſen kann er nicht; wegen des Rolleneinſtudirens hat der Souffleur immer ſeine liebe Noth mit ihm.“ Wilibald verſicherte beſcheiden, daß er in mehrern Sprachen leſen und ſchreiben könne. „Deſto beſſer,“ ſagte der Herr Director, „ſo kann er die Schwalgees (Chevaliers) ſpielen. Aber da wird er auch wol eine raſende Gage begehren? Viel gebe ich nicht.“

„Ha! wie entfaltete ſich plötzlich jede Runzel in Wallenſteins gefurchtem Antlitz, und wie feurig glänzte die rothe Naſe, als Wilibald erklärte, er ſey wohlhabend und nicht geſonnen, die ſchöne Kunſt um Geld zu treiben; er begehre nichts als das Vergnügen, an jedem Abend eine Rolle zu ſpielen. Alſobald wurde

ihm ein ſchwarz gerauchter Pfeifen-Stummel ſamt dem gefüllten Türkenbunde dargeboten, und Thecla befehligt, daß ſie den Kaffeſatz noch einmal abkochen ſollte. Wilibald verbat ſich alle Erfriſchungen, und lud die ganze Geſellſchaft zum Mittagsmahle in das Wirthshaus, in welchem er abgetreten war. Dies große Wort verurſachte ein gewaltiges Getümmel. Der Zettelträger mußte ſogleich herumlaufen, die Probe abbeſtellen, hingegen anſagen, daß jedes Mitglied ſich Punkt zwölf Uhr unausbleiblich im goldenen Hirſch einzufinden habe, wo ein neuer berühmter Schauſpieler mit einem Schmauſe debütiren werde. Keiner blieb aus. Wilibald hatte das Vergnügen, mitten unter den Kunſtjüngern zu ſitzen, die er ſo oft bewundert, und die ihn jetzt um die Wette liebkosten.

Zum Unglücke ließ er es an Wein nicht fehlen. Der tückiſche Bacchus trieb ſein Spiel mit den Muſen, und als die Mahlzeit zu Ende ging, lag Wallenſtein unter dem Tiſche —

Thecla ſetzte ſich dem Schneider Fips auf den Schoß — Octavia umarmte den Rochus Pumpernickel, und Regulus empfing eine Ohrfeige von ſeiner Frau, dem Donauweibchen, weil er ihr vorgeworfen hatte, ſie habe ſeinen meerſchaumenen Pfeifenkopf verſetzt.

Wilibald ſaß beſtürzt und blickte mit großen, aber trüben Augen von einer Gruppe auf die andere. Alle die ſchönen Gemählde ſeiner Phantaſie verwandelten ſich in Zerrbilder; ihm ahnete, er habe ſich getäuſcht. Da trat Marinelli zu ihm, ein ältlicher, verſtändiger Mann, gegen den Wilibald einen Groll hegte, weil er ihn lauter Böſewichter hatte ſpielen ſehen, der aber jetzt der einzige Nüchterne in der Geſellſchaft war. „Junger Mann,“ ſagte er, „Sie dauern mich; Sie ſcheinen eines beſſern Looſes würdig. Vielleicht hat ein Unglücksfall oder eine jugendliche Verirrung Sie zu dieſem Schritte bewogen. Doch, wenn es noch Zeit iſt, ſo beſchwöre ich Sie, thun Sie ihn zurück! Glauben Sie einem alten erfahrnen Manne,

der leider keinen andern Nahrungszweig mehr hat! — Zwar dürfen Sie nicht nach dem, was Sie hier ſehen, unſern ganzen Stand beurtheilen, bewahre der Himmel! es giebt redliche, wackere Männer unter uns und manche brave Frauen; aber — auch bei den ſittlichſten Bühnen finden Sie ſtets weit mehr Egoismus als Kunſtliebe; überall Rollenneid, Ruhmneid und Kabale, und, wenn Sie das alles überwunden haben, ſo finden Sie ein ſtumpfes, gleichgültiges Publikum, das gewöhnlich klatſcht und pocht, ohne zu wiſſen warum.“

Während die Uebrigen den Rauſch ausſchließen, erzählte Marinelli dem Jüngling ſeine Geſchichte. Sie war nicht blos lehrreich, ſondern auch herzergreifend; ſie wirkte auf Wilibalds Phantaſie, und das war der einzige Weg, wie man auf ihn wirken konnte. Er drückte dem Alten gerührt die Hand, und fragte ihn: ob er wol das glänzende Jammerleben gegen einen ſtillen Dienſt auf einem von ſeines Vaters Gütern vertauſchen wolle? „O mit Freu-

den!" ſagte Marinelli, und Wilibald ließ anſpannen. Als die Geſellſchaft endlich auf und ins Komödienhaus taumelte, um Nathan den Weiſen ohne Probe zu ſpielen, waren Wilibald und ſein Begleiter ſchon viele Meilen weit. Heimkehrend warf er ſich in des bekümmerten Vaters Arme, geſtand, ihn habe ſeine Phantaſie diesmal grauſam getäuſcht, und ſtellte ihm den rechtſchaffenen Marinelli als ſeinen Retter vor. Der Vater war im Grunde froh, daß Wilibald dieſe Erfahrung gemacht. Er hoffte, ſie werde auch bei andern Gelegenheiten eine heilſame Nachwirkung äußern, und verſorgte gern den alten, ſeines Standes überſatten, Muſenſohn.

Doch in der ſchönen Hoffnung, ſeines Sohnes Einbildungskraft habe einen Zügel gefunden, ſah er ſich bald betrogen. Damals — es war in den ſiebenziger Jahren — hatten ſich die Neger in Surinam gegen ihre grauſamen Herren empört, und ſich ſchaarenweiſe in die Wälder geflüchtet, aus welchen ſie nun bei Nacht die Pflan-

zungen überfielen, und rachedurſtig plünderten und mordeten. Es war um die ganze Kolonie geſchehen, wenn nicht ſchleunig Truppen dahin geſandt wurden. Man errichtete zu dieſem Zwecke in Holland ein Regiment, und kaum vernahm es Wilibald, als ſeine Phantaſie erglühte, und einen Feldzug in Süd-Amerika im reizendſten Lichte ihm darſtellte. Welch ein mildes, warmes Klima! welche Früchte! wohlhabende, fleißige Menſchen! und das Verdienſt, Rebellen zu beſiegen, einer ganzen Kolonie die Ruhe wieder zu geben — nein, dieſen Bildern widerſtand er nicht. Er ließ nicht ab, ſeinen Vater mit Bitten ſo lange zu beſtürmen, bis dieſer endlich ſeufzend nachgab.

Wilibald wurde als Lieutenant angeſtellt, und ſchiffte nach Surinam mit den glänzendſten Erwartungen. Diesmal glaubte er ſich nicht getäuſcht, als nun die Stadt Paramaribo ſo anmuthig vor ihm lag, die nahen Wälder mit üppigem Grün geſchmückt, die Luft von den lieblichſten Düften geſchwängert. Zahlloſe

Böte, hin und her ſchwankend, belebten den brei-
ten Strom. Die fröhlichen Einwohner wimmel-
ten am Ufer und empfingen die Kommenden mit
herzlicher Gaſtfreiheit. Der Gouverneur gab ih-
nen ſogleich ein prächtiges Mittagsmahl, wo die
ausgeſuchteſten Leckereien in ſilbernen Schüſſeln
den Gaumen reizten, die würzhafteſten Weine den
Durſtigen erquickten. Ein Schwarm von hüb-
ſchen Negerinnen und Mulatten-Mädchen be-
diente ſie bei der Tafel. Sie gingen Alle, nach
Landes-Sitte, bis zu den Hüften nackend, von
da an waren ſie in den feinſten indiſchen Muſſe-
lin gekleidet, der Körper und die Arme mit gold-
nen Ketten und Blumen geſchmückt.

„Surinam iſt ein Paradies!“ rief Wili-
bald, als er am Abend ſich ſchlafen legte.
Etwas gemäßigter war ſein Entzücken, als er
am Morgen erwachte, und Geſicht, Bruſt,
Hände ganz getigert fand. Myriaden Muſkitos
— man pflegt ſie wegen ihres Summens des
Teufels Trompeter zu nennen — hatten ihn
umſchwärmt und geſtochen. Er mußte ſich mit

Citronenſaft waſchen, um die Schmerzen zu erleichtern. Indeſſen vergaß er dieſe Beſchwerde bald, da die reichen Pflanzer ihn mit Gaſtfreundſchaft überhäuften, und die ſchönſten Damen ihn um die Wette liebkoſten; denn es iſt ein Sprüchwort in Surinam geworden, daß die dortigen Frauenzimmer und die Muſkitos am liebſten neue Ankömmlinge ſuchen.

So lebte er denn einige Wochen in den angenehmſten Zerſtreuungen, und ſegnete den Augenblick, in dem er ſich zu dieſem Zuge entſchloſſen. Doch nun rückten die Truppen ins Feld, oder vielmehr in Sumpf und Wald. Wilibald wurde mit zwei Barken nach dem Cottica-Fluß beordert, um dort zu kreuzen. Der einzige Erfriſchungs-Ort, den er unterwegs antraf, hieß Devils Harbour (Teufels-Herberge) wegen ſeiner Ungeſundheit mit Recht alſo benannt. Dort fand er auch ein ſogenanntes Hoſpital, in welchem das Elend jede Beſchreibung überſtieg. Er ſchiffte weiter bis zu dem ihm angewieſenen Stand-Punkte, wo nur Waſſer, Wald und Him-

mel ihn umgaben, eine düſtere Einöde, in der keine Spur von Menſchen zu entdecken war. Von dort aus kommandirte er die eine Barke, ſeiner Inſtruction gemäß, noch höher hinauf. Er ſelbſt blieb, wo er war, und ſuchte vergebens Mittel, die traurige Lage ſich zu erleichtern. Am Ufer durfte man nicht einmal die Speiſen kochen, aus Furcht, von den Negern überfallen zu werden; es mußte, trotz der Feuers-Gefahr, auf der Barke geſchehen. Doch alle Elemente ſchienen ſich zu verſchwören; der Regen strömte, gleich einer Sündfluth, nieder, und nur verſtohlen durfte man Athem ſchöpfen, um nicht eine Schaar von Muſkitos in ſich zu ſaugen. Dies Geſchmeiß gönnte Keinem Ruhe und verließ die Schlafenden nur am Morgen mit Blut und Beulen bedeckt. Täglich mußte Wilibald Kranke nach der Teufels-Herberge ſchicken, und täglich kamen deren auch von der andern Barke, um gleichfalls in das elende Hoſpital geſchleppt zu werden, von wo mit jedem rückkehrendem Boote die Nachricht kam, daß wieder einige Mann ge-

ſtorben *). Friſches Fleiſch mangelte gänzlich. Dann und wann wurde eine Meerkatze geſchoſſen, und als ein Leckerbiſſen verzehrt. Die Zahl der Mannſchaft verminderte ſich täglich, und die noch lebten, waren mit ekelhaften Geſchwüren bedeckt. Das Elend ſtieg aufs höchſte. Wilibald ſelbſt erkrankte, und hatte im hitzigen Fieber nichts als einen Trunk Waſſer, den ein Neger ihm gleichgültig reichte. Seine Jugendkraft ſiegte.

Als er endlich von dieſem ſchrecklichen Poſten erlöst wurde, und ſeine dahin geführte Mannſchaft überzählte, waren von fünf Offiziers noch zwei, und von 54 geſunden Leuten 2 Korporals und 15 Gemeine übrig. Er murrte, aber bereute ſeinen Entſchluß noch nicht, vermeinend, es würde ihn ein glücklicheres Loos getroffen haben, wenn man ihn mit in die Wälder geſchickt hätte, um die empörten Neger aufzuſuchen. Auch die-

---

*) Dieſe Beſchreibung iſt buchſtäblich wahr, und aus Stedmanns Reiſen entlehnt.

ſer Wunſch wurde erfüllt, doch er ſtutzte nicht wenig, als er den Marſch nun wirklich antrat. An gebahnte Wege war nicht zu denken. Ein Trupp Neger mußte mit Beilen voran, um einen Fußpfad durchs Geſträuche zu hauen. Bald war man gezwungen, bis über die Hüften im Schlamme zu waten, bald über umgeſtürzte Bäume zu klettern, wobei der ganze Körper von Dornen zerriſſen, von wilden Bienen geſtochen, von Ameiſen zerfreſſen, von der brennenden Sonne gebraten wurde; viele blieben liegen und verſchmachteten, andere wurden in Hangematten nachgetragen.

Sobald die Sonne unterging, umhüllte ſie Alle die finſterſte Nacht. Die Wanderer mußten dann aufs Gerathewohl forttappen, oder im Sumpfe ſich lagern, auf die Gefahr, eine Klapperſchlange, oder ſonſt ein giftiges Gewürm, zum Schlafgeſellen zu erhalten. Dann brüllten die Tiger um ſie her, und ſie durften dieſe Gäſte nicht einmal durch Feuer oder Geſchrei vertreiben, um ſich den lauernden Rebellen nicht zu

verrathen. Wurden ſie von dieſen überfallen, ſo entging Keiner dem grauſamſten Tode.

Geſetzt aber auch, die ganze Expedition lief glücklich ab — gleich der, an deren Spitze jetzt Wilibald ausgezogen — worin beſtand dies Glück? — Einige Neger wurden gefangen und verſtümmelt, einige Dörfer in Flammen geſteckt, einige Pflanzungen von Reis und Hauswurzeln zerſtört. Nach ſolchen Triumphen kehrte der junge Held nach Paramaribo zurück, und hatte abermals mehr als die Hälfte ſeiner Mannſchaft eingebüßt, lag ſelbſt wiederum viele Wochen krank in ſeiner Hangematte, und es wuchſen ihm Würmer unter den Nägeln. Er konnte ſich nicht länger verhehlen, daß dieſes Leben eine ununterbrochene Höllenqual ſey, allein er tröſtete ſich immer noch mit dem Gedanken: „es ſind doch brave Leute, für die ich mich aufopfere, dieſe gaſtfreien Pflanzer mit ihren liebenswürdigen, zuvorkommenden Frauen, die täglich in Gefahr ſtehen, von grauſamen Rebellen geplündert und ermordet zu werden. Ich bereue es nicht, um

ihretwillen ſo viel erduldet zu haben. Noch im höchſten Alter wird mir die Erinnerung Freude machen, wenn ich erzählend unter meinen Kindern und Enkeln ſitze."

Sogleich mahlte ihm die ſchöpferiſche Einbildungskraft einen lieblichen Kreis von Kindern und Enkeln, in deren Mitte er mit grauen Haaren ſich ſeiner Thaten rühmte, und dieſes Bild tröſtete ihn über alles Ungemach. Vollends vergaß er deſſen, als er nun wieder geſund wurde, und die Einwohner ihn um die Wette zu ihren Freudenfeſten luden. Aber indem er ſo von einer Pflanzung zur andern fuhr, lernte er nun auch den Zuſtand der Neger kennen, und erwachte aus ſeinem Traume mit fürchterlichen Zuckungen.

Er ſah einen jungen, ſchönen Neger traurig herum hinken, während die andern fröhlich tanzten; man hatte ihm die Sehnen am Fuße zerſchnitten, weil er einſt entſprungen war. Einem andern ſah er die Zähne ausgebrochen, weil er von dem Zucker, den er ſelbſt mühſelig baute,

ein Stückchen entwendet hatte. Einen Greis erblickte er an einen Ofen gefeſſelt, in welchem Rum diſtillirt wurde. Mit Geſchwüren bedeckt ächzte der Alte Tag und Nacht bei der Glut des Feuers. Ein Knabe trug ein Halsband mit Stacheln, ſo daß er nur ſtehend oder ſitzend ſchlafen konnte. Ein Anderer bewohnte ein Hundshäuschen, lag an der Kette wie ein Hund und mußte die Vorübergehenden anbellen. Ein Dritter ächzte im ſpaniſchen Bocke, das heißt, die Hände waren ihm vorne zuſammengebunden, die Kniee zwiſchen den Armen durch gezwängt, dann hatte man durch den Triangel, welchen die Kniekehlen mit den Armen bildeten, einen Pfahl gebohrt und dieſen in die Erde getrieben, ſo daß das arme Schlacht=Opfer ſich eben ſo wenig rühren konnte als ein Todter. Und wenn Wilibald ſchaudernd nach den Verbrechen aller dieſer Unglücklichen forſchte, ſo hatte Jener einen Verſuch gemacht, zu entfliehen, dieſer ein wenig Rum geſtohlen, ein Dritter wol gar nur ſcheel dazu geſehen, wenn ſein geliebtes

Weib von einem wolluͤſtigen Verwalter mißhandelt wurde. Nicht ſelten mußte Wilibald hoͤren, daß ein Neger unter den Martern ſeines grauſamen Herrn den Geiſt aufgegeben, und wenn er mit empoͤrtem Gefuͤhle fragte: welche Strafe empfaͤngt der Herr fuͤr ſolche That? ſo antwortete man ihm laͤchelnd: Keine, es waͤre denn, daß ein Weiſſer als Zeuge gegen ihn auftraͤte, denn das Zeugniß eines Sklaven iſt unguͤltig.

„Und die Strafe in dieſem Falle?“

„Ein Stuͤck Geld. Aber ein kluger Herr kann ſich auch das erſparen. Will er eines Sklaven ſich mit guter Manier entledigen, ſo nimmt er ihn mit auf die Jagd, laͤſſt ihn das Wild auftreiben, und ſchießt bei dieſer Gelegenheit ihn nieder, als ſey es durch Zufall geſchehen, dann iſt weiter keine Rede davon. Oder er laͤſſt den Sklaven im Walde nackend an einen Baum binden, unter dem Vorwand, ihm die Glieder auszudehnen, wo ihn die Muskitos in einigen Tagen zu Tode martern.“

Auf einer Pflanzung hatte Wilibald ein ſehr hübſches, ſchlankes Mädchen von 15 Jahren bemerkt. Als er bald nachher wieder dahin kam, erkannte er das arme Kind nicht mehr. Auf Befehl ihrer eiferſüchtigen Gebieterinn hatte man ihr ein glühenses Eiſen auf Stirn, Wange und Mund gedrückt, auch die Sehnen an den Füßen durchſchnitten. Sie war uun ein häßlicher, elender Krüppel.

Dieſe Greuel empörten des Jünglings Gemüth aufs höchſte, und eine Begebenheit, von der er ſelbſt Zeuge war, machte ihn faſt wütend. Eine ſchöne, ihrer Geiſtesbildung und Sanftmuth halber berühmte, Dame lud ihn zu einer Spazierfahrt auf dem Strome in einer geſchmückten bequemen Barke. Er ſaß mit ihr am einen Ende des Bootes, das Wetter war angenehm, die Unterhaltung lebhaft — aber am andern Ende ſchrie ein Negerkind an der Mutter Bruſt, und konnte nicht zum Schweigen gebracht werden. Da ſagte endlich die Dame ganz gelaſſen: „Bringt mir das Kind her!“ Die

Mutter gab es ihr zitternd, und — ſie ſchleu⸗
derte es ins Waſſer. Die kreiſchende Mutter
ſprang augenblicklich hinter drein, wurde aber
von den Negern ſogleich wieder aufgefiſcht, und
bekam für die Verwegenheit 400 Geiſſelhiebe, in⸗
deſſen ihr Kind, ſein Aermchen noch einmal
emporſtreckend, von den Wellen fortgeführt
wurde. Wilibald ſaß verſteinert bei dieſem
gräßlichen Schauſpiele, und ſtarrte die ruhige
Mörderinn an. So bald er ſich wieder beſinnen
konnte, wollte er ſie ſelbſt über Bord ſtürzen.
Sie ſchrie, er ſey wahnſinnig. Ihre Leute muß⸗
ten ihr zu Hülfe kommen. Erſchrocken ließ ſie
am nächſten Ufer landen, Wilibald ſprang
aus dem Boote, und verfluchte den Augenblick,
wo ſeine Phantaſie in dies vermeinte Paradies
ihn gelockt.

„Großer Gott!“ rief er ſchmerzlich; „Für
ſolche Menſchen hab' ich meinen Degen gezogen
und tauſendfache Beſchwerden erlitten! — Re⸗
bellen wären jene Neger? Grauſam nennt man
ſie? — Wahrlich! ſie ſind nur zertretene Un⸗

glückliche, die, mit dem Blute ihrer Weiber und Kinder beſprützt, von der Verzweiflung in die Wälder gejagt werden.“

Jetzt wollte er durchaus zu dieſen Gemiß-handelten übergehen, an ihrer Spitze fechten, ſich Ruhm und Segen erkämpfen, und vielleicht hätte ſeine Phantaſie ihn diesmal am wenigſten irre geführt; aber der Oberſte ſeines Regiments hielt ihn in der That für wahnſinnig, ließ ihn an Bord eines ſegelfertigen Schiffes bringen, und ſchickte ihn nach Europa zurück.

Hier war indeſſen ſein Vater geſtorben, und Wilibald Erbe eines ſchönen Landgutes geworden. Da wollt' er hinfort leben, von der böſen Welt geſchieden, und abermals entwarf die Einbildungskraft mit ihrem Zauberpinſel ihm ein herrliches Gemählde. Er ſah ſich un-ter dankbarn, durch ihn beglückten Bauern, auf blühenden Feldern, die er ſelbſt urbar ge-macht, oder in einem ſchönen Park, den er ſelbſt gepflanzt hatte. Mit Ungeſtüm umfaſſte er dieſen neuen Lebensplan, der ihn, weil er

wirklich einer der beſten war, einige Jahre feſt hielt; aber es ging auch hier nicht immer ſo, wie die Phantaſie ihm vorgegaukelt hatte. Bei allen Wohlthaten, die er ſeinen Bauern er- zeigte, kränkten ſie ihn oft durch Undankbarkeit; die Felder, die er urbar machte, wurden beim Durchbruch eines Dammes verwüſtet; die Bäume, die er pflanzte, wollten nicht ſchnell genug wach- ſen. Da wurde Wilibald kühler, beſuchte ſeltener die Hütten und Fluren, fand mehr Ge- ſchmack am Leſen und — Faullenzen.

Die Dichtkunſt zog ihn jetzt in ihren ma- giſchen Kreis. Er ließ ſich ganze Ballen Ge- dichte kommen, (denn, Gott ſey's geklagt! wir haben ſie Ballenweiſe) und verſchlang alle Mu- ſen-Almanache. In dieſen letztern trieb damals ein Mädchen ihr poetiſches Weſen, Eliſe Morgenroth, die bald den Mond und die Geſtirne, bald die Veilchen und Roſen beſang, und in alle ihre Geſänge ein Schmachten, eine Sehnſucht nach dem unbekannten Geliebten miſchte.

Wilibald war entzückt. „Ha!“ rief er aus: „wenn ich dieſer unbekannte Geliebte wäre! wenn in mir das herrliche Mädchen ihr Ideal fände, und ich in ihr das Meinige!“ — Kaum hatte dieſer Gedanke ihn ergriffen, als auch ſchon die dienſtfertige Phantaſie mit Palett und Pinſel ſich einſtellte, und mit glühenden Farben ihn ausmahlte. Eliſe Morgenroth iſt ſchön wie ein Engel! das ſah er im Geiſte und zweifelte keinen Augenblick daran. Sie hat ein blaues, ſchmachtendes Auge, ſeidenes Haar und prangt in üppiger Jugendfülle. Dabei iſt ſie auch ſanft wie ein Engel, verſtändig, arbeitſam — kurz, er ſchmückte ſie mit allen Reizen des Körpers und der Seele. „Ha! wenn ſie mein würde!“ ſeufzte er, „welch ein paradieſiſches Leben würden wir führen!“

Das von ihm ſelbſt gemahlte Bild der ſchönen Muſen-Schweſter ließ ihm keine Ruhe mehr. Er ſchrieb an den Buchhändler, der ihm die Almanache lieferte, und beſchwor ihn, zu erforſchen, wer dieſe Eliſe Morgenroth

ſey? wo ſie wohne? und ob Hymens Band ſie noch nicht feſſle? — Der Buchhändler antwortete: ſie ſey eines Schulmeiſters Tochter, wohnhaft in Nimwegen, und ſeines Wiſſens noch unvermählt.

Jetzt wagte Wilibald eine poetiſche Epiſtel an ſie zu ſchreiben, die, zu ſeiner höchſten Wonne, nicht unbeantwortet blieb. Es entſpann ſich eine Korreſpondenz in Verſen, in der ſich beide Theile die ſchmeichelhafteſten Dinge ſagten. Er nannte ſie ſeine Muſe, ſie nannte ihn ihren Apollo; ſeine Phantaſie pumpte das Herz immer höher in den Kopf hinauf, und endlich konnte er dem Drange nicht länger widerſtehen, in Alexandrinern anzufragen: ob die Muſe den Apoll heirathen wolle? — Es wurde ihm in Jamben geantwortet: daß ſolches allerdings wohl geſchehen könne, und ſogleich ließ er anſpannen, um auf den Flügeln der Liebe nach Nimwegen zu eilen. „Ich werde unausſprechlich glücklich ſeyn!“ rief er unterwegs alle Augenblicke dem Poſtillon zu, der ſich jedes-

mal verwundert umſah, und mit der Peitſche knallte.

Hoch klopfte Wilibalds Herz, als er die Thore von Nimwegen erreichte. Haſtig ſprang er aus dem Wagen, und fragte Jeden, der ihm begegnete, wo die berühmte Eliſe Morgenroth zu finden ſey? Niemand wollte ſie kennen. Das fand er unbegreiflich, und ſchimpfte auf die ganze, ihrer herrlichen Mitbürgerinn ſo unwürdige Stadt. Ein munterer Knabe antwortete endlich: es gebe in der Stadt einen Schulmeiſter Morgenroth. „Ganz recht! Führe mich zu dem!" Der Knabe trollte vor ihm her durch drei oder vier enge Gäßchen, und machte endlich Halt vor einem kleinen gelben Hauſe mit rothen Fenſterladen und grüner Einfaſſung. Es wurde an der Thür geklingelt, Ein kleines, hageres Männchen mit einer beräucherten Schlafmütze öffnete ſie. Das war der künftige Schwieger-Papa, der den fremden Herrn mit vielen Kratzfüßen empfing und in ſeine beſte Stube führte, die zugleich ſeine ein-

zige war. Die eine Hälfte derſelben füllte ein langer Tiſch für die Schulbuben; die andere hatte man ſpärlich in zwei Viertel getheilt, nämlich in des Schulmeiſters Werkſtatt, denn er war zugleich ein Buchbinder, und in den Muſentempel, in welchem, bei allem Lärm der lieben Schuljugend, Eliſe ihre Geiſtes-Kinder gebar; da lagen Papiere und Bücher zerſtreut; da gab es der Dintenkleckſe auf dem Fußboden eine große Menge, und mitten unter den Papieren ſtand eine Büſte der Sapho, die von vielen tauſend unverſchämten Fliegen für ganz etwas anders war angeſehen worden.

Es wurde dem Jüngling ſchwer, Eliſens Bild, das in einer Glorie ihm vorſchwebte, mit dieſen Umgebungen zu paaren. Er ſchämte ſich in dieſem Augenblicke, reich zu ſeyn, da die Armuth ihre Dornen hier um Lorberkränze wand. Haſtig fragte er den demüthigen Vater nach der lieblichen Tochter. „Sie ſitzt oben im Taubenſchlage,“ antwortete der Alte, „und füttert ihre Tauben.“

„He! Grete!“ rief er zum Fenſter hinaus, „es iſt ein fremder Herr gekommen, der dich ſprechen will.“

„Grete?“ ſagte Wilibald, „ich denke, ſie heißt Eliſe?“

„Ach nicht doch!“ erwiederte der Schulmeiſter, „ſie iſt mit dem chriſtlichen Namen Margaretha getauft; aber weil ſie nun Verſe macht, und, wie die Leute ſagen, recht ſchöne Verſe, ſo war ihr der Name nicht gut genug; ſie ſchreibt ſich Eliſe, bleibt aber doch meine Grete, wenn ſie es gleich nicht leiden kann.“

Die Muſe auf dem Taubenſchlage hatte kaum vernommen, ein fremder Herr ſey angelangt, als ſie die Gegenwart ihres Apoll ahnete, und eilig in einen Zwinger lief, den ihr Vater ſeinen Garten nannte, um ſich mit Blumen zu ſchmücken. Nach einer Viertelſtunde, voll der geſpannteſten Erwartung, ſah Wilibald endlich die Thür aufreißen, und ſeine Muſe trat herein. Sie war eine mannhafte Per-

ſon von dreißig Jahren und drüber, keine nie- derländiſche Schönheit, wie Rubens ſie zu mahlen pflegte. Der Geiſt hatte das Fleiſch ver- zehrt, und ſpielte nun mit den Knochen. Eine Adler-Naſe erhob ſich zwiſchen kohlſchwarzen Augen, welche Blitze ſchoſſen. Weiße Lilien ſchimmerten in ihrem ſchwarzen Haar; ein di- cker Buſch von Roſen und Tulpen beſchattete einen keuſchen Buſen, oder wenigſtens die Ge- gend, welche die Natur ihm angewieſen hatte. Ueber ihre linke Schulter bis zur rechten Hüfte hinab hing eine Guirlande von Paſſionsblumen. Die langen Finger, nicht mit Ringen, wohl aber mit Dinte, dem Ehrenzeichen des Fleißes, geſchmückt, ſpreiteten ſich weit auseinander, um das Erſtaunen auszudrücken, und ein leiſes Ha! entſchlüpfte dem breit lächelnden Munde.

Wilibald fiel von ſeiner Höhe ein wenig unſanft herab, als er die bekränzte Dichterinn erblickte. Allein ſie ſchwärmte ſo erhaben über das eigentliche Leben, das poetiſche, und über die Verbindung gleich geſtimmter Seelen, und

über die wonnigliche Zukunft, die ihrer harrte, daß Wilibald entzückt — weder den Mangel körperlicher Reize, noch den Ueberfluß der Jahre achtend — ihr Haupt, ſtatt der Lilien, mit Myrten krönte — proſaiſch geſprochen: die Jungfer Margarethe Morgenroth heirathete. Im Triumphe führte er ſie auf ſein Gut, wo nun Alles, was der Reichthum gewährt, mit den feinſten geiſtigen Genüſſen, für ihn, den Beneidenswertheſten aller Sterblichen, abwechſeln ſollte.

Doch nimmer hatte die Phantaſie ihn ſo hart getäuſcht, als dieſes Mal. Seine Frau ſah er ſelten, denn ſie machte Verſe und kam nur in einem Negligé zu Tiſche, auf dem Schmutzflecke und Dintenflecke einträchtig in einander floſſen. Trat er in ihr Heiligthum, ſo bat ſie ihn entweder, ſie nicht in der Begeiſterung zu ſtören, oder ſie las ihm einige Stunden lang ihre Gedichte vor. Lud er ſie zu einem Spaziergange, ſo konnte ſie entweder ſich von ihrem Schreibtiſche nicht trennen, oder ſie zog ihn auf die nächſte

Raſenbank, und las ihm ihre Gedichte vor. Mit der Landwirthſchaft befaſſte ſie ſich nur in ihren Geſängen, in welchen die Stiere anmuthig brüllten und die Schafe lieblich blökten.

Der arme Wilibald war des ewigen Singſangs herzlich müde, und der Himmel weiß, wozu am Ende die Verzweiflung ihn würde getrieben haben, wenn nicht der Tod ſich ſeiner erbarmt, und die Muſe aus dem erſten Wochenbette, mit einem Wiegenlied auf der Lippe, hinauf unter die ewig ſingenden Engelein geführt hätte. Nun athmete er frei, und ſchwur, daß ſeine Phantaſie ihm nie wieder einen ſolchen Streich ſpielen ſolle. Jetzt war die Einſamkeit ihm wieder ſo behaglich, er hörte keine Verſe mehr, die Almanache verſchwanden von ſeinem Tiſche.

Nur der Trieb nach Thätigkeit quälte ihn oft. „Ich bin jung und reich,“ ſagte er, „ich könnte der Welt viel nutzen; doch, was hab' ich bisher gethan? Ein Dutzend Komödianten tractirt, ein Dutzend Reisfelder in Surinam ver-

wüſtet, ein Dutzend Bäume auf meinem Gute gepflanzt, ein Dutzend Gedichte zuſammen geſtoppelt — und doch wohnt Kraft in mir zu irgend einem großen Unternehmen, zu irgend einem weitgreifenden Wirken für das Heil der Menſchheit.“

In dieſer Stimmung ſprach eines Abends ein Wanderer ihn um ein Nachtlager an. Der Mann ſah rechtlich aus, trug einen grauen, von oben bis unten zugeknöpften Rock, einem zweimal aufgekrempten Hut und einen langen Stab. Ueber ſein ganzes Weſen war ein gewiſſer feierlicher Ernſt verbreitet. Wilibald nahm ihn auf und fragte: woher? wohin?

„Ich komme aus Deutſchland,“ war die Antwort, „und gehe nach England.“

„Und Ihre Geſchäfte?“

„Verbreitung des chriſtlichen Glaubens unter den armen Heiden.“

„Gibt es in England noch Heiden?“

„Nein, mein Herr, im Gegentheil, es gibt daſelbſt eine ſehr chriſtliche Miſſions-Geſell-

ſchaft, deren löblicher Zweck iſt, die Blinden und Lahmen zu der Tafel des Herrn zu berufen. Eben jetzt wird ein Schiff ausgerüſtet, um Miſ⸗ſionäre nach den Südſee⸗Inſeln zu bringen. Auch ich bin, wiewol unwürdig, erwählt worden, ein Arbeiter im Weinberge des Herrn zu werden, und eben jetzt eile ich, um dieſem erhabenen Be⸗rufe zu folgen.“

Wilibald ſprach von den Mühſeligkeiten und Gefahren, die ohne Zweifel ſeiner warte⸗ten. Da verwandelte ſich des Mannes hoher Ernſt in eine Art von andächtiger Freude und Schwärmerei. Von dem vielen Guten ſprach er, das er mit dem Beiſtande Gottes ſtiften werde, und wie dieſes Gute nicht allein auf lebende Geſchlechter, ſondern auch auf ihre ſpä⸗teſte Nachkommenſchaft wirken könne; und wie, nach mehrern Jahrhunderten vielleicht, ein gro⸗ßes, mächtiges, moraliſch gebildetes Volk ihn unter ſeine erſten Wohlthäter zählen werde.

„Ha!“ rief er begeiſtert aus: „was ſind da⸗gegen Mühſeligkeiten und Gefahren! Was wäre

ſelbſt der Tod! In dieſem Berufe ſterben iſt ſelig und ſüß!“

Mehr bedurfte es nicht, um Wilibalds Einbildungskraft zu entflammen. Er konnte die ganze Nacht kein Auge ſchließen, immer ſah er die Südſee-Inſeln vor ſich herum ſchwimmen. Alles, was er jemals von ihrem milden, geſunden Himmelsſtriche, ihrem fruchtbarn Boden und von der Gutmüthigkeit ihrer Bewohner geleſen, rief er in ſein Gedächtniß. Hier bot ſich ihm nun eine Gelegenheit dar, ſeinen heißen Wunſch zu erfüllen; hier konnte er der Menſchheit nützlich werden. Es dämmerte noch, als er ſchon aus dem Bette ſprang, und kaum hatte er Geduld, den Morgen zu erwarten, um ſeinen plötzlich gereiften Entſchluß dem frommen Gaſte mitzutheilen. Der vernahm ihn mit Rührung, und dankte Gott, der abermals eine Seele erweckt, um ſeinen Namen unter den Heiden zu verherrlichen. Gern ließ er ſich überreden, noch einige Tage zu verweilen, damit

Wilibald ſein Haus beſtellen, und dann als Reiſegefährte mit ihm wandern könne.

So zogen ſie nun nach London, wo die Miſſions-Geſellſchaft den unerwarteten, reichen Ankömmling mit Freuden aufnahm, und einer großen Anzahl von Auserwählten aus allen Ständen ihn zugeſellte, die bald nachher auf dem Schiffe Duff, unter Kommando des Kapitäns Wilſon, abſegelten, und nach einer glücklichen Fahrt zu Otaheite landeten.

„Nun werde ich dieſe herrlichen Menſchen kennen lernen, rief Wilibald, „unter welchen noch die Unſchuld des erſten Weltalters wohnt."

Bald wurde ſein Wunſch erfüllt *). Eine Menge Inſulaner kamen an Bord. Sie ſprangen wie unſinnig auf dem Verdecke herum, ſchrien Tayo! Tayo! und ſtanken gewaltig nach Cocos-Oel. Man mußte ſie mit tauſend

*) Die folgende Beſchreibung iſt buchſtäblich wahr, und aus Wilſons Reiſe entlehnt.

Augen bewachen, denn ſie waren ſehr geneigt, Alles zu ſtehlen, was ihnen gefiel. „Das ſind nur gemeine Leute;“ dachte Wilibald, „die Vornehmern finden wir ohne Zweifel geſitteter.“

Die Miſſionäre begaben ſich ans Land. Der König, ein dummer Junge von ſiebenzehn Jahren, erſchien nebſt ſeiner Gemahlinn. Beide wurden von Männern getragen, denen ſie auf den Schultern ſaßen, die Beine vorne herabhängen laſſend, und an deren Köpfe ſich anlehnend, wobei ſie ſich den königlichen Zeitvertreib machten, ihren Trägern das Ungeziefer aus den Haaren zu leſen. Die Königinn hatte, unter allen Weibern, allein das Vorrecht, dieſe Thierlein zu ſchmauſen, und ſie bediente ſich deſſelben häufig. Sie hatte noch keine Kinder. Im Grunde war ſie die Frau eines jeden ihrer Knechte, und dieſe buhleriſche Lebensart brachte ſie um das Glück, Mutter zu werden. Otu hieß der dumme König. Sein Vater, Pomarre, regierte gleichſam als Vormund an ſeiner Statt. Er hatte gleichfalls eine liebens-

würdige Gemahlinn, Iddia, die aber nicht von ihm, ſondern von einem ſogenannten Tautau (einem der Geringſten im Volke) ſchwanger, und deshalb geſonnen war, ihr Kind umzubringen, ſo bald es auf die Welt käme.

Von einem ſchönen Eifer beſeelt, beſchloß Wilibald, an ihr das erſte Probeſtück ſeiner Bekehrungs-Gabe abzulegen. Durch einen Dollmetſcher ſtellte er ihr beweglich die große Sünde des Kindermordes vor. Sie lachte ihm ins Geſicht und ſagte, das Kind in ihrem Schoße ſey von einem unedlen Vater, darum müſſe es ſterben. Wilibald bat ſie, es ihm zu übergeben, ſobald es geboren wäre; es ſolle ihr nie zur Laſt fallen, da er für deſſen Erziehung ſorgen werde. Zugleich verſprach er ihr, wenn ſie mit dieſem guten Beiſpiele ihrem Volke vorgehen würde, es der Königinn von England zu melden, die ſich darüber freuen und ihr koſtbare Geſchenke zuſenden werde. Aber ſie blieb dabei, und kehrte unwillig dem Prediger den Rücken. Ihr Geliebter hatte, mit dem

gleichgültigſten Geſichte von der Welt, Alles mit angehört.

Einige Tage darauf erfuhr Wilibald, daß ſie ihr Kind wirklich ermordet, und auf ſeinen Antrag wurde nun beſchloſſen, ſie mit Verachtung zu behandeln, ſo oft ſie vor den Miſſionärs ſich blicken lieſſe. Doch Iddia kehrte ſich eben ſo wenig an dieſes Zeichen der Mißbilligung, als an jene Ermahnungen, und da ſie eine Perſon von Bedeutung war, ſo mußte man, zu Wilibalds großem Verdruß, eben ſo glimpflich mit ihr verfahren, als in Europa in ähnlichen Fällen zu geſchehen pflegt. Das war indeſſen bei weitem nicht die einzige Gelegenheit, wo er ſich genöthigt ſah, ſeine hohen Erwartungen herab zu ſtimmen. Er lernte die ſaubere Geſellſchaft der Arroys kennen, deren Mitglieder mehrere Weiber haben (die ſie unter einander vertauſchen, und deren Kinder ſie nach der Geburt ermorden; die nie arbeiten, ſondern ſich blos von Rauben und Plündern nähren), und zu der ſich dennoch die vornehmſten

Inſulaner zählen. Er lernte die verworfenen Mahu's kennen, männliche Geſchöpfe, die von Kindheit auf in Weibertracht als Weiber erzogen werden, und gleich dieſen Buhlſchaft treiben. Er lernte die grauſamen Menſchenopfer kennen, bei welchen der Prieſter dem unglücklichen Schlachtopfer ein Auge aushöhlt, und es auf einem Piſang-Blatte dem Könige präſentirt.

Nach ſolchen Erfahrungen ſchien es ihm freilich nur ein Geringes, daß die vortrefflichen Otaheiten ſamt und ſonders unaufhörlich die Miſſionärs zu beſtehlen ſuchten; daß die Höflinge unter Allen die ärgſten Diebe waren; daß Seine Majeſtät ſelbſt eine geſtohlene Art verheimlichten, und des Diebes Geſchicklichkeit hoch prieſen — noch geringer der Ekel, den ihre Schmauſereien erweckten, wo das berauſchende Getränk aus Wurzeln, von alten Weibern gekaut, zubereitet wurde — oder die nächtliche Marter, wenn die Flöhe ihn und ſeine Gefährten dermaßen quälten, daß ſie mitten in der Nacht aufſpringen und in die See laufen mußten.

Alle dieſe Annehmlichkeiten hatten die Hitze ſeiner Einbildungskraft ſchon ſehr abgekühlt. Er ſah, daß von dem wärmſten Bekehrungs-Eifer hier wenig Frucht zu hoffen ſey, und als nun vollends die ſichere Nachricht einlief, daß die Oberhäupter der Inſel bei einer Schale Ava ſich verſchworen, die Miſſionäre zu plündern und fortzujagen, ſobald ſie mit dem nächſten Schiffe noch mehrere Koſtbarkeiten würden erhalten haben, da wartete er die Vollziehung dieſes Vorhabens nicht ab, ſondern begab ſich klüglich mit dem Kapitain Wilſon nach Europa zurück. Dort verlockte ihn die Phantaſie noch mehr als einmal, nach dieſem oder jenem Ziele zu ringen, das in der Ferne ſchimmerte wie ein Licht, und in der Nähe gewöhnlich aus einem Stücklein faulen Holzes beſtand; aber er war doch nun ſchon etwas behutſamer geworden, und endlich verſchaffte ihm das Glück die Bekanntſchft eines Mannes, der ſeine ſtheniſche Einbildungskraft vollends heilte.

Morton, ein Engländer, hatte ſich in ſei-

ner Nachbarſchaft angekauft, und wohnte da mit einer einzigen Tochter, einem hübſchen, ſittſamen Mädchen. Auf einem Spaziergange, den Wilibald eines Tages in tiefen Gedanken bis über ſeine Grenze machte, ſah er Arabellen zum erſten Male. Sie ſuchte Erdbeeren. Ihre Schönheit gehörte nicht zu jenen blendenden, die auf den erſten Blick feſſeln, und oft beim zweiten wieder los laſſen, aber ihre Phyſiognomie hatte etwas Stillfreundliches, Anziehendes, das, oft geſehen, nur feſter bindet. Aus bloßer Neubegier redete Wilibald ſie an. Sie war nicht verlegen, doch ſchüchtern, und als ſie merkte, daß der Fremde das Geſpräch verlängern wollte, ſagte ſie: „dort auf dem Hügel unter der Eiche ſitzt mein Vater; er wird ſich freuen, Ihre Bekanntſchaft zu machen.“ Wilibald ging mit ihr und fand den alten Morton, wie er Kräuter durch eine Lupe betrachtete. Beide kamen ſich mit Offenheit entgegen, man freute ſich der Nachbarſchaft und in Kurzem war man unzertrennlich.

„Soll ich Ihnen ſagen,“ hub Morton eines Tages an, „warum Ihre Einbildungskraft ſo oft den Meiſter über Sie ſpielte? — Aus dem unbefriedigten Triebe der Thätigkeit entſpringt Langeweile, und dieſe iſt die geſchäftigſte Dienerinn der Phantaſie. Viel haben Sie verſucht; nichts genügte Ihrem raſtloſen Triebe. Ihr Sinn für das einzig Wahre, Gute und Schöne hatte Sie ſchon von ſelbſt auf den rechten Weg geleitet. Sie wurden Landmann — aber, mein Freund, um auf dem Lande Zufriedenheit zu finden, muß man unaufhörlich beſchäftigt ſeyn, muß jeder Tag, jede Stunde ihr angewieſenes Werk haben. Selten iſt die Landwirthſchaft allein dazu hinreichend, zumal im Winter. So alt ich bin, ſo würde ich noch heute in die große Welt zurück kehren, und gleich Ihnen vielleicht, mit Hülfe meiner Einbildungskraft, manchen abenteuerlichen Plan entwerfen, wenn ich nicht ſo glücklich wäre, durch mannigfaltige, ſelbſtgeſchaffene Unterhaltungen den böſen Geiſt in jeder Stunde zu ban-

nen. Ich ſäe und ernte, ich bin Gärtner und Botaniker, Mahler und Baumeiſter; ich pfuſche in manches Handwerk, bin Drechsler und Tiſchler. Kurz, wie der heil. Hieronymus die Augen gar nicht vom Leſen aufſchlug und folglich unverführt blieb, obgleich der Satan bald vor ihm, bald hinter ihm ſtand, ſo bin ich keinen Augenblick ohne Arbeit, und das bändigt den Satan der Phantaſie. Machen Sie es wie ich, mein junger Freund, und gelingt es Ihnen anfangs nicht, will noch einmal Ihre Einbildungskraft Sie nach Surinam oder nach Auſtralien locken, ſo kommen Sie erſt zu mir, damit wir das Ding nicht bloß von vorne, ſondern auch von hinten betrachten, und damit wir das Gute, was Sie wirklich ſchon beſitzen, gegen dasjenige abwägen, was Sie erlangen wollen. Gewöhnlich wird ſich dann finden, daß Sie reicher ſind, als Sie glauben, und beſſer thun, den Sperling in der Hand zu halten, ohne auf das Dach zu klettern, um den Storch herabzuholen."

Wilibald nutzte dieſen treuen Rath und ſpürte in Kurzem die wohlthätigen Folgen. Nach einigen Monaten wunderte er ſich außerordentlich, als er die Entdeckung machte, daß er Arabellen liebe, denn ſie hatte ſich nicht durch die Phantaſie in ſein Herz gedrängt, ſondern war ganz leiſe an der Hand der Vernunft hinein geſchlichen. Sobald aber die Entdeckung einmal gemacht war, miſchte ſich die Phantaſie augenblicklich wieder ins Spiel, und verſchönerte ihm die Zukunft durch Arabellens Beſitz. Nur täuſchte ſie ihn dies Mal nicht; denn als er nun wirklich in ihr eine treue, verſtändige Gattinn fand, das Kleinod der Erde, ſo fühlte er zum erſten Male, ſeine Phantaſie habe nicht hingereicht, ihm das ſtille Glück eines durch Arbeit und Liebe gewürzten Lebens recht lebendig darzuſtellen.

Oswald und Guſtchen.

„Ich bitte dich herzlich,“ ſagte der alte Rath Wendling zu Oswald, ſeinem einzigen Sohne, „ich bitte dich herzlich, verheimliche mir nichts! — Leider hatteſt du von Jugend auf einen Hang dazu, der deine Schweſter das Leben koſtete, als du noch ein Knabe von zwölf Jahren warſt.“

„Mein Gott! wie das?“ fragte Oswald.

„Du hatteſt in der Schule den Sohn eines Schneiders kennen lernen; ich glaube, er hieß Gottlieb Stümper, und war eine Art von Poet.“

„O ja, ich erinnere mich ſeiner; ein närriſcher, aber gutmüthiger Menſch.“

„Das kann ſeyn. Du brachteſt nun alle deine Feierſtunden in dem Hauſe des alten Stümper zu, der noch eine Menge Kinder hatte. Mir ſagteſt du kein Wort davon. Wenn ich fragte: wo du geweſen? ſo hieß es immer: ſpazieren. Plötzlich bekam deine Schweſter die natürlichen Pocken. Ich hatte ſie ihr oft vergebens einimpfen laſſen. Die Schutzpocken kannte man damals noch nicht. Nun konnte ich nicht begreifen, wie ſie angeſteckt worden, denn ich wußte, daß in der ganzen Stadt nur in Stümpers Hauſe die Pocken waren, und ich hatte, als Stadtphyſikus, die gehörigen Maßregeln genommen, daß die Anſteckung ſich weiter nicht verbreiten möchte; aber freilich, das wußte ich nicht, daß mein eigner Sohn täglich hinging. Du hatteſt deiner armen Schweſter das Gift gebracht, an dem ſie ſtarb. Ich erfuhr das endlich und predigte dir ſchon damals, was ich leider noch immer predigen muß! Du hatteſt nicht die kleinſte Entſchuldigung; du wußteſt recht gut, daß, wenn der junge Stümper ein braver, talentvoller

Knabe war, ich den Umgang mit ihm keinesweges tadeln würde, weil ihn der Zufall zum Schneiders-Sohn gemacht; es war bloß die verdammte Luſt, die du am Verheimlichen fandeſt. Damals weinteſt du bittere Thränen auf dem Grabe deiner Schweſter, aber es blieb beim Alten. Ich könnte dir noch hundert Geſchichtchen erzählen, wo du durch jenen vermaledeiten Hang mich betrübteſt oder ärgerteſt, wenn ſie gleich nicht alle ſo unglücklich abliefen. — Nun, es iſt vorbei. Du biſt ein Jüngling geworden, haſt in deinem Vater einen Freund gefunden, und wirſt mir künftig keinen deiner Schritte verhehlen, nicht wahr?"

„Gewiß nicht, lieber Vater."

„Gib mir deine Hand darauf!"

Oswald gab ihm ſchnell und gern die Hand, die der Vater traulich ſchüttelte. „Du biſt nun in den Jahren," fügte er noch hinzu, „wo man bisweilen dumme Streiche macht. Das wird ſonder Zweifel auch dir widerfahren, doch laß dich das nicht irre machen; vertraue

mir immer auch deine dummen Streiche. Du findeſt doch auf der weiten Welt keinen Menſchen, der geneigter wäre, ſie zu verzeihen, als deinen Vater. Wie oft kann durch Vertrauen den Folgen einer Unbeſonnenheit vorgebeugt werden!“

Oswald verſicherte heilig, daß er von der Wahrheit alles deſſen innigſt überzeugt ſey — und ſo verhielt es ſich auch: allein er hatte von Kindheit auf ſeinem verderblichen Hange zu oft ſchon nachgegeben; es war ihm zur Gewohnheit geworden, auch die geringfügigſten Dinge heimlich zu thun. Immer benahm er ſich, als ob er auf der Maskerade wäre, und die Larve nie lüften dürfte. Das verurſachte ihm ſelbſt manchen Verdruß, dem Vater im Stillen manchen Kummer.

Als ſeine Schweſter geſtorben war, hatte der alte Wendling ein kleines verwaiſetes Mädchen aufgenommen, eine weitläufige Verwandte, und eines der gutmüthigſten, dankbarſten Geſchöpfe. Oswald und Guſtchen hatten einander recht lieb, woraus ſie vor aller

Welt Augen kein Geheimniß machte; er hingegegen zeigte es nur, wenn ſie allein miteinander waren. Niemand ſollte es wiſſen, nicht einmal ſein Vater, obgleich er nicht die mindeſte Urſache hatte, zu vermuthen, daß der es mißbilligen würde, denn der Alte liebte Guſtchen wie ſein eignes Kind. Dann hätte aber dieſe ſchuldloſe Zuneigung keinen Reiz mehr für Oswald gehabt.

Wirklich hatte der Alte den Plan, das gute Mädchen einſt mit dem Sohne zu verheirathen: weil es ihm aber vorkam, als ſey Oswald vollkommen gleichgültig gegen ſein hübſches Mühmchen, ſo ſchwieg er wohlbedächtig.

Von ſeiner verſtorbenen Frau beſaß er noch einen kleinen Schatz, beſtehend in einigen goldenen Zierrathen, und einer brillantenen Bruſtnadel. Er verwahrte dieſe Dinge in einer Schachtel, die wiederum in einem Schranke ſtand, zu dem er bisweilen Guſtchen den Schlüſſel anvertraute, doch nur ihr allein, wenn dies oder jenes aus dem Schranke zu holen war. Eines

Tages verlangte er ein Büchsgen mit Balſam aus Mecca, welches auch ſeit vielen Jahren dort in einem Winkel ſtand. Guſtchen hatte, nach langem Suchen, es endlich gefunden, und, weil ſie fürchtete, ihr Pflegevater möchte indeſſen ungeduldig geworden ſeyn, ſo eilte ſie es ihm zu bringen, und nahm ſich nicht einmal die Zeit, den Schrank zu verſchließen.

Oswald war an dieſem Tage zu einem Kammerherrn eingeladen, der wöchentlich Konzerte gab. Es durfte wol ſonſt kein Bürgerlicher in ſeinen Pallaſt ſich verirren; doch wenn ſolche Herren die Bürgerlichen brauchen, ſo nehmen ſie es nicht ſo genau. Oswald ſpielte das Violoncell ſehr gut, und, da es wenige Liebhaber gibt, die dieſes Inſtrument wählen, ſo werden dieſe Wenigen geſucht. Folglich verdankte er lediglich ſeiner Kunſt die öftern Einladungen zu dem Kammerherrn; aber ſeine Eitelkeit hatte ihn überredet, man ſehe ihn überhaupt dort ſehr gern. Das hübſche Fräulein vom Hauſe ſpielte ſchwere Sonaten von Beet-

hoven auf dem Fortepiano, und wollte immer von dem jungen Wendling accompagnirt ſeyn, weil er außerordentlich taktfeſt war; das nahm Oswald für eine aufkeimende, ihm ſehr ſchmeichelhafte Liebe, und ob er gleich nicht das Mindeſte für das Fräulein empfand, ſo putzte er ſich doch immer am ſorgfältigſten an ihres Vaters Konzert-Tagen.

Schon daß die Sache nicht zur Sprache kam, ſondern einer kleinen Intrigue glich, das gefiel ihm außerordentlich. Eben wollte er auch heute wol geputzt ſich zu dem Kammerherrn begeben, als ſein Weg ihn durch das Zimmer führte, in dem der offen gelaſſene Schrank ſtand. Hundert Mal hatte ſein Vater wol ſonſt den Schrank in ſeiner Gegenwart geöffnet, und ihm frei geſtellt, deſſen ganzen Inhalt nach Gefallen zu beſchauen, aber das hatte Oswalds Neugier nie gereizt. Doch nun, da der Schrank zu verſchließen vergeſſen worden, folglich er ihn heimlich unterſuchen konnte, nun war es ihm unmöglich, der Begierde zu widerſtehen. Er

ſtöberte alle Winkel durch, fand auch das Käſt-
chen, und erblickte die brillantne Bruſtnadel, die
er keineswegs zum erſten Male ſah. Sie war
ihm aber nie ſo hübſch vorgekommen. Wie,
wenn er ſie heute in ſeine Hemdkrauſe ſteckte?
Das würde in der hochadelichen Geſellſchaft ſich
vortrefflich ausnehmen, und es war zu vermu-
then, daß mehr als Ein Blick aus den Augen
des ſchönen Fräulein darauf ruhen würde. Kurz,
er nahm die Nadel und ging. Mit zwei Schrit-
ten konnte er in ſeines Vaters Zimmer ſeyn,
und ihm den unſchuldigen Wunſch anzeigen, ge-
gen den der Alte ſicher nichts eingewendet hätte;
aber heimlich ſchien doch beſſer. Er konnte ja
die Nadel auch heimlich wieder hinlegen, oder
ſich mit Guſtchen darüber verſtehen; wozu
war es nöthig, dem Vater dieſe Kleinigkeit zu
ſagen? —

Mit der brillantnen Bruſtnadel prunkend
trat er in den Konzertſaal, wo, außer dem Kam-
merherrn, eigentlich Niemand ſeinen Schmuck
bemerkte. Aber dieſer alte, verſchuldete Hof-

ling bemerkte ihn ſehr wohl. Eigentlich gab er ſeine Konzerte nur, um Leute ins Haus zu locken, die er, nach abgethaner Muſik, im Spiel betrügen konnte. Zu dieſen Auserwählten war Oswald bisher nicht gezählt worden; man hielt es nicht der Mühe werth, ihn zu rupfen; doch jetzt — die ſchönen Brillanten machten den Kammerherrn lüſtern — und zum erſten Male wurden Oswald Karten präſentirt. Er hatte wol bemerkt, daß dieſe Ehre ſonſt nur Offizieren und Leuten widerfuhr, die Kreuzchen im Knopfloche trugen; er fand ſich dadurch geſchmeichelt, und trat, mit großen Blicken um ſich ſchauend, zur Pharobank, als wollte er ſagen: ſeht her, ich ſtehe auch unter euch.

Er mußte die kleine Eitelkeit theuer büßen; denn kaum war eine halbe Stunde vergangen, als er ſchon alle ſeine Baarſchaft verſpielt hatte. Nun ſchämte er ſich zurück zu treten.

„Wir ſind hier unter uns," ſagte der edle Kammerherr, der ihn durchſchaute, „wir ſpielen zum Zeitvertreib, und nehmen es nicht ge-

nau. Wenn Sie Luſt haben fortzuſpielen, ſo können Sie durch Ihre Bruſtnadel ſich in Avantage ſetzen, denn beim Spiel taxirt man ſolche Dinge hoch.“

Oswald war beſtürzt über dieſen Vorſchlag, und doch meinte er, es ſey unſchicklich, ihn abzulehnen; man würde glauben, ſein ganzes Herz hinge an einer Bruſtnadel, das möchte gar zu bürgerlich ſcheinen.

„O dieſe Kleinigkeit“ — ſagte er, und gab ſich alle Mühe, einen leichten vornehmen Ton nachzuäffen — „ich weiß wahrhaftig ſelbſt nicht, was ſie werth iſt.“ Bei dieſen Worten zog er die Nadel aus der Hemdkrauſe, und überreichte ſie dem Kammerherrn. „Ich verſtehe mich auch nicht ſonderlich darauf,“ ſagte dieſer, indem er ſie obenhin betrachtete, „aber hier iſt der Konſiſtorial-Präſident, der wird uns beſtimmt ſagen können, wie hoch wir ſie taxiren dürfen.“

Dieſer Ehrenmann, der ſtark auf Pfänder lieh, war allerdings der größte Diamantenkenner in der Geſellſchaft. Er holte ſeine Brille

hervor, beſchaute das Ding von allen Seiten, in allerlei Licht, und erklärte endlich: „Im Spiele könne man achtzig Dukaten dafür geben. „Eine ſehr liberale Schätzung," ſagte der Wirth vom Hauſe, „allein es ſey darum. Im Grunde geſchieht es nur, um dem jungen Herrn Wendling Revanche zu geben."

Oswald verbeugte ſich und ſpielte weiter, und ehe Mitternacht heran kam, war die brillantne Nadel verloren, wogegen er aber zum erſten Male das Glück hatte, zum Souper gezogen zu werden.

Mit ſehr unbehaglichen Gefühlen kam er heim, und ſchlich in ſein Bett. Der Verluſt ſchmerzte ihn eben nicht; allein er wußte, daß ſein Vater einen hohen Werth auf Alles legte, was ſeiner Mutter einſt zugehörte. Die Furcht, ihn zu erzürnen, verbunden mit der Sucht, Alles zu verheimlichen, beſtimmte ihn, die ganze Begebenheit zu verſchweigen. „Wer weiß," dachte er, „ob mein Vater in ſeinem Leben wieder

nach der Nadel fragt. Warum ſollte ich ihm eine unangenehme Stunde machen?“

Aber der alte Wendling fragte allerdings nach der Nadel einige Wochen nachher, denn er wollte ſie Guſtchen, die eben ſechzehn Jahr alt wurde, zum Geburtstag-Geſchenke verehren, und hatte ſich ſchon lange auf dieſen Tag gefreut. Dies Mal ging er ſelbſt zum Schranke, öffnete das liebe Käſtchen, holte zwanzig Mal Stück vor Stück heraus, wandte es zwanzig Mal um und um, aber zu ſeinem Erſtaunen fand er die Nadel nicht. Was ſollte er davon denken? Er hatte Niemand als Guſtchen den Schlüſſel anvertraut, und das Schloß war ſehr ſtark, auch ſonſt kein Diebſtahl zu vermuthen, denn ſchwerlich würde der Dieb ſich damit begnügt, ſondern lieber das ganze Käſtchen mitgenommen haben. Sein Argwohn fiel daher auf Guſtchen. Gern hätte er zehn ſolche Nadeln darum gegeben, wenn er keinen ſolchen Argwohn hätte faſſen müſſen, und er ſuchte bei ſich ſelbſt die fatale Handlung ſo viel als möglich zu entſchuldigen. „Ein jun-

ges Ding!“ meinte er; „Mädchenhafte Eitel=
keit! Sie wird den glänzenden Schmuck heraus=
genommen haben, um ſich einſam vor ihrem
Spiegel damit zu putzen; dann hat ſie wol ver=
geſſen, ihn wieder an Ort und Stelle zu legen;
ſie konnte ja nicht wiſſen, daß ich ihn ſuchen
würde, und ließ ſich wol nicht träumen, daß er
ihr zum Geſchenk beſtimmt wäre. Es war im=
mer nicht ganz recht von ihr, und ſie muß ein
wenig dafür geängſtigt werden; denn auf jeden
Fall hat ſie mir eine Freude verdorben, indem
ſie nahm, was ich ihr geben wollte.“

Er rief Guſtchen auf ſein Zimmer, und
verwies ihr die Unbeſonnenheit halb im Scherz,
halb im Ernſt. Anfangs verſtand ſie ihn gar
nicht. Das nahm er übel; er meinte, ſie ſchäme
ſich zu bekennen. „Hat irgend Jemand,“ ſagte
er, „den Schlüſſel zum Schranke von dir em=
pfangen?“ „Nein.“ „Nun ſo muß ich dir auf
den Kopf Schuld geben, daß du, vermuthlich
aus Spielerei, die brillantne Bruſtnadel meiner
ſeligen Frau aus dem Käſtchen genommen haſt.“

Guſtchen war faſt vor Schrecken zu Boden geſunken. Sie wurde todtenbleich und zitterte heftig; das nahm der Alte für ein Bekenntniß. „Siehſt du,“ ſagte er, „welche Folgen eine ſolche Handlung nach ſich zieht? Da ſtehſt du nun, mein Töchterchen, und dir iſt übel zu Muthe.“

Guſtchen konnte kein Wort hervorbringen, aber ſie brach in einen heftigen Thränenſtrom aus. Das entwaffnete den Alten ſchnell. „Nun, nun, es hat ſo viel nicht zu bedeuten.“ „Nicht zu bedeuten?“ ſchluchzte ſie; „ich eine Diebinn?!“

„Ei, wer ſagt denn das? — Neubegier, Eitelkeit, du haſt ſie wieder hinlegen wollen, und haſt es vergeſſen.“ „Sie glauben das von mir?“ — „Was ſoll ich denn ſonſt glauben?“ „Ach! ich armes unglückliches Mädchen!“ Mit dieſen Worten ſtürzte ſie hinaus, und Wendlind dachte, ſie ginge, um den Schmuck zu holen, worauf er ihr noch eine kleine Ermahnung geben, aber ſie dann beruhigen wollte.

Doch er wartete vergebens, Guſtchen kam nicht wieder. Ihre reine Seele hatte ſich vor dem Gedanken, daß ihr Pflegevater, ihr Wohlthäter, ſie für eine Diebinn halte, ſo heftig entſetzt, daß ſie gänzlich die Beſinnung verlor, und in halbem Wahnſinn aus dem Hauſe rannte.

Nach einer Viertelſtunde wurde der Alte ungedultig. Er ſchickte die Magd nach ihr, und mußte mit Erſtaunen hören, ſie ſey nicht zu finden. „Sollte ſie den Schmuck irgendwo verſetzt haben?“ brummte er kopfſchüttelnd; „Es wäre doch möglich, aber wozu? In meinem Hauſe bedurfte ſie ja nichts? — Vielleicht hat ſie einen Nothleidenden gefunden, den ſie unterſtützen wollte? das hätte ſie mir doch ſagen können. Nein, ſo hängt es nicht zuſammen, aber wie ich mir das Räthſel löſen ſoll, das weiß Gott.“

Er wartete wieder eine halbe Stunde, dann fing er an unruhig zu werden, und ſchickte nach ſeinem Sohne, um ihm aufzutragen, daß er Guſtchen ſuchen ſolle. Unglücklicherweiſe war

Oswald nicht zu Hauſe. Da kleidete der Alte ſich haſtig an, nahm ſeinen Stock, und ging nun ſelbſt zu allen Bekannten, wo er ſie etwa vermuthen konnte. Niemand hatte ſie geſehen.

Es fing ſchon an dunkel zu werden. „Sie wird nun wol wieder zu Hauſe ſeyn,“ tröſtete er ſich, und wanderte heim. Schon von ferne ſah er ſeine Wohnung von einem Pöbelhaufen umgeben; das fuhr ihm eiskalt durch die Glieder. Mit klopfendem Herzen wankte er näher. Da ſtürzte die Magd ihm heulend entgegen: Ach, Mamſell Guſtchen!

„Iſt ſie todt?“ fragte Wendling haſtig. „Nein, Gottlob! ſie iſt noch zu rechter Zeit gerettet worden.“

„Gerettet? wovon?“

„Ach! Sie müſſen es doch erfahren — Sie iſt ins Waſſer geſprungen! und hätte nicht zum Glück ein Soldat in der Nähe geangelt, ſo war es um ſie geſchehen. Der ſprang ihr nach und zog ſie glücklich ans Ufer. Ohnmächtig wurde ſie heimgetragen; jetzt liegt ſie im Fieber.“

Der Alte taumelte an die Wand des nächſten Hauſes, und hielt ſich feſt an einem Thürklopfer, um nicht hinzuſinken. Der Gedanke, daß ſein liebes Guſtchen ſeiner Hülfe jetzt als Arzt bedürfe, gab ihm bald wieder Kraft, von der Magd geſtützt, in ſein Haus zu wanken. Hier fand er Guſtchen bewußtlos und irreredend. Er wandte Alles an, was ſeine Kunſt vermochte, und als ſie endlich erſchöpft in einen zuckenden Schlaf ſank, ließ er den Soldaten holen, der ſie gerettet, um ihn mit vollen Händen zu belohnen, und wo möglich auch einige nähere Umſtände von ihm zu erfahren.

„Ich ſaß in einem Buſch verſteckt am Strome und angelte;“ ſagte der Kriegsmann, „da kam das Mamſellchen und rang die Hände und weinte, und ging immer am Ufer auf und ab. Ich dachte, was ſoll daraus werden? und ließ ſie nicht aus den Augen. So oft fremde Leute vorübergingen, nahm ſie ſich zuſammen, und war ganz ſtill. Aber ſobald ſie ſich wieder allein glaubte, ſchluchzte ſie, daß es einen Stein

in der Erde hätte erbarmen mögen, und als es dämmerig wurde, rief ſie plötzlich: Gott mag mir verzeihen! Das überleb' ich nicht! Mit Einem Sprunge war ſie im Waſſer, und ich mit Einem Sprunge hinter ihr her, denn ich kann ſchwimmen, Hr. Doktor!"

Kaum hatte der Alte den Soldaten entlaſſen, als Oswald athemlos hereinſtürzte mit wilden Blicken und zerſtreutem Haare. „Vater! was iſt geſchehen?" Das Gerücht, welches ſich ſchnell in der ganzen Stadt verbreitet hatte, war auch ihm zu Ohren gekommen. Es hieß, Guſtchen ſey todt, und er rannte mit bebendem Herzen nach Hauſe, ohne zu ahnen, welchen Antheil er ſelbſt an der fürchterlichen Begebenheit hatte. Der Vater erzählte ihm, was vorgegangen, und erſtaunte nicht wenig, als Oswald ſinnlos vor ihm niederfiel, ſeine Schuld bekennend.

Mit ſtummer Verachtung blickte Wendling lange auf den Unglücklichen, der, abermals durch Verheimlichung, auch ſeine

zweite Schweſter in ein furchtbares Grab geſtürzt hatte. „Gott und der ſchuldloſe Engel mögen dir verzeihen!“ ſagte er, „Ich kann es nicht.“

Oswald lag vernichtet vor ihm. Der Vater überließ ihn ſeinen Gewiſſensbiſſen, und ſetzte ſich mit tiefer Wehmuth vor Gustchens Bette, bewachte ſelbſt jeden ihrer Athemzüge, vergaß ſein Alter, ſeine Kränklichkeit, und wich nicht mehr von ihrem Lager, bis er ſie außer Gefahr ſah. Die kräftigſte ſeiner Arzeneien war die Nachricht, daß ihre Unſchuld erkannt worden. Da weinte ſie ſtill' und ſanft, und der Alte, ſeine Thränen mit den ihrigen miſchend, wollte ſie um Vergebung bitten, aber ſie legte ihm die Hand auf den Mund.

Oswald wagte es nicht, ihr Zimmer zu betreten. Sie ſelbſt fragte zuerſt nach ihm; er wankte wie ein Verbrecher herein, und ſie vergab ihm mit himmliſcher Milde. Aber ihre vorige Geſundheit erlangte ſie nicht wieder. Sie, ſonſt wie eine Roſe blühend, erſchien jetzt mit

blaſſen Wangen; ihr ganzes Nervenſyſtem war zerrüttet, um ihren Seelenfrieden wars geſchehen. Sie machte ſich ſelbſt unaufhörlich Vorwürfe, daß ſie der Verzweiflung ſich überlaſſen; daß ſie, ſtatt auf einen gerechten Gott und ihre Unſchuld zu vertrauen, eine Selbſtmörderinn habe werden wollen. Endlich erklärte ſie ihrem Pflegevater: In ſeinem Hauſe, wo ſie alles an dieſe ſchreckliche Begebenheit erinnere, könne ſie nicht geneſen.

„Ich habe ja den Schrank dir aus den Augen geſchafft,“ ſagte er wehmüthig. Dankbar erkannte ſie die zarte Sorge, doch bittend, wenn er ihr und ſich ſelbſt die Ruhe wieder geben wolle, ſie auf einige Zeit zu entlaſſen. „Sie haben mich,“ ſagte ſie, „mit Wohlthaten überhäuft. Die größte derſelben war die Bildung, die Sie mir gegeben. Nun bin ich herangewachſen, und kann mir allein forthelfen. Erlauben Sie mir, einige Jahre unter fremden Menſchen zuzubringen, und mein Brot ſelbſt zu

verdienen, das wird mir heilſam ſeyn. Bedürfen Sie einſt im höhern Alter meiner Pflege, ſo kehre ich ſchnell zu Ihnen zurück.“ Der Alte widerſtrebte umſonſt, ſie beharrte feſt auf ihrem Entſchluſſe.

Den wichtigſten ihrer Bewegungsgründe verſchwieg ſie ihm — ſie liebte Oswald im Stillen, trotz Allem, was ſie durch ihn gelitten, und dieſe Liebe wollte ſie bekämpfen, weil ſie glaubte, daß er nichts für ſie empfände. Aber Oswald war auch ihr von Herzen gut, und dieſe Neigung würde ſicher ſchnell zur Leidenſchaft gewachſen ſeyn, wenn er nur irgend ein Hinderniß heimlich zu bekämpfen gehabt hätte. So lange er ſie täglich ſah, und, wenn er wollte, auch allenfalls in ſeines Vaters Gegenwart, von ſeiner Liebe ſprechen konnte, ſo lange fand er dieſe Lage nicht reizend genug, und blieb kühl. Ja, er willigte faſt gern in die Trennung von ihr, weil er ſogleich eine dunkle Hoffnung hegte, daß er vielleicht, außer ſeines Vaters Hauſe,

eine Gelegenheit finden werde, eine Art von Intrigue mit ihr anzuſpinnen. Guſtchen aber, welche nicht in ſeinem Herzen las, fühlte ſich tief gekränkt durch die Ruhe, mit der er ihren Entſchluß vernahm, und er beſtärkte ſie nur noch mehr in demſelben.

Der Alte gab nach unter der Bedingung, daß ſein Haus ſtets ihre Zuflucht bleiben ſollte, wenn es in ihren neuen Verhältniſſen ihr nicht gefiele. Einem ſeiner Freunde, der in allen guten Häuſern bekannt war, hatte er aufgetragen, ihr eine annehmliche Stelle zu verſchaffen. Sie hatte die Wahl unter mehrern, und wählte die einer Geſellſchafterinn bei einer fremden jungen Dame, die ſich erſt ſeit kurzem an dem Orte aufhielt. Hauptſächlich zog ſie dieſe Stelle darum allen andern vor, weil die Fremde von der Begebenheit nichts wußte, deren ſie ſich noch immer beim Anblick jedes Bekannten ſchämte; auch hoffte ſie dort Oswalds Anblick am leichteſten zu vermeiden.

In den erſten Tagen, nachdem ſie ihren Dienſt angetreten — (denn Geſellſchaft leiſten müſſen, iſt fürwahr ein Dienſt, und oft ein ſehr ſchwerer) beſuchte ſie den Pflegevater noch einmal, doch zu einer Zeit, wo Oswald nicht zu Hauſe zu ſeyn pflegte. Sie ſchien mit ihrer Lage ſehr zufrieden; um ſo mehr wunderte ſich der alte Wendling, als er nach einigen Wochen erfuhr, daß ſie die fremde Dame plötzlich verlaſſen, und als Kammermädchen in die Dienſte einer alten Gräfinn getreten ſey, deren Haus eine Art von Kloſter war. Vergebens erwartete er einen neuen Beſuch, um den Grund dieſes ſchnellen Wechſels zu erfahren.

Dieſer Grund war zwiefach. Guſtchen hatte bald bemerkt, daß Fräulein Schildheim eine Verworfene ſey, obgleich mit der feinſten Bildung der großen Welt überfirnißt. Jeden Jüngling, gleichviel welches Standes, ſuchte ſie ins Netz zu ziehen. Schönheit galt ihr viel, Reichthum noch mehr. Sie konnte dem Einen

zulächeln und mit dem Andern liebäugeln, wäh=
rend ſie einem Dritten verſtohlen die Hand drückte,
und ſo Jeden wähnen ließ, er ſey der allein Be=
günſtigte. Alles das geſchah mit ſo vielem An=
ſtand und Vorſicht, daß Guſtchen anfangs
zweifelhaft war, ob ſie ihr nicht Unrecht thue.
Ein Zufall hob alle Zweifel. Es zog in einer
Nacht ein ſtarkes Gewitter herauf. Guſtchen,
die nur wenige Schwachheiten ihres Geſchlechts
beſaß, doch unter andern die, ſich vor Gewit=
tern zu fürchten, mochte nicht gern allein ſeyn,
wenn es donnerte. Sie warf ihren Schlafrock
über und trippelte nach dem Schlafzimmer des
Fräuleins; doch, um dieſe nicht zu erſchrecken,
hatte ſie der Thür ſich ganz leiſe genähert, und
ſtand eben im Begriff, ſie zu öffnen, als ſie von
innen heraus die wohlbekannte Stimme eines
Offiziers vernahm, der das Haus täglich be=
ſuchte. Das ſchamhafte Mädchen entſetzte ſich,
eilte zurück in ihr Zimmer, als habe ſie ein
Geſpenſt geſehen, und alle Gewitterfurcht war
für dies Mal verſchwunden. Beim Leuchten

der Blitze packte ſie ihre kleinen Habſeligkeiten zuſammen, und floh mit Anbruch des Tages, ein Billet hinterlaſſend, aus welchem das Fräulein ohne Mühe den Grund dieſes plötzlichen Entſchluſſes errieth.

Unter den Stellen, welche man Guſtchen angeboten hatte, war auch die bei der alten einſiedleriſchen Gräfinn, die zum Glücke noch unbeſetzt geblieben. Sie meldete ſich, und gewann die alte ehrwürdige Dame ſogleich durch ihre Sittſamkeit. Hier war ſie auch ganz ſicher, Oswald nicht zu ſehen, denn in dieſem Hauſe ſah man überhaupt Niemanden; bei dem Fräulein Schildheim hingegen hatte er bereits Mittel gefunden, ſich Zutritt zu verſchaffen, und das eben war der zweite Grund, aus welchem ſie ohnehin ſchon einen Wechſel ihres Aufenthalts beſchloſſen hatte, nicht ohne eine gewiſſe Aengſtlichkeit, daß ſie unſchuldiger Weiſe den Geliebten ihres Herzens in den Zauberkreis dieſer Buhlerinn gezogen, die den ſchönen Jüng-

ling, der auch für reich galt, ſogleich zu feſſeln ſtrebte. Guſtchen hatte auch wol bemerkt, daß die Reize, noch mehr die Künſte, der fremden Dame einen ſtarken Eindruck auf ihn gemacht. Hier winkte ihm eine Intrigue, und einem ſolchen Winke widerſtand er nie. Guſtchen ſeufzte und zitterte vor dem Lockgeſang der Sirene, der ihn ſo leicht in einen Abgrund ziehen konnte, und durch einen alten ſchwatzhaften Bedienten erfuhr ſie nur zu bald, daß ihre Furcht nicht ungegründet ſey. Oswald war verſtrickt, ſah in dem ſchönen Fräulein ein Tugendmuſter, und würde der Vertraute ihres geheuchelten Kummers, der, ihrer Angabe zufolge, in einem ſchweren Prozeſſe beſtand, durch den ſie in tiefe Armuth geſtürzt zu werden klagte. Oswald gab ihr Alles, was er hatte, und machte Schulden obendrein. Aus Erkenntlichkeit ſchmeichelte ſie ihm mit einer heimlichen Heirath, weil ſie, ihrer vornehmen Verwandten wegen, ihm nicht wohl öffentlich die Hand reichen könne, bevor ſie nicht im Beſitz ihrer

Güter ſey. Das Wort heimlich war für Oswald ein Zauberwort, und, mit Blindheit geſchlagen, ſtolperte er in das Netz.

Zu ſeinem Glück entdeckte das vergeſſene Guſtchen die Gefahr, als er ſchon am Rande des Abgrundes ſtand. Fräulein Schildheim hatte ein Stubenmädchen, eines der gutmüthigſten Geſchöpfe, doch ſehr tyranniſch von ihr behandelt. Guſtchen hatte einmal, während ihres kurzen Aufenthaltes, das arme Kind von einem Dutzend Ohrfeigen errettet, indem ſie die Schuld einer zerbrochenen Taſſe auf ſich nahm, und dadurch Gretchens Liebe ſo ſehr gewonnen, daß dieſe auch jetzt noch oft zu ihr kam, um ihre Leiden der guten, freundlichen Mamſell zu klagen. „Nun aber,“ ſagte ſie eines Tages, „nun wird es hoffentlich anders werden, denn meine Gebieterinn wird ſich vermählen. Zwar iſt das noch ein großes Geheimniß, die Verbindung wird morgen ganz im Stillen vollzogen, aber ich habe es doch er=

lauſcht, als ich im Nebenzimmer den Staub von den Möbeln fegte. Der junge Herr ſcheint wol ein recht guter Herr zu ſeyn — nun wird er ſeine liebe Noth haben.“

„Wer iſt er?“ fragte Guſtchen mit klopfendem Herzen.

„Der junge Herr Wendling, der Sohn des reichen Arztes.“

„Auf Morgen, ſagſt du, iſt die Vermählung feſtgeſetzt?“

„Morgen Abend um acht Uhr, ganz im Stillen. Der Hr. Paſtor iſt ſchon eingeladen; das hat mir Franz, der alte Bediente, verrathen.“

Auf der Stelle war Guſtchens Entſchluß gefaſſt. Sie entließ das Mädchen, warf eine Kappe über, eilte zum alten Wendling und vertraute ihm Alles, was ſie wußte, auch die, durch Gewitterfurcht veranlaſſte, Entdeckung.

„Jetzt,“ ſagte ſie, „hab' ich meine Pflicht gethan. Ich mußte Ihnen Kummer verurſachen, doch beſſer nun, als zu ſpät. So lange ich vermuthen mußte, daß der Vater meines irrenden Bruders ununterrichtet ſey, ſo lange hat eine ſchwere Angſt mein Herz gepeinigt; nun athme ich freier, denn ſein Schickſal liegt in Ihren Händen.“ Mit dieſen Worten verließ ſie den Alten, der in ein ſchwermüthiges Nachdenken verſank. Wie ſollte er dem Unglücke vorbeugen? — Durch väterliche Autorität konnte er freilich die Stricke der Buhlerinn auf Einmal zerreißen, doch ungern ſchritt er zu dieſem Aeußerſten.

Plötzlich fiel ihm ein Mittel ein, den Sohn zu retten, ohne daß es ſchiene, als ob er die Hand im Spiele habe. Den jungen Offizier, deſſen Stimme Guſtchen in jener Gewitternacht vernommen, hatte Wendling einſt von einer ſchweren Krankheit geheilt, nachdem zwei andre Aerzte ihn bereits aufgegeben, und, weil er wußte, der junge Mann lebe bloß von ſei-

nem kargen Solde, hatte er nicht einmal Bezahlung von ihm gefordert noch angenommen. Gerührt hatte der Offizier ihm ſeine ewige Dankbarkeit verſichert; darum ſuchte jetzt der bekümmerte Vater ihn auf, um einen Beweis derſelben zu erbitten.

Anfangs ſtutzte der Lieutenant, und wollte mit dem Bekenntniß nicht heraus, daß er mit Fräulein Schildheim in ſo genauer Bekanntſchaft ſtehe; als er aber hörte, wovon die Rede ſey, erklärte er ſich augenblicklich zu Allem. „Auch wenn ich Ihnen nicht ſo hoch verbunden wäre," ſagte er, „würde ich es für Pflicht halten, einen ehrlichen Mann zu warnen, der in ſein Verderben rennt. Gehen Sie ruhig heim und verlaſſen Sie ſich auf mich!"

Der Doktor ging heim, ruhig wurde er aber doch nicht eher, als bis am andern Abend Oswald wie ein Geſpenſt in ſeine Arme ſtürzte, und ihm reuig Alles erzählte.

Der Offizier, der zwar ſchon ſeit mehrern Monaten mit der Buhlerinn gebrochen hatte, aber noch einen Schlüſſel beſaß, der durch einen hintern Gang zu ihren Zimmern führte, lauerte im nächſten Kaffehauſe, bis er den Prediger nebſt einem erbetenen Zeugen vorbeigehen ſah; nun ſchlich er auch ins Haus durch den wohlbekannten Gang, bediente ſich des Schlüſſels, und gelangte unbemerkt in des Fräuleins Schlafzimmer, welches an den Saal ſties, in dem die Ceremonie vor ſich gehen ſollte. Hier wartete er ſo lange, bis der verblendete Bräutigam mit ſeiner unwürdigen Braut ſich wirklich vor den Prieſter ſtellte, und dieſer ſeinen Spruch bereits anhub. Plötzlich trat der Hr. Lieutenant heraus, und ſein geſpenſtiſches Erſcheinen bewirkte eine Gruppe für Hogarths Pinſel.

Oswald ſtutzte, ſah ihn mit funkelnden Augen an, und dann wieder auf ſeine ſchöne Braut, die, erblaſſend und wankend, zum

nächſten Stuhle taumelte. Der Prediger und der Zeuge ſtanden mit offnen Mäulern.

„Hr. Wendling,“ ſagte der Lieutenant mit kaltem Ernſt, „ich erſcheine als Ihr Schutzgeiſt. Oder wollen Sie dieſen Schlüſſel zu dem Schlafzimmer Ihrer Braut aus meinen Händen empfangen?“

Oswald konnte nicht ſprechen, ſeine Lippen zitterten, er heftete ſein brennendes Auge auf das Fräulein, ihre Rechtfertigung erwartend. Auch rief ſie wirklich den ganzen Muth der Unverſchämtheit zu Hülfe, verſuchte, den Ankläger Lügen zu ſtrafen, und wollte ihn als einen abgewieſenen Liebhaber darſtellen, der ſich an ihr zu rächen ſuche. Mit einem Blick der tiefſten Verachtung antwortete der Offizier: „Lieschen, ich kenne dich. Du biſt verrathen worden. Schweig und begrabe deine Schande in irgend einen fernen Winkel der Erde.“ — „Herr Wendling,“ fuhr er fort, „ſie iſt eine

Bäckerstochter aus Frankfurt; dort hat ſie durch ihre Schönheit manchen reichen Gimpel bethört, bis endlich die Polizei ihr auf die Spur kam. Da flüchtete ſie mit dem Reſt ihres verſchwendeten Raubes, und trat nun hier in einer neuen Rolle auf. Alles das erfuhr ich ſchon vor einigen Wochen durch einen Kameraden, der in Frankfurt in Garniſon geſtanden. Ich machte keinen andern Gebrauch davon, als den, daß ich den Umgang mit der Dirne ſogleich aufhob. Willſt du Beweiſe, Lieschen? „Soll ich meinen Kameraden holen? er hat die Ehre gehabt, dich zu kennen. — Gehen Sie, Herr Wendling, und danken Sie es Ihrem braven Vater, daß ich Sie, wiewol ein wenig unſanft, vom Rande des Verderbens zurückgeſchleudert habe.“

Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer. Der erkaufte Prieſter ſchlich mit ſeinem Zeugen beſchämt davon. Oswald blieb mit dem Mädchen allein. Sprechen konnte er nicht, aber

mit verſchränkten Armen ſtand er vor ihr, und ſah ſtarr auf ſie nieder, noch immer erwartend, daß ſie die Anklage durch Beweiſe vernichten werde. Doch wie groß war ſein Erſtaunen, als ſie plötzlich in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, in ihr Schlafzimmer rannte, und ſich einſchloß. Wütend ſchlug er mit der geballten Fauſt gegen die Thür, hörte ſie noch einmal lachen, zertrümmerte einen Spiegel, und ſtürzte aus dem Hauſe.

Mit einem von Scham und Reue zerknirſchten Herzen kam er zu ſeinem Vater, deſſen Mitwirkung bei dieſer Sache ihm ein Räthſel war. „Guſtchen iſt dein rettender Engel geweſen,“ ſagte der Alte. Eine freudige Rührung ergriff den Jüngling. Er ſchwur bei dem Grabe ſeiner Mutter, das ſey die letzte Verheimlichung, die er ſich zu Schulden kommen laſſe; nie wolle er künftig einen Gedanken vor ſeinem guten Vater verbergen. Wie gern verzieh ihm dieſer allen Kummer! denn hundert Mal wird ein Vater

betrogen, und bleibt doch immer leichtgläubig, wenn ein reuiges Kind zu ihm ſpricht. Dies Mal ſchien es dem Sohne voller Ernſt mit ſeiner Beſſerung, und zum Beweiſe bat er den Alten, ihm ſelbſt eine verſtändige Gattinn zu wählen, die ſein Vertrauen durch Liebe gewinnen, und ſanft von jedem Irrweg ihn ableiten könne. „Wie?“ ſagte Wendling, „Ich ſoll für dich wählen! Spricht dein Herz für keine? muß ich dir noch die Einzige nennen, die deine ganze Liebe verdient? auf deine Dankbarkeit ſo gerechten Anſpruch hat?“ Guſtchen! rief Oswald. „Willſt du mir meine gute Pflegetochter wieder ſchenken?“ „Ob ich will? ja, mein Vater! Morgen will ich auf irgend eine Weiſe in das Haus der Gräfinn ſchleichen und eine Verbindung anzuknüpfen ſuchen.“

„Schleichen? ſuchen? da erkenn' ich dich ſchon wieder. Was iſt hier zu ſchleichen? Morgen geh' ich ſelbſt zu Guſtchen, und wenn ſie, wie ich hoffe, dir nicht abgeneigt iſt, ſo ſpreche ich mit

der Gräfinn, und die Sache iſt in wenigen Stunden abgethan." Oswald liebte Guſt-chen wirklich, aber die Art, wie ſie ſeine Frau werden ſollte, gefiel ihm nicht. Es ging gar zu offen und ordentlich dabei zu. Am liebſten hätte er, wie die Spartaner, ſelbſt noch in der Ehe ſeine Frau nur verſtohlen beſucht. Indeſſen gab er nach, und in wenigen Wochen war er ein glück-licher Gatte, der Guſtchens Zärtlichkeit ſo in-nig erwiederte, daß ſie ſogar ſich einbildete, ſeine verderbliche Neigung zum Verheimlichen beſiegt zu haben. Er lebte jetzt ſehr häuslich; es er-gab ſich alſo keine Gelegenheit, etwas Wichtiges zu verhehlen, und das beſtärkte ſie in ihrer glücklichen Einbildung, die ſogar der Vater theilte, überzeugt, — daß — wenn es noch ein Mittel gibt, ſelbſt in ſpätern Jahren dieſen unſeligen Hang zu vertilgen, nur die Liebe einer klugen Gattinn deſſen fähig iſt.

Mit dieſer frohen Ueberzeugung ſtarb der Alte, und hinterließ dem Sohne ein anſehnliches

Vermögen, leider! zum Verderben; denn in den mancherlei Geſchäften, welche die Verwaltung eben dieſes Vermögens herbeiführte, fand er neue Nahrung für ſeine Schoßſünde. Ihm genügte nicht, gleich andern Kapitaliſten, ſein Geld auf Zinſe zu leihen, auf Obligationen, die man in jedem Hypothekenbuche angezeigt finden konnte; Niemand ſollte ſeine Umſtände kennen, doch nahm er ſeine Frau davon aus. Aber bald verwickelte er ſich in einen Handel, den er fürwahr nicht aus Gewinnſucht trieb, ſondern blos, weil es ein heimlicher Handel war, nämlich der mit Contrebande-Waaren. Nichts auf der Welt konnte ſeiner Neigung angemeſſener ſeyn, als dieſe Spekulation, zu der er ſich mit einem Kaufmanne vereinigt hatte. Davon erfuhr auch Guſtchen nichts; doch blieb es kaum ein Jahr verborgen. Grenzwächter entdeckten das Geheimniß, welches ihn nicht blos ſein Vermögen, ſondern auch einige Zeit lang ſeine Freiheit koſtete. Guſtchen machte ihm keine Vorwürfe; ſie wich

auch im Kerker nicht von ihm, und ernährte ohne Murren durch ihrer Hände Arbeit ihn und ihre beiden Kinder.

Doch dieſen traurigen Schickſalswechſel ertrug er nicht lange. Das Bewußtſeyn, ihn ſelbſt verſchuldet zu haben, war ein nagender Wurm an ſeinem Herzen. Er fiel in eine tiefe Schwermuth, und eines Abends ſtürzte er ſich ins Waſſer, an derſelbigen Stelle, wo ſein Guſtchen, von weit edlern Gefühlen irre geleitet, ihr Leben hatte endigen wollen. Die troſtloſe Wittwe fand Freunde, die ſie unterſtützten, und — nachdem die Zeit ihren Schmerz gelindert — auch Kraft in ihrer ſchönen Seele, das Leben, um ihrer Kinder willen, muthig zu tragen. Es waren ein paar wackere Buben, für welche ſie den Biſſen vom Munde ſich abdarbte, und jeden ſauer verdienten Groſchen auf ihre Erziehung verwandte. Vor allen Dingen hörte ſie nicht auf, mit Thränen und Bitten ihnen zu wiederholen: „Ver=

trauet denen, die durch Blut und Liebe euch am nächſten ſtehen! — Oft wird der Keim des Unglücks leicht zertreten, ehe er zum Dornenſtrauche heranwächst, der das Herz tödlich verwundet. Ihr habt keinen Vater mehr, darum vertrauet eurer Mutter ohne allen Rückhalt! Denn wer auf Gottes weiter Erde kann es redlicher mit euch meinen? — und habt ihr mich nicht mehr, ſo vertrauet verſtändigen Freunden, denn ſie ſehen kalt und klar, wo ihr im heißen Dunſte der Leidenſchaften tappt. Vertrauet einſt Euren Gattinnen! Verhehlet ihnen nichts, weder aus falſcher Scham noch aus blinder Liebe, am wenigſten aus Geringſchätzung. Das feſteſte Band der ehelichen Liebe iſt Vertrauen, ſo wie Verheimlichung am ſicherſten jedes zärtliche Verhältniß ſtört."

Die guten Knaben prägten ſich die mütterliche Lehre tief in die Herzen, und Guſtchen genoß im hohen Alter das Glück, Ahnfrau einer

zahlreichen Familie zu ſeyn, die, groß und klein, alle ihre Wünſche und Gedanken mit ihr theilte, und bei ihren Rathſchlägen, ihren Warnungen, ſich immer wohl befand.

LD

Kotzebue

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Geschichtchen für meine Söhne

Bd.: 1

Stuttgart u.a. (1812)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 3936

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260786-3